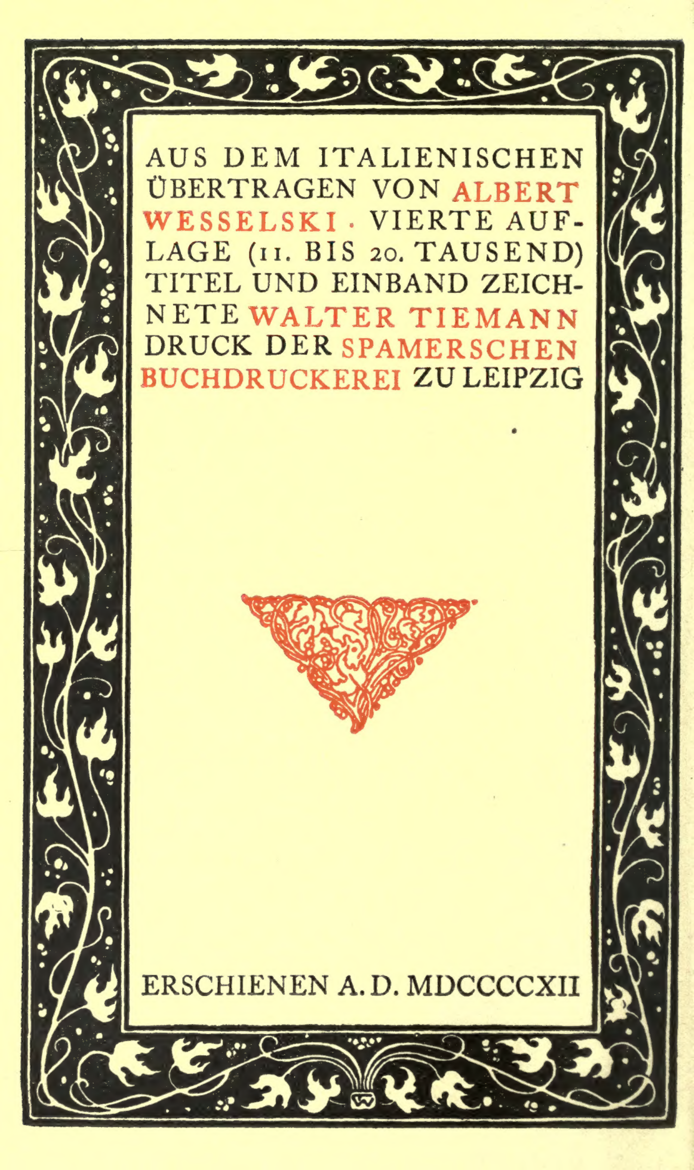
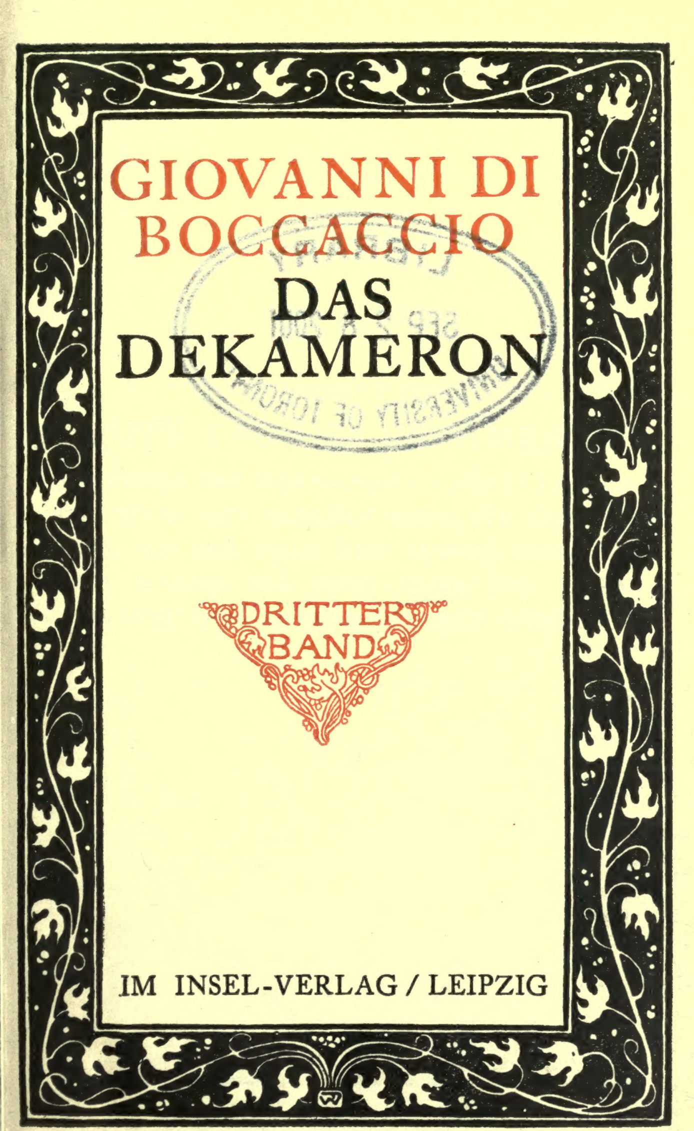

3 1761 05991508 2





AUS DEM ITALIENISCHEN ÜBERTRAGEN VON ALBERT WESSELSKI · VIERTE AUFLAGE (11. BIS 20. TAUSEND) TITEL UND EINBAND ZEICHNETE WALTER TIEMANN DRUCK DER SPAMERSCHEN BUCHDRUCKEREI ZU LEIPZIG

ERSCHIENEN A. D. MDCCCCXII



GIOVANNI DI BOCCACCIO

DAS DEKAMERON

DRITTER BAND

IM INSEL-VERLAG / LEIPZIG



ES BEGINNT DER

ACHTE TAG DES DEKAMERONS

WO UNTER DER HERRSCHAFT LAURETTAS VON DEN STREICHEN ERZÄHLT WIRD, DIE TAGTÄGLICH VON DER FRAU DEM MANNE ODER VON DEM MANNE DER FRAU ODER VON EINEM MANNE DEM ANDERN GESPIELT WERDEN

SCHON ERGLÄNZTEN AM MORGEN des Sonntags die höchsten Berggipfel unter den Strahlen des aufgehenden Lichtes, die Schatten wichen und die Umrisse der Dinge traten klar hervor, als die Königin samt ihrer Gesellschaft aufstand. Zuerst ergingen sie sich auf dem tauigen Rasen, dann besuchten sie um die Mitte der zweiten Morgenstunde ein Kirchlein in der Nähe, hörten dort den Gottesdienst und kehrten nach Hause zurück; nachdem sie heiter und guter Dinge gegessen hatten, sangen und tanzten sie ein wenig, bis sie die Königin beurlaubte, damit wer wolle, der Ruhe pflegen könne. Als aber die Sonne den Mittagskreis überschritten hatte, setzten sie sich nach dem Wunsche der Königin zu dem gewohnten Geschichtenerzählen an den schönen Springbrunnen, und auf einen Befehl der Königin begann Neifile also:

ERSTE GESCHICHTE

Gulfardo borgt von Guasparruolo das Geld, das er dessen Frau versprochen hat, um mit ihr schlafen zu dürfen; er gibt es ihr und läßt sich von ihr in Gegenwart Guasparruolos bestätigen, daß er ihrs gegeben hat.

WENN es denn der Herrgott bestimmt hat, daß ich heute mit meiner Geschichte den Anfang machen soll, so schicke ich mich auch darein. Und weil, meine liebenswürdigen Damen, über die Streiche, die die Frauen den Männern gespielt haben, schon ziemlich viel gesagt worden ist,

so will ich einen erzählen, den ein Mann einer Frau gespielt hat, nicht vielleicht, um zu tadeln, was der Mann getan hat, oder weil ich etwa behaupten wollte, der Frau sei nicht ganz recht geschehn, sondern um den Mann zu loben und die Frau zu tadeln, und weil ich dartun will, daß es auch die Männer treffen, die hineinzulegen, die ihnen vertrauen, so wie sie selbst von denen hineingelegt werden, denen sie vertrauen. Von Rechts wegen sollte man übrigens eigentlich, um ein schicklicheres Wort zu wählen, bei dem, was ich erzählen will, nicht von Hineinlegen, sondern eher von Heimzahlen sprechen, da es sicher ist, daß die Frau die Ehrbarkeit zu pflegen und ihre Keuschheit so zu hüten hat wie ihr Leben und sich durch nichts auf der Welt verleiten lassen soll, sie zu beflecken; unsere Schwachheit ist ja schuld daran, daß das nicht allwege so beobachtet wird, wie es sich gehörte, aber trotzdem behaupte ich, daß die das Feuer verdient, die sich dazu durch eine Bezahlung verleiten läßt, während die, die durch die Liebe, deren Macht sie erkannte, dahin gelangt, in den Augen eines nicht allzu strengen Richters Verzeihung verdient, wie es denn nach den vor einigen Tagen von Filostrato gegebenen Darlegungen mit Madonna Filippa in Prato gehalten worden ist.

Es war also einmal in Mailand ein Deutscher in Diensten, Gulfardo mit Namen, ein wackerer Gesell, der dem, dem er diente, stets die Treue hielt, was bei den Deutschen selten zuzutreffen pflegt; und

weil er geborgtes Geld treu und pünktlich wiedererstattete, so hätte er genug Kaufleute gefunden, die ihm jede Summe Geldes um einen kleinen Nutzen geborgt hätten. Dieser Gulfardo wandte nun während seines Aufenthaltes in Mailand seine Liebe einer sehr schönen Frau zu, genannt Madonna Ambruogia und Gattin eines reichen Kaufherrn, der Guasparruolo Cagastraccio hieß und mit dem er gut bekannt und befreundet war. Und in dieser Liebe benahm er sich so zurückhaltend, daß weder der Gatte noch sonst jemand etwas merkte, schickte aber eines Tages zu ihr und ließ sie bitten, seiner Liebe günstig sein zu wollen; er sei bereit, alles zu tun, was sie befehlen werde. Nach vielem Hinundherreden kam die Dame zu dem Schlusse, sie sei bereit, Gulfardos Willen zu tun, jedoch unter zwei Bedingungen: erstens dürfe ers keinem Menschen offenbaren, zweitens müsse er ihr als reicher Mann, der er sei, zweihundert Gulden schenken, die sie zu etwas brauche; dann werde sie ihm stets zu Willen sein. Als das Gulfardo hörte, verdroß ihn die Habgier dieser Niederträchtigen, die er stets für eine rechtschaffene Frau gehalten hatte, und seine inbrünstige Liebe verwandelte sich schier in Haß; und in der Absicht, ihr einen Streich zu spielen, ließ er ihr sagen, daß er für sie sowohl dies als auch alles andere, was ihm nur möglich sei, gern tun werde, und sie möge ihm nur Botschaft schicken, wann er kommen und ihr das Geld bringen solle, und davon werde niemand etwas erfahren als ein Freund, vor dem er keine

Heimlichkeit habe und der ihn auf allen Gängen begleite. Ganz zufrieden mit dieser Antwort ließ ihm die Frau, oder besser gesagt die Metze, sagen, daß ihr Gatte Guasparruolo in etlichen Tagen nach Genua reisen müsse; das werde sie ihn wissen lassen und um ihn schicken. Gulfardo ging, als es ihm an der Zeit schien, zu Guasparruolo und sagte zu ihm: „Ich habe etwas vor und brauche dazu zweihundert Gulden; sei so gut und borge sie mir zu den Zinsen, die du sonst von mir nimmst." Guasparruolo sagte, das tue er gerne, und zählte ihm sofort das Geld auf. Nach etlichen Tagen machte sich Guasparruolo, wie die Frau gesagt hatte, auf die Reise nach Genua; darum schickte die Frau zu Gulfardo, er solle kommen und die zweihundert Gulden bringen. Gulfardo ging mit seinem Freunde hin, und das erste, was er tat, als er sie ihn erwarten sah, war, daß er ihr die zweihundert Gulden vor den Augen seines Freundes übergab mit den Worten: „Madonna, nehmt dies Geld und gebt es Euerm Gatten, bis er wieder daheim ist." Die Frau nahm es, ohne zu ahnen, warum Gulfardo also sagte; sie glaubte vielmehr, er tue nur deshalb so, damit sein Gesell nicht merke, daß er ihrs als Kaufpreis gebe. Darum sagte sie: „Sehr gern, aber ich will sehn, wieviel es ist," und schüttete es auf einen Tisch; und als sie gefunden hatte, daß es zweihundert waren, trug sie sie ganz zufrieden in ihren Schrein. Dann holte sie Gulfardo und führte ihn in ihre Kammer; und sie befriedigte ihn nicht nur diese Nacht mit ihrem Leibe, sondern noch viele

andere vor der Heimkehr ihres Gatten. Als Guasparruolo von Genua heimgekehrt war, paßte Gulfardo die Zeit ab, wo er mit seiner Frau zusammen war, ging zu ihm und sagte in ihrer Gegenwart zu ihm: „Guasparruolo, das Geld, nämlich die zweihundert Gulden, die du mir neulich geborgt hast, habe ich nicht gebraucht, weil sich das Geschäft, dessentwegen ich sie genommen habe, zerschlagen hat, und daher habe ich sie alsbald deiner Frau gebracht und ihr übergeben; und darum lösche meine Rechnung.“ Guasparruolo wandte sich zu seiner Frau und fragte sie, ob sie sie bekommen habe. Da sie den Zeugen anwesend sah, konnte sie nicht leugnen, und so sagte sie: „Freilich habe ich sie bekommen; ich habe nur noch nicht daran gedacht, es dir zu sagen.“ Nun sagte Guasparruolo: „Es ist alles richtig, Gulfardo; geht mit Gott, ich werde Eure Rechnung schon in Ordnung bringen.“ Gulfardo ging seiner Wege, und die geprellte Frau gab den Schandlohn ihrem Gatten: und so hatte der listige Liebhaber seine habsüchtige Dame genossen, ohne daß es ihn etwas gekostet hätte.

ZWEITE GESCHICHTE

Der Pfarrer von Varlungo schläft mit Monna Belcorole, indem er ihr dafür seinen Chorrock verpfändet; dann leiht er sich von ihr einen Mörser aus. Als er den zurückschickt, läßt er den verpfändeten Chorrock fordern. Die gute Frau gibt ihn mit Stichelreden zurück.

EINMÜTIG billigten die Männer und die Frauen die Handlungsweise Gulfardos gegen die habsüchtige Mailänderin, bis sich die Königin zu Panfilo wandte und ihm lächelnd befahl, fortzufahren; und Panfilo begann: Meine schönen Damen, mir fällt ein Geschichtchen ein, das sich gegen die richtet, die uns ohne Unterlaß verletzen, ohne daß wirs ihnen auf dieselbe Weise heimzahlen könnten, nämlich gegen die Geistlichen, die einen regelrechten Kreuzzug wider unsere Frauen verkündet haben und, wenn sie eine drankriegen können, ebenso Schuldvergebung und Ablaß verdient zu haben glauben, wie wenn sie den Sultan in Ketten von Alexandrien nach Avignon gebracht hätten; das können ihnen die armen Weltleute nicht antun, wenn sie sich auch an ihren Müttern, Schwestern, Liebchen und Töchtern mit nicht geringerer Inbrunst rächen, als die ihre Weiber bestürmen. Und darum will ich Euch von einem ländlichen Liebeshandel erzählen, der weniger langwierig als, gegen den Schluß zu, spaßhaft ist und Euch die Lehre wird ziehn lassen, daß man den Geistlichen nicht immer alles aufs Wort glauben darf.

In Varlungo, einem Dorfe, das, wie jede von Euch weiß oder gehört haben könnte, hier ganz in der Nähe ist, war also ein tüchtiger und im Frauendienst rüstiger Pfarrer, der, obgleich er im Lesen nicht allzu groß war, doch seine Pfarrleute allsonntäglich unter der Ulme mit vielen trefflichen und heiligen Worten erbaute; und wann die Männer nicht zu Hause waren, suchte er die Frauen besser heim als sein Vorgänger, indem er ihnen bisweilen ein Bildchen und den Weihbrunn und etwa ein Kerzenendchen ins Haus brachte und ihnen seinen Segen spendete. Nun geschah es, daß ihm, nachdem ihm schon genug seiner Pfarrtöchter gefallen hatten, sonderlich eine gefiel, die Belcolore hieß und die Gattin eines Bauern war, der sich Bentivegna del Mazzo nennen ließ: sie war auch wirklich eine annehmliche, frische Dirne, bräunlich und drall und zur Bosselarbeit füglicher als jede andere; zudem war sie es, die es am besten verstand, die Zimbel zu schlagen und zu singen: „Das Wasser rinnt ins Zwiebelfeld", und den Reigen anzuführen und, wenn es darauf ankam, im Rundtanze das hübsche Tüchlein in der Hand zu schwingen trotz jeder Nachbarin: um all dieser Vorzüge willen hatte sich der Herr Pfarrer so rasend in sie verliebt, daß er fast den Verstand verlor und den ganzen Tag herumstrich, um sie zu Gesicht zu bekommen. Und wenn er sie am Sonntagsmorgen in der Kirche wußte, so legte er ein Kyrie und ein Sanktus ein und machte die größten Anstrengungen, sich als ein großer Mei-

ster im Gesange zu zeigen, wo es doch klang, als ob ein Esel gebrällt hätte; sah er sie aber nicht, so machte er alles leichthin ab. Immerhin wußte ers so zu treiben, daß weder Bentivegna del Mazzo noch ein Nachbar etwas merkte. Und um mit Monna Belcolore auf einen vertraulichern Fuß zu kommen, machte er ihr dann und wann Geschenke: bald schickte er ihr ein Büschel frischen Knoblauchs, der in der ganzen Gegend nirgends schöner wuchs als in seinem Garten, den er mit eigener Hand bearbeitete, bald ein Körbchen Schoten, dann wieder einen Bund Zwiebeln oder Bollen. Wann er einmal die Zeit ersah, dann betrachtete er sie mit schmollenden Blicken und greinte verliebt mit ihr; sie aber gab sich spröde den Anschein, nichts zu bemerken, und ging kalt an ihm vorüber: und so gelang es dem Herrn Pfarrer nicht, seiner Sache einen Fortgang zu geben. Nun geschah es, daß der Pfarrer, als er wohl um die Mittagsstunde auf der Straße hin und her strolchte, Bentivegna del Mazzo mit einem beladenen Esel begegnete: er redete ihn an und fragte ihn, wohin er gehe. Bentivegna antwortete: „In die Stadt, Herr, wenn ich die Wahrheit sagen soll, in einer meinigen Angelegenheit, und die Sachen da bringe ich dem Ser Bonaccorri da Ginestreto, damit er mir, ich weiß nicht worin, beisteht, weswegen mich der Defizialrichter durch seinen Perikolater zu einer parentorischen Frist hat laden lassen.“ Voller Freude sagte der Pfarrer: „Recht so, mein Sohn, geh also mit meinem Segen und komm bald

wieder; und wenn dir Lapuccio oder Naldino zu Gesichte kommt, so vergiß nicht, ihnen zu sagen, daß sie mir die Riemen zu meinen Dreschflegeln bringen sollen.“ Bentivegna sagte, das werde geschehn, und wanderte weiter nach Florenz. Jetzt fiel dem Pfarrer ein, es sei die richtige Zeit, zu Belcolore zu gehn und sein Glück zu versuchen; und er nahm den Weg zwischen die Beine und rastete nicht eher, als bis er bei ihrem Hause war. Er trat ein und sagte: „Gott zum Gruße, ist niemand daheim?“ Belcolore, die gerade auf dem Boden war, sagte, als sie ihn hörte: „Willkommen, Herr; was trottet Ihr denn bei dieser Hitze umher?“ der Pfarrer antwortete: „Wenn es der Himmel gut mit mir meint, so bin ich hergekommen, um ein Weilchen bei dir zu bleiben, weil ich deinen Mann getroffen habe, wie er in die Stadt ging.“ Belcolore, die schon heruntergekommen war, setzte sich nieder und machte sich daran, den Kohlsamen zu klauben, den ihr Mann kurz vorher gereitert hatte. Der Pfarrer fing an und sagte: „Belcolore, willst du mich denn wirklich auf diese Art sterben lassen?“ Belcolore lächelte und sagte: „Was tu ich Euch denn?“ Der Pfarrer sagte: „Du tust mir nichts, aber du läßt dir nicht von mir das tun, was ich möchte und was Gott geboten hat.“ Belcolore sagte: „Geht doch, geht doch. Oder tun die Geistlichen auch so etwas?“ Der Pfarrer sagte: „Nun freilich, und besser als die andern Männer; und warum auch nicht? und ich sage dir, wir machen eine weit bessere Arbeit; und weißt du

warum? Wir mahlen mit gesammeltem Wasser. Aber im Ernst, es soll dein Schade nicht sein, wenn du still bist und mich machen läßt." Belcolore sagte: „Wieso nicht mein Schade? Ihr seid ja alle miteinander karger als der Leibhaftige!" Nun sagte der Pfarrer: „Ich bins nicht, fordere nur: willst du ein Paar Schuhe oder willst du ein Stirnband oder willst du ein schönes Stück Tuch oder was willst du?" Belcolore sagte: „Damit ists nichts, derlei Zeug habe ich genug; wenn Ihr mich aber wirklich so liebhabt, so tut mir doch einen Gefallen: und dann täte ich alles, was Ihr wollt." Nun sagte der Priester: „Sag, was du willst, und ich werde es gern tun." Nun sagte Belcolore: „Samstag muß ich nach Florenz gehn, die gesponnene Wolle abliefern und mein Spinnrad ausbessern lassen; und wenn Ihr mir fünf Lire borgt – daß Ihr sie habt, weiß ich –, so kann ich mein braunes Leibchen auslösen samt dem Sonntagsgürtel, den ich in die Ehe gebracht habe: so, wie ich bin, kann ich ja, das seht Ihr, weder in die Kirche noch sonst an einen rechtschaffenen Ort gehn. Dann werde ich alles tun, was Ihr wollt." Der Pfarrer antwortete: „So wahr mir Gott helfe, ich habe sie nicht bei mir; aber, glaub mirs, bevor der Samstag kommt, werde ich sie dir gern geschafft haben." „Ja," sagte Belcolore, „im Versprechen seid ihr alle groß, aber ums Halten schert ihr euch nicht. Gedenkt Ihrs mit mir ebenso zu treiben, wie Ihrs mit Biliuzza getrieben habt, die mit einer langen Nase hat abziehn müssen? Gottstreu, das soll Euch

nicht gelingen; dadurch ist sie im ganzen Orte ins Gerede gekommen. Habt Ihr sie nicht, so holt sie.“ „Ach,“ sagte der Pfarrer, „laß mich doch jetzt nicht erst nach Hause laufen. Sieh nur, wie günstig alles steht, und niemand ist da; vielleicht kommt uns jemand dazwischen, bis ich wieder zurück bin, und ich weiß nicht, wann es sich mir wieder so gut schicken wird wie jetzt.“ Und sie sagte: „Je nun, wenn Ihr gehn wollt, so geht, wenn nicht, so laßt es bleiben.“ Als der Pfarrer sah, daß sie nicht geneigt war, ihm seinen Willen zu tun, außer ums salvum me fac, wo ers doch sine custodia tun wollte, sagte er: „Du glaubst es also nicht, daß ich sie dir bringen werde; damit du mir aber glaubst, werde ich dir meinen braunen Chorrock zum Pfande lassen.“ Belcolore rümpfte die Nase und sagte: „Den Chorrock da! was ist er denn wert?“ Der Pfarrer sagte: „Was, was er wert ist? Nimm es gefälligst zur Kenntnis, daß er aus Zweibrückener bis Dreibrückener Tuch ist, und bei uns gibts Leute, die es gar für Vierbrückener halten; und es sind noch keine vierzehn Tage her, daß ich beim Trödler Lollo sieben bare Lire dafür bezahlt habe; und ich habe ihn noch um fünf Soldi zu wohlfeil gekauft, wie mir Buglietto gesagt hat, der sich, wie du weißt, auf derlei braunes Tuch sehr gut versteht.“ „Wirklich?“ sagte Belcolore. „So wahr mir Gott helfe, ich hätte es nicht geglaubt. Aber gebt ihn erst einmal her.“ Der Herr Pfarrer, der die Armbrust gespannt hatte, zog den Chorrock aus und gab ihr ihn. Und nachdem sie

ihn aufgehoben hatte, sagte sie: „Herr, gehn wir dort in die Scheuer; da kommt kein Mensch hin.“ Und so taten sie. Und dort gab ihr der Pfarrer die süßesten Schmätze von der Welt, verschwägerte sie mit dem Herrgott und getröstete sich an ihr eine geraume Weile. Dann ging er im Wamse weg, als ob er von einer Hochzeit käme, und kehrte zu seiner Kirche heim. Als er nun bedachte, daß all die Kerzenstümpfchen, die er im ganzen Jahre zum Opfer bekam, noch nicht einmal die Hälfte von fünf Lire ausmachten, deuchte es ihn, er habe eine Dummheit gemacht, und es reute ihn, daß er seinen Chorrock versetzt hatte, und er sann hin und her, wie er ihn ohne Bezahlung wiederbekommen könnte. Und weil er einigermaßen ein Schalk war, so fiel ihm auch bald ein, wie ers anstellen müsse, um ihn wiederzubekommen, und das führte er durch. Am nächsten Tage, der ein Feiertag war, schickte er nämlich einen Knaben seines Nachbars zu Monna Belcolore mit der Bitte, sie möge ihm ihren steinernen Mörser borgen; er habe Binguccio dal Poggio und Nuto Buglietto zum Frühstücke bei sich und möchte ihnen eine Brühe bereiten. Belcolore schickte ihm ihn. Um die Essensstunde paßte der Pfarrer die Zeit ab, wo Bentivegna del Mazzo und Belcolore bei Tische saßen, rief dann seinen Meßhelfer und sagte zu ihm: „Nimm den Mörser da und trag ihn zu Belcolore und sag zu ihr: Der Pfarrer läßt Euch schönen Dank sagen, und Ihr möchtet ihm den Chorrock schicken, den Euch der Knabe als Pfand

dagelassen hat." Der Meßhelfer ging mit dem Mörser zu Belcolore und traf sie mit Bentivegna bei Tisch. Er setzte den Mörser hin und bestellte die Botschaft des Pfarrers. Als Belcolore hörte, daß er den Chorrock zurückforderte, wollte sie antworten, aber Bentivegna sagte mit einem bösen Gesichte: „Du nimmst also ein Pfand von dem geistlichen Herrn? Bei Gott, am liebsten möchte ich dir eine ordentliche Maulschelle geben. Geh und gib ihn sofort zurück, daß dich der Teufel hole, und merke dirs: er mag verlangen, was er will, und wäre es unser Esel, geschweige denn sonst etwas, es darf ihm nichts versagt werden." Brummend stand Belcolore auf, ging zur Truhe, nahm den Chorrock heraus, gab ihn dem Meßhelfer und sagte: „Sag dem geistlichen Herrn von mir aus: Belcolore sagt, sie gelobt zu Gott, daß Ihr keine Brühe mehr stoßen sollt in ihrem Mörser, weil Ihr ihr diesmal so viel Ehre angetan habt." Der Meßhelfer ging mit dem Chorrocke und bestellte die Botschaft dem ehrwürdigen Herrn. Der sagte lachend: „Wann du sie siehst, so sag ihr, daß ich ihr, wenn sie mir den Mörser nicht mehr borgt, auch den Stößel nicht mehr borgen werde; eins mag fürs andere gehn." Bentivegna glaubte, seine Frau habe deswegen also gesprochen, weil er sie ausgescholten habe, und kümmerte sich nicht weiter darum. Belcolore aber grollte dem Ehrwürdigen und sprach bis zur Weinlese kein Wort mit ihm; als ihr aber der Pfarrer drohte, er werde sie in den tiefsten Höllenschlund fahren lassen, söhnte sie sich aus Furcht

zwischen dem Most und den heißen Kastanien mit ihm aus, und sie hatten nachher oft ihre Kurzweil miteinander. Und statt der fünf Lire ließ ihr der Pfarrer ihre Zimbel neu überziehn und ein Schellchen dranhängen, und sie gab sich zufrieden.

DRITTE GESCHICHTE

Calandrino, Bruno und Buffalmacco gehn den Mugnone hinunter, um den Heliotrop zu suchen; Calandrino glaubt ihn gefunden zu haben und kehrt mit Steinen beladen heim. Da seine Frau mit ihm zanken will, verprügelt er sie in seiner Wut; und er erzählt seinen Gesellen, was sie besser wissen als er.

DIE Geschichte Panfilos, die die Damen so zum Lachen gereizt hatte, daß sie, wenn sie nicht aufgehört haben, noch immer lachen, war zu Ende, und die Königin befahl Elisa fortzufahren; die begann, noch immer lachend: Ich weiß es nicht, meine schönen Damen, ob es mir gelingen wird, Euch mit meiner nicht minder wahren, als artigen Geschichte ebenso zum Lachen zu bringen, wie es Panfilo mit der seinigen getan hat; aber ich will mir alle Mühe geben.

In unserer Stadt, wo es ja noch nie an sonderbaren Käuzen mit mancherlei Lebensführung gefehlt hat, war, es ist noch nicht lange her, ein Maler, Calandrino mit Namen, ein einfältiger Mensch von wunderlichem Wesen, der seine meiste Zeit mit zwei andern Malern verbrachte, die Bruno und Buffalmacco hießen; das waren ein paar lustige,

übrigens auch kluge und schlaue Burschen, die mit Calandrino deshalb verkehrten, weil ihnen seine Einfalt und sein Betragen vielen Spaß machten. Ebenso war damals in Florenz ein junger Mann, voller Liebenswürdigkeit und Witz, dem alles, was er anpackte, trefflich vonstatten ging, Maso del Saggio genannt; der hatte einige Stückchen von der Einfalt Calandrinos gehört und nahm sich vor, ihm einen Streich zu spielen oder einen Bären aufzubinden, um sich an seinem Benehmen zu ergötzen. Eines Tages traf er ihn von ungefähr in der Kirche von S. Giovanni, wie er mit aller Aufmerksamkeit die Schildereien und das Schnitzwerk des Tabernakels bewunderte, das erst vor kurzem über dem Altar aufgestellt worden war. Da er Zeit und Gelegenheit seinen Absichten günstig fand, unterrichtete er seinen Freund, der ihn begleitete, von dem, was er im Sinne hatte, und ging mit ihm näher hin zu dem Platze, wo Calandrino allein saß; indem sie nun so taten, als ob sie ihn nicht sähen, begannen sie von den Kräften verschiedener Steine zu sprechen, und Maso redete darüber mit einer solchen Sicherheit, wie wenn er ein ausgemachter großer Steinkenner gewesen wäre. Calandrino spitzte die Ohren zu diesem Gespräche; als er aber sah, daß es sich um nichts Vertrauliches handelte, stand er auf und gesellte sich zu ihnen. Das war ganz nach Masos Wunsch, und er fuhr in seiner Auseinandersetzung fort, bis ihn Calandrino fragte, wo sich denn diese also kräftigen Steine fänden. Maso antwortete, daß

sich die meisten in Plapperheim im Pansenlande fänden, in einer Gegend, die Wohlleben heiße, wo die Weinreben mit Würsten angebunden seien, wo man eine Gans um einen Dreier kaufe und noch ein Gänschen als Zugabe bekomme und wo ein Berg sei aus lauter geriebenem Parmesankäse, und dort oben täten die Leute nichts andres als Makkaroni und Klößchen machen, die sie in Kapaunenbrühe kochten und dann herunterwürfen, und je mehr sich einer davon nehme, desto mehr habe er, und ein Bächlein Weines fließe dort, von dem besten, der je getrunken worden sei, ohne das mindeste Tröpfchen Wasser. „Oh," sagte Calandrino, „das ist ja ein herrliches Land; aber sag mir, was machen sie denn mit den Kapaunen, die sie kochen?" Maso antwortete: „Die essen alle die Pansen auf." Nun sagte Calandrino: „Bist du schon dort gewesen?" Maso antwortete: „Du fragst, ob ich schon dort gewesen bin? Freilich, einmal so gut wie tausendmal." Nun sagte Calandrino: „Und wieviel Meilen sind es denn hin?" Maso antwortete: „Tausend oder noch mehr, sowohl hin wie her." Calandrino sagte: „Da muß es ja weiter sein als die Abruzzen." „Jawohl," antwortete Maso, „ein bißchen." Da Calandrino sah, daß Maso das alles mit ernsthaftem Gesichte und ohne zu lachen sagte, schenkte er ihm in seiner Einfalt all den Glauben, den man der offenkundigsten Wahrheit schenken kann, und nahm so alles für wahr und sagte: „Das ist mir zu weit; sonst, wenn es näher wäre, ginge ich wirklich ein-

mal mit dir hin, um die Makkaroni herunterpurzeln zu sehn und mir einen Bauch voll davon zu holen. Aber sag mir, daß du gesegnet seist, findet sich denn gar keiner von diesen also kräftigen Steinen auch bei uns?“ Maso antwortete: „O ja, zweierlei Steine finden sich hier von einer ganz besondern Kraft: die einen sind die Mahlsteine von Settignano und von Montisci, die die Kraft haben, daß sie, wenn man sie als Mühlsteine verwendet, das Mehl machen, und darum sagt man auch dort: von Gott kommen die Gnaden und von Montisci die Mühlsteine. Dieser Mühlsteine gibt es aber so viele, daß sie bei uns so wenig gelten, wie bei ihnen die Smaragde, die ganze Gebirge bilden, größer als der Monte Morello, die um Mitternacht leuchten, daß dich Gott behüte. Und wisse, wer diese Mühlsteine, bevor sie durchbohrt worden sind, schleifen und in Ringe fassen ließe und dem Sultan brächte, der könnte von ihm haben, was er wollte. Den andern Stein nennen wir Steinkenner Heliotrop, das ist ein Stein von gar großer Kraft: wer immer ihn bei sich trägt, wird, solange er ihn hat, von niemand dort gesehn, wo er nicht ist.“ Nun sagte Calandrino: „Das sind große Kräfte; aber wo findet man diesen zweiten?“ Maso antwortete, daß man ihn im Mugnone finde. Calandrino sagte: „Wie groß ist der Stein? Und wie ist seine Farbe?“ Maso antwortete: „Die Größe ist verschieden: der eine ist größer, der andere ist kleiner; aber alle miteinander sind schier schwarz.“ Calandrino, der sich alles wohl gemerkt hatte, schützte

ein Geschäft vor und verabschiedete sich von Maso mit der Absicht, diesen Stein zu suchen; er beschloß jedoch, das nicht ohne Vorwissen Brunos und Buffalmaccos zu tun, die er ganz besonders liebte. Er machte sich also auf die Suche nach ihnen, um mit ihnen ohne Säumnis und vor jedem andern suchen zu gehn, und er vertat den ganzen Morgen damit, sie zu suchen; endlich, die Stunde der None war schon vorbei, erinnerte er sich, daß sie im Kloster der Frauen von Faenza arbeiteten. Nun ließ er alles stehn und gehn, eilte trotz der großen Hitze mehr laufend als gehend hin, rief sie herbei und sagte zu ihnen: „Liebe Gesellen, wenn ihr mir glauben wollt, so können wir die reichsten Leute von Florenz werden: ich habe von einem glaubwürdigen Manne vernommen, daß sich im Mugnone ein Stein findet, der den, der ihn bei sich trägt, für jedermann unsichtbar macht; darum wäre ich dafür, wir gingen ohne alle Säumnis hin, bevor noch ein anderer hingeht, und suchten ihn. Finden werden wir ihn sicherlich, weil ich ihn kenne; und haben wir ihn gefunden, was haben wir dann sonst zu tun, als ihn in die Tasche zu stecken und zu den Wechslertischen zu gehn, die ja, wie ihr wißt, immer voller Groschen und Gulden sind, und davon so viel zu nehmen, wie wir wollen? Sehn wird uns niemand, und so können wir auf einen Schlag reich werden und brauchen fürder nicht mehr den ganzen Tag die Mauern zu beschmieren wie die Schnecken.“ Als das Bruno und Buffalmacco hörten, lachten sie in sich hinein,

blinzelten einander zu, stellten sich, als ob sie baß verwundert wären, und billigten den Plan Calandrinos; jedoch fragte Buffalmacco, wie dieser Stein heiße. Calandrino, der aus ganz grobem Teige geknetet war, hatte den Namen längst vergessen; darum antwortete er: „Was geht uns der Name an, wo wir doch die Kraft kennen? Ich wäre dafür, wir gingen ihn suchen, ohne länger zu verziehn.“ „Also gut,“ sagte Bruno, „was hat er denn für eine Form?“ Calandrino sagte: „Es gibt ihrer von jeder Form, aber alle sind schier schwarz; darum meine ich, wir müssen alle auflesen, die schwarz sind, bis wir an den richtigen kommen: verlieren wir denn keine Zeit mehr und gehn wir.“ Darauf sagte Bruno: „Wart noch ein wenig.“ Und er wandte sich zu Buffalmacco und sagte: „Ich meine, Calandrino hat recht, aber ich meine nicht, daß die Stunde dazu passe, weil die Sonne hoch steht und gerade in den Mugnone scheint und alle Steine ausgetrocknet hat, so daß sie allesamt weiß aussehn, auch die, die am Morgen, bevor sie die Sonne ausgetrocknet hat, schwarz sind; überdies ist heute, an einem Werktage, aus mancherlei Gründen viel Volk im Mugnone, und wenn uns die sähen, könnten sie erraten, was wir wollen, und sich vielleicht selbst dranmachen, und er könnte ihnen in die Hände fallen, und wir hätten dann den Herweg für den Hinweg. Wenn ihr derselben Meinung seid, so meine ich, daß das ein Geschäft für die Morgenstunden ist, wo man leicht die schwarzen von den weißen kennt, und für

einen Feiertag, wo uns niemand sieht." Buffalmacco billigte den Vorschlag Brunos, und Calandrino stimmte zu, und sie verabredeten sich, daß sie am kommenden Sonntag am Morgen alle drei den Stein suchen gehn wollten; jedoch bat sie Calandrino über alles auf der Welt, ja mit keiner Seele davon zu sprechen, weil es ihm als Geheimnis anvertraut worden sei. Und nach diesem Gespräche sagte er ihnen, was er von der Gegend Wohlleben gehört hatte, und schwor Stein und Bein, daß sich alles so verhalte. Als sie Calandrino verlassen hatten, verabredeten sie sich untereinander, wie sie sich bei dieser Sache zu benehmen hätten. Calandrino erwartete den Sonntag mit Ungeduld. Endlich war es Sonntag, und beim Tagesgrauen stand Calandrino auf und holte seine Gesellen; sie verließen die Stadt beim Tore von S. Gallo, stiegen in den Mugnone hinab und gingen ihn, den Stein suchend, abwärts. Calandrino ging als der eifrigste voran, sprang behend bald hierhin, bald dorthin, warf sich, wo immer er einen schwarzen Stein sah, nieder, las ihn auf und steckte ihn in den Busen; seine Gesellen gingen hinterdrein und lasen dann und wann einen auf. Calandrino war noch nicht weit gegangen, so hatte er den Busen voll: drum hob er den Saum seines Rockes – der Rock war nicht so knapp, wie man ihn im Hennegau trägt – und machte, indem er ihn der Länge nach am Riemen befestigte, einen großen Bausch, aber auch der war bald voll; endlich bauschte er auch seinen Mantel und füllte auch ihn

mit Steinen. Als Buffalmacco und Bruno sahen, daß Calandrino tüchtig bepackt war und daß die Essenszeit kam, sagte Bruno gemäß ihrer Verabredung zu Buffalmacco: „Wo ist denn Calandrino?“ Buffalmacco drehte sich um und blickte, obwohl er sah, daß er ganz in der Nähe war, nach allen Richtungen aus und antwortete: „Ich weiß nicht; aber vor einem Weilchen war er noch da vor uns.“ Bruno sagte: „Weilchen hin, Weilchen her, ich halte es für gewiß, daß er schon zu Hause ist und beim Essen sitzt, und uns läßt er hier im Mugnone wie die Narren schwarze Steine suchen.“ „Das hat er wirklich gut gemacht,“ sagte nun Buffalmacco, „uns daherzufoppen, weil wir so dumm waren, ihm zu trauen! Da schau her! Wer wäre denn außer uns noch so töricht, daß er sich einreden ließe, im Mugnone sei ein Stein mit einer solchen Kraft zu finden?“ Als Calandrino diese Worte hörte, bildete er sich ein, der Stein sei ihm in die Hände gefallen und es sei seine Kraft, daß sie ihn, obgleich er in der Nähe sei, nicht sähen. Dieses Glücksfalls wegen über die Maßen froh, beschloß er heimzugehn, ohne ihnen ein Wörtlein zu sagen; er kehrte also um und machte sich auf den Weg. Als das Buffalmacco sah, sagte er zu Bruno: „Was tun wir nun? Warum gehn wir nicht auch heim?“ Bruno antwortete: „Gehn wir, aber ich schwöre es bei Gott, so etwas soll mir Calandrino nicht wieder tun; und hätte ich ihn so in der Nähe, wie den ganzen heutigen Morgen, ich wollte ihm mit diesem Kiesel eins in die Fersen ver-

setzen, daß er vielleicht einen Monat lang an den Streich dächte." Und dies sagen und ausholen und den Kiesel Calandrino an die Fersen schleudern war eins. Calandrino tat es arg weh, und er hob den Fuß und begann zu schnaufen; doch schwieg er und ging weiter. Buffalmacco nahm eins von den Kieselchen, die er aufgelesen hatte, und sagte zu Bruno: „Schau, das hübsche Kieselchen; ich wollte, es führe Calandrino ins Kreuz;" und er ließ es fliegen und traf ihn tüchtig ins Kreuz. Und kurz, auf diese Weise steinigten sie ihn unter mancherlei Reden den Mugnone hinauf bis zum Tore von S. Gallo. Dort warfen sie die aufgelesenen Steine weg und blieben eine Weile bei den Zollwächtern; die, die vorher von ihnen unterrichtet worden waren, taten, als ob sie Calandrino nicht sähen, und ließen ihn durch, nicht ohne das herzlichste Gelächter. Calandrino kam, ohne sich irgendwo aufzuhalten, zu seinem Hause, das nahe beim Canto alla Macina lag. Und das Glück begünstigte den Possen so, daß Calandrino auf dem ganzen Wege im Flusse und dann in der Stadt von niemand angesprochen wurde; er war auch nur wenig Leuten begegnet, weil fast jedermann beim Essen war. Calandrino trat also, derart bepackt, ins Haus. Zufälligerweise stand eben seine Gattin, die Monna Tessa hieß, eine hübsche, wackere Frau, oben an der Stiege; als sie ihn kommen sah, begann sie, ein bißchen unwillig über sein langes Ausbleiben, zu greinen und sagte: „Was, Brüderchen, der Teufel führt dich auch einmal nach Hause?

Alles hat schon gegessen, wann du zum Essen heimkommst." Als das Calandrino hörte und daraus ersah, daß er gesehn ward, sagte er voller Zorn und Schmerz: „Du nichtsnutziges Weibsbild, mußt gerade du da sein? Du hast mir alles verdorben; aber Gottstreu, ich werde dirs heimzahlen!" Und er sprang in eine Kammer, um dort die vielen mitgebrachten Steine abzuladen; dann stürzte er sich wütend auf seine Frau, packte sie bei den Flechten und riß sie nieder und bearbeitete sie, solange er Hände und Füße rühren konnte, am ganzen Körper mit Schlägen und Tritten, bis ihr kein Haar auf dem Kopfe blieb und kein Knochen im Leibe heil war, ohne daß es ihr etwas genützt hätte, daß sie ihn mit aufgehobenen Händen um Gnade bat. Nachdem Buffalmacco und Bruno mit den Torwächtern ein Weilchen gelacht hatten, folgten sie Calandrino langsamen Schrittes von weitem. Als sie an der Schwelle seiner Tür waren, wurden sie Ohrenzeugen der grimmigen Prügel, die er seiner Frau verabreichte; und sie riefen ihn an, als ob sie eben erst gekommen wären. Schweißtriefend, rot und abgemattet trat Calandrino ans Fenster und bat sie, zu ihm heraufzukommen. Sie stellten sich, als begriffen sie den Handel nicht und gingen hinauf; da sahen sie das Zimmer voller Steine und in dem einen Winkel saß die Frau, zerzaust, zerfetzt, braun und blau geschlagen, das Gesicht verschwollen und bitterlich weinend, im andern Calandrino, den Gürtel gelockert und vor Mattigkeit keuchend. Nachdem sie sich

ein wenig umgesehn hatten, sagten sie: „Was ist das, Calandrino? Willst du mauern, daß hier so viele Steine herumliegen?“ Und sie setzten noch hinzu: „Und was hat denn Monna Tessa? Es scheint, du hast sie geprügelt; was sind das für Geschichten?“ Calandrino, der ganz erschöpft war von der Last der Steine und von der Wut, womit er die Frau geprügelt hatte, und von dem Schmerze über das nach seiner Meinung verlorene Glück, konnte nicht so viel Atem sammeln, um eine regelrechte Antwort herauszubringen. Während er also daran würgte, begann Buffalmacco von neuem: „Calandrino, wenn du schon aus andern Gründen einen Zorn hattest, so hättest du uns deswegen noch nicht so zum Narren halten dürfen, wie du getan hast: zuerst hast du uns mitgenommen, damit wir den kostbaren Stein mit dir suchten, und dann läßt du uns, ohne uns zu sagen ‚Gott befohlen‘ oder ‚schert euch zum Teufel‘, wie zwei Trottel im Mugnone stehn und gehst deiner Wege; das lassen wir uns nicht gefallen. Aber du kannst sicher sein, daß du uns so etwas nie wieder tun wirst.“ Auf diese Worte hin zwang sich Calandrino zu einer Antwort und sagte: „Ärgert euch nicht, Freunde, die Sache steht anders, als ihr denkt. Ich Unglücksvogel habe den Stein gefunden gehabt; und wollt ihr hören, ob ich die Wahrheit sage? Als ihr einander das erstemal meinetwegen gefragt habt, bin ich keine zehn Ellen weit von euch gewesen; und wie ich dann gesehn habe, daß ihr daherkamet und mich nicht sahet, so

bin ich umgekehrt, und auf dem ganzen Wege bis hierher war ich immer ein paar Schritte vor euch.“ Und er erzählte ihnen vom Anfange bis zum Ende, was sie getan und gesagt hatten, und zeigte ihnen, wie sie ihm den Rücken und die Fersen mit den Kieseln zugerichtet hatten, und dann fuhr er fort: „Und ich sage euch, daß mir, als ich mit all diesen Steinen im Busen durchs Tor gegangen bin, niemand ein Wort gesagt hat; dabei wißt ihr, wie unangenehm und widerwärtig diese Wächter zu sein pflegen und wie sie alles sehn wollen. Und überdies habe ich auf der Straße mehrere Gevattern und Freunde von mir getroffen, die mich sonst immer anreden und zu einem Trunke einladen; aber kein einziger hat ein Sterbenswörtlein zu mir gesagt, und das deshalb, weil sie mich nicht gesehn haben. Endlich komme ich nach Hause, und da tritt mir dieser Teufel von einem vermaledeiten Weibe entgegen und hat mich gesehn; denn, wie ihr wißt, machen die Weiber die Kraft jeglichen Dings zuschanden: und so bin ich, der ich mich für den glücklichsten Menschen von Florenz habe halten dürfen, der allerunglücklichste geworden. Und darum habe ich sie verprügelt, was ich die Hände habe rühren können, und ich weiß nicht, warum ich mich zurückhalte, ihr nicht die Adern zu zerschneiden. Vermaledeit sei die Stunde, wo ich sie zum ersten Male gesehn habe und wo sie mir in dies Haus gekommen ist!“ Und dabei packte ihn der Zorn wieder und er wollte aufstehn, um die Prügelei von vorne anzufangen. Buffalmacco und

Bruno stellten sich bei dieser Erzählung sehr verwundert und bestätigten oft, was Calandrino sagte, und hatten dabei eine solche Lust zu lachen, daß sie bald geplatzt wären. Als sie aber sahen, daß er wütend aufsprang, um das Weib noch einmal zu prügeln, traten sie dazwischen und hielten ihn zurück, indem sie sagten, schuld daran sei keineswegs die Frau, sondern er, weil er ihr, obwohl er gewußt habe, daß die Weiber jegliche Kraft zuschanden machen, nicht eingeschärft habe, ihm an diesem Tage nicht unter die Augen zu kommen. Diese Vorsichtsmaßregel habe ihn Gott vergessen lassen, entweder weil ihm das Glück nicht beschieden gewesen sei, oder weil er die Absicht gehabt habe, seine Gesellen zu betrügen, denen ers sofort hätte mitteilen müssen, daß er den Stein gefunden zu haben glaube. Nicht ohne große Mühe söhnten sie endlich nach langem Zureden die bekümmerte Frau mit ihm aus; dann gingen sie ihrer Wege und überließen ihn in dem Hause voller Steine seiner Trübsal.

VIERTE GESCHICHTE

Der Propst von Fiesole liebt eine verwitwete Dame, findet aber keine Gegenliebe; während er bei ihr zu liegen glaubt, liegt er bei ihrer Magd, und die Brüder der Dame zeigen ihn so dem Bischof.

ELISA war zu Ende mit ihrer Geschichte, die sie zu nicht geringer Freude der ganzen Gesellschaft erzählt hatte, und die Königin wandte sich

an Emilia mit einer Gebärde, die den Wunsch anzeigte, sie möge nach der Geschichte Elisas die ihrige erzählen. Unverzüglich begann Emilia also: Meine besten Damen, wie sehr uns die Priester, die Brüder und jeder Geistliche zusetzen, ist, wenn mir recht ist, schon in mehr als einer Geschichte dargetan worden; weil man aber davon nie so viel sagen kann, daß nicht noch immer etwas übrigbliebe, so will ich zu den andern Geschichten noch eine von einem Propste erzählen, der es aller Welt zuleide hat durchsetzen wollen, daß ihm eine Dame ihre Gunst zuwende, ob sie nun wolle oder nicht: als kluge Frau, die sie war, hat sie ihn jedoch behandelt, wie er es verdiente.

Wie Ihr alle wißt, war Fiesole, die uralte Stadt, deren Hügel wir von hier sehn können, vorzeiten groß und mächtig; ist sie auch heute völlig heruntergekommen, so hat sie doch ihren Bischof jetzt noch so wie damals. Dort besaß, es ist schon lange her, eine verwitwete Dame, Monna Piccarda mit Namen, in der Nachbarschaft des Doms ein Grundstück mit einem nicht übermäßig großen Hause, und weil sie nicht gerade zu den Reichsten gehörte, so brachte sie dort mit ihren beiden Brüdern, wackern und gesitteten Jünglingen, einen großen Teil des Jahres zu. Nun geschah es, daß sich in diese noch sehr junge, hübsche, anmutige Dame, da sie den Dom zu besuchen pflegte, der Dompropst so heftig verliebte, daß er schier nicht mehr wußte, wo ihm der Kopf stand. Und nach einiger Zeit war seine Vermessen-

heit so groß, daß er ihr seine Wünsche selber sagte und sie bat, sich seine Liebe gefallen zu lassen und ihn so zu lieben, wie er sie liebe. Dieser Propst war an Jahren alt, aber jugendlich im Herzen, dabei anmaßend und stolz und glaubte sich alles erlauben zu können samt seinem gezierten und faden Benehmen, das so sättig und langweilig war, daß ihm niemand wohlwollte; und wenn ihm jemand ein bißchen Wohlwollen entgegenbrachte, so war es sicherlich nicht diese Dame: der war er mehr zuwider als das Kopfweh. Darum antwortete sie ihm als kluge Frau: „Daß Ihr mich liebt, Messer, kann mir sehr angenehm sein, und ich muß Euch lieben und werde Euch gern lieben; aber zwischen Euerer Liebe und der meinen darf nie etwas Unehrbares vorfallen. Ihr seid mein geistlicher Vater und seid Priester und nähert Euch mit raschen Schritten dem Alter, und das alles muß Euch ehrbar und keusch machen; ich wieder bin kein Mädchen, für die sich so ein Liebeshandel schicken würde, sondern eine Witwe, und Ihr wißt, was für ein Maß von Ehrbarkeit von den Witwen verlangt wird: verzeiht mir also, daß ich auf die Art, wie Ihr begehrt, weder Euch lieben werde noch von Euch geliebt sein will.“ Der Propst, der für diesmal nichts andres von ihr erlangen konnte, verlor keineswegs die Fassung oder gab sich auf den ersten Streich besiegt, sondern betrieb in seiner sorglosen Dreistigkeit seine Werbung weiter durch Briefe und Botschaften oder auch selber, wann er sie in die Kirche kommen sah. Endlich wurde

der Dame diese Zudringlichkeit allzu lästig und ärgerlich und sie beschloß, ihn sich, weil es ihr anders nicht möglich war, auf die Art, wie er es verdiente, vom Halse zu schaffen; doch wollte sie nichts unternehmen, ohne sich vorher mit ihren Brüdern besprochen zu haben. Sie sagte ihnen also, wie sich der Propst gegen sie benehme und was sie beabsichtige; da sie ihr völlig freie Hand ließen, ging sie einige Tage später wieder in die Kirche. Kaum sah sie der Propst, so trat er auch schon auf sie zu, um mit ihr in der gewohnten Art ganz vertraulich ein Gespräch anzufangen. Als sie bemerkte, daß er auf sie zukam, blickte sie ihn mit einem freundlichen Gesichte an und ging ein wenig abseits; nachdem der Propst wie gewöhnlich ein langes und breites auf sie eingeredet hatte, begann sie mit einem tiefen Seufzer: „Messer, gar oft habe ich schon gehört, es sei kein Schloß so fest, daß es nicht, wenn es tagtäglich bestürmt wird, endlich genommen würde; und das, sehe ich nun, ist bei mir nur zu gut eingetroffen. Ihr habt mir mit süßen Worten und allerlei Liebenswürdigkeiten derart zugesetzt, daß Ihr mich dazu gebracht habt, meinen Vorsatz zu brechen, und ich bin, da ich Euch so gefalle, bereit, die Eurige zu sein.“ Voller Freude sagte der Propst: „Großen Dank, Madonna; und um Euch die Wahrheit zu sagen, daß Ihr Euch so lange gehalten habt, hat mich baß gewundert, wenn ich bedacht habe, daß mir das noch bei keiner so ergangen ist; habe ich doch schon zu manchen Malen gesagt: wenn die Frauen von

Silber wären, sie würden zum Gelde nicht taugen, weil sie den Hammer nicht aushielten. Aber lassen wir das jetzt: wo und wann können wir beisammen sein?“ Die Dame antwortete: „Mein süßer Herr, das Wann, das könnte zu jeder Stunde sein, die uns paßt: ich habe ja keinen Gatten, dem ich Rechenschaft geben müßte über meine Nächte; aber das Wo kann ich nicht erfinden.“ Der Propst sagte: „Wieso nicht? In Euerm Hause doch.“ Die Dame antwortete: „Messer, Ihr wißt, daß ich zwei junge Brüder habe, die mir Tag und Nacht Gesellschaft ins Haus bringen, und mein Haus ist nicht allzu groß; und darum wäre dort niemand sicher, außer er gäbe wie ein Stummer kein Wort, nicht einmal einen Laut von sich und tappte sich im Finstern zurecht wie ein Blinder. Wenn wir das wollten, so ginge es ja, weil sie sich niemals in meine Kammer verirren; aber die ihrige ist so nahe bei meiner, daß sich kein Wörtlein so leise sagen läßt, daß mans nicht dort hörte.“ Nun sagte der Propst: „Deswegen, Madonna, soll es nicht um eine Nacht oder zwei aufgeschoben werden; inzwischen sehe ich mich um, wo wir mit mehr Bequemlichkeit beisammen sein können.“ Die Dame sagte: „Messer, das steht bei Euch; ich bitte Euch nur um das eine, daß die Sache geheim bleibt und niemand ein Wort davon erfährt.“ Nun sagte der Propst: „Madonna, laßt Euch das nicht kümmern; und wenn es sein kann, so macht, daß wir heute abend beisammen sind.“ Die Dame sagte: „Mir ists recht;“ nachdem sie ihm

noch Bescheid gesagt hatte, wie und wann er kommen solle, schied sie von ihm und ging nach Hause. Nun hatte sie eine Magd, die zwar nicht allzu jung, aber so häßlich und mißgestaltet war, wie man sich nur denken kann: die Nase war breitgedrückt, und der Mund war schief, und die Lippen waren wulstig, und die Zähne waren schlecht gestellt und groß, und sie schielte ein wenig, und ihre Augen waren nie gesund, und sie sah so grün und gelb aus, als ob sie den Sommer nicht in Fiesole, sondern in Sinigaglia verbracht hätte; überdies war sie lendenlahm und auf der rechten Seite ein wenig verkrüppelt, und sie hieß Ciuta: weil sie jedoch ein so abscheuliches Aussehn hatte, wurde sie von jedermann Ciutazza genannt. Obwohl sie aber in ihrem Äußern mißgestaltet war, verfügte sie doch über einige Schalkhaftigkeit. Die rief die Dame zu sich und sagte zu ihr: „Ciutazza, wenn du mir heute nacht einen Dienst erweisen willst, so schenke ich dir ein schönes neues Hemd." Als Ciutazza das Hemd erwähnen hörte, sagte sie: „Madonna, wenn Ihr mir ein Hemd gebt, so gehe ich für Euch durchs Feuer, von etwas anderm gar nicht zu reden." „Also gut," sagte die Dame, „ich will, daß du heute nacht in meinem Bette bei einem Manne liegst und dich zärtlich gegen ihn zeigst, und nimm dich wohl in acht, ein Wort zu sprechen, damit dich nicht meine Brüder hören, die, wie du weißt, nebenan schlafen; und dann gebe ich dir das Hemd." Ciutazza sagte: „Mit sechsen schlafe ich, wenn es sein muß, geschweige denn mit einem."

Als der Abend gekommen war, kam der Herr Propst, wie ihm aufgetragen worden war, und die zwei jungen Männer waren, wie es die Dame mit ihnen verabredet hatte, in der Kammer und ließen sich wohl vernehmen; drum trat der Propst leise im Finstern in die Kammer der Dame und ging, wie sie ihm gesagt hatte, aufs Bett zu, und Ciutazza, die von der Dame wohl unterrichtet worden war, was sie zu tun habe, kam von der andern Seite. Der Herr Propst schloß in dem Glauben, seine Dame neben sich zu haben, Ciutazza in die Arme und küßte sie, ohne ein Wort zu sprechen, und Ciutazza küßte ihn wieder; dann begann er sich an ihr zu letzen und ergriff Besitz von den lange ersehnten Herrlichkeiten. Als dies die Dame geschehn wußte, trug sie den Brüdern auf, den Rest ihrer Verabredung ins Werk zu setzen. Die verließen still ihre Kammer und gingen auf den Marktplatz, und das Glück begünstigte ihr Vorhaben mehr, als sie verlangt hätten; denn wegen der großen Hitze hatte der Bischof um die zwei jungen Männer gefragt, in der Absicht, sie zu besuchen und sich mit ihnen bei einem frischen Trunke zu unterhalten. Als er sie nun kommen sah, sagte er ihnen sein Begehren und machte sich mit ihnen auf den Weg, trat in einen kühlen Hof ihres Hauses, wo viele Lichter brannten, und trank mit großem Vergnügen von ihrem guten Weine. Und nachdem er getrunken hatte, sagten die Jünglinge: „Herr, weil Ihr uns einmal eine so große Gnade erwiesen habt, daß Ihr

unser kleines Häuschen eines Besuches gewürdigt habt, wozu wir Euch haben einladen wollen, so möchten wir noch, daß es Euch beliebe, eine Kleinigkeit ansehn zu wollen, die wir Euch zeigen wollen.“ Der Bischof sagte, das tue er gern. Nun nahm der eine Bruder eine angezündete Fackel und ging voraus, während der Bischof und alle andern folgten, und führte sie geradeswegs zu der Kammer, wo der Propst bei Ciutazza lag. Der war, um rasch anzukommen, einen scharfen Trab geritten und hatte, bevor sie dazukamen, schon mehr als drei Meilen zurückgelegt; nun ruhte er erschöpft aus, den Arm, trotz der Hitze, um Ciutazza geschlungen. Der Jüngling trat mit dem Lichte in die Kammer und hinter ihm der Bischof mit allen übrigen, und dem wurde der Propst mit Ciutazza im Arme gezeigt, Dabei erwachte der Herr Propst; als er das Licht und rund um sich die vielen Menschen sah, steckte er vor arger Scham und vor Furcht den Kopf unter die Bettücher. Der Bischof schimpfte ihn tüchtig zusammen und hieß ihn den Kopf herausziehn und sehn, bei wem er gelegen sei. Jetzt ward der Propst inne, daß ihn die Dame betrogen hatte; deshalb sowohl als auch wegen der Schmach, die er sich, wie er fühlte, zugezogen hatte, wurde er im Augenblicke zum traurigsten Menschen, der je gelebt hat; nachdem er sich auf den Befehl des Bischofs wieder angekleidet hatte, wurde er mit einer sichern Bewachung nach Hause geschickt, um für die begangene Sünde eine schwere Buße zu erleiden. Dann wollte der

Bischof wissen, wieso er hergekommen sei, um bei Ciutazza zu liegen, und die Jünglinge sagten ihm alles der Reihe nach. Nachdem es der Bischof vernommen hatte, lobte er die Dame und ebenso die jungen Männer, die, ohne sich die Hände mit dem Blute eines Geistlichen beflecken zu wollen, mit ihm doch in der verdienten Weise umgegangen seien. Diese Sünde ließ ihn der Bischof vierzig Tage lang beweinen; aber Liebe und Verdruß ließen ihn sie länger als neunundvierzig beweinen, abgesehn davon, daß er nachher noch eine geraume Zeit nicht auf die Straße gehn konnte, ohne daß die Kinder mit den Fingern auf ihn gezeigt und gesagt hätten: „Schaut, das ist der, der bei Ciutazza gelegen hat." Das ärgerte ihn so sehr, daß nicht mehr viel fehlte, und er wäre närrisch geworden. Und auf diese Weise hat sich die treffliche Dame den widerwärtigen Propst samt allem Ärger über ihn vom Halse geschafft, und Ciutazza hat das Hemd und die schöne Nacht gewonnen.

FÜNFTE GESCHICHTE

Drei junge Leute ziehn in Florenz einem märkischen Richter die Hosen herunter, während er zu Gerichte sitzt.

NACHDEM Emilia aufgehört hatte zu sprechen, zollte jedermann der verwitweten Dame seinen Beifall, bis die Königin Filostrato anblickte und zu ihm sagte: „Nun ist die Reihe an dir." Unverzüglich antwortete er, er sei bereit und begann: Meine

liebenswürdigen Damen, der junge Mann, den Elisa kurz vorhin genannt hat, nämlich Maso del Saggio, veranlaßt mich, auf eine Geschichte, die ich habe erzählen wollen, zu verzichten, um eine von ihm und einigen seiner Gesellen zu erzählen, die zwar, ohne gerade unanständig zu sein, den Gebrauch von Wörtern erfordert, die Ihr nicht in den Mund nehmen würdet, nichtsdestoweniger aber so viel Grund zum Lachen gibt, daß ich sie trotzdem erzählen will.

Wie Ihr alle gehört haben werdet, kommen in unsere Stadt gar oft märkische Beamte, und das sind gemeiniglich Männer von kleinlicher Sinnesart, die so kärglich und elendiglich leben, daß ihr ganzes Wesen den Eindruck der Schäbigkeit macht; wegen dieser ihnen angeborenen Jämmerlichkeit und Habsucht bringen sie Richter und Notare mit, die eher von dem Pfluge und dem Leisten weggenommen zu sein scheinen, als aus den Rechtsschulen. So kam auch einmal einer als Statthalter her, der eine Menge Richter mitbrachte; unter diesen glich einer, der sich Messer Niccola da San Lepidio nennen ließ, mehr einem Schlossergesellen als etwas anderm, und der wurde unter den andern Richtern zur Verhörung peinlicher Fälle bestellt. Wie es nun oft geschieht, daß die Bürger, auch wenn sie nicht das geringste im Gerichtsgebäude zu tun haben, doch hingehn, so geschah es, daß Maso del Saggio eines Morgens hinging, um einen Freund zu suchen; von ungefähr fiel ihm Messer Niccola, der dort saß, in die Augen, und der schien ihm ein so sonderbarer

Vogel, daß er ihn von oben bis unten betrachtete. Außer dem ganz durchräucherten Filz auf seinem Haupte, der Federbüchse, die er am Gürtel trug, und dem Wamse, das länger war als das Oberkleid, sah er noch viel andere, bei einem ordentlichen und anständigen Menschen ungewöhnliche Dinge; und das merkwürdigste darunter waren, seiner Meinung nach, die Hosen: da ihm die Kleider ihrer Enge halber beim Sitzen vorne auseinanderstanden, so sah er, daß ihm der Hosenboden bis auf die Waden herabhing. Maso verzog nicht allzulange bei dieser Betrachtung, sondern machte sich, ohne sich weiter um den zu kümmern, den er hatte suchen wollen, auf eine andere Suche, und er traf zwei Gesellen von sich, Ribi und Matteuzzo mit Namen, die ihm beide an Schelmerei nichts nachgaben; und zu denen sagte er: „Wenn euch an mir etwas liegt, so kommt mit mir ins Gerichtsgebäude: ich will euch den wunderbarsten Gimpel zeigen, den ihr je gesehn habt.“ Und er ging mit ihnen aufs Gericht und zeigte ihnen den Richter und seine Hosen. Schon von weitem begannen sie über ihn zu lachen; als sie sich dann der Bühne genähert hatten, wo der Herr Richter saß, sahen sie, daß es keine Schwierigkeit bot, darunterzuschlüpfen, und sahen überdies, daß das Brett, wohin der Herr Justiz seine Füße setzte, schadhaft war, so daß man bequem die Hand und den Arm durchstecken konnte. Und nun sagte Maso zu seinen Gesellen: „Ich bin dafür, daß wir ihm die Hosen ganz abziehn; es geht ja sehr leicht.“

Alle drei hatten schon gesehn, wie es zu machen war; darum verabredeten sie, was sie zu tun und zu sagen hätten, und kamen am nächsten Morgen wieder. Obwohl der Hof voller Leute war, kroch Matteuzzo, ohne daß ihn jemand gesehn hätte, unter die Bühne und bis dorthin, wo der Richter seine Füße hatte; Maso näherte sich dem Herrn Richter von der einen Seite und packte ihn beim Rockzipfel, und Ribi näherte sich ihm von der andern und tat dasselbe. Nun begann Maso: „Herr, ach Herr, ich bitte Euch bei Gott, schafft, daß mir der Schuft da, bevor er weggeht, das Paar Stiefel wiedergibt, die er mir gestohlen hat, und er soll es nur leugnen, ich habe es gesehn, es ist noch keinen Monat her, daß er sie hat sohlen lassen." Von der andern Seite schrie Ribi mächtig: „Glaubt ihm nicht, Herr, er ist ein schlechter Schalk, und weil er weiß, daß ich hergekommen bin, um ihn wegen eines Felleisens zu verklagen, das er mir gestohlen hat, so ist er alsbald auch hergekommen und spricht von den Stiefeln, die ich, weiß Gott wie lange, zu Hause gehabt habe; und wenn Ihr mir nicht glaubt, so kann ich Euch als Zeugen bringen die Hökerin neben mir und die Kuttelfrau und den Kehrichtsammler von Santa Maria a Verzaja, der hat ihn gesehn, wie er vom Dorfe heimgekehrt ist." Von der andern Seite ließ Maso Ribi nicht reden, sondern schrie, und Ribi schrie noch mehr. Derweil nun der Richter, um sie besser zu verstehn, aufrecht und ganz in ihrer Nähe stand, nahm Matteuzzo die Gelegenheit wahr,

langte mit der Hand durch das Loch im Brette und packte seinen Hosenboden und zog ihn kräftig nieder. Die Hosen fielen auch sogleich herunter, weil der Richter mager war und keine Hüften hatte. Als der dies, ohne zu wissen, wie es zugehe, merkte, wollte er sein Oberkleid vorne zusammennehmen und sich wieder bedecken und sich setzen; aber Maso hielt ihn an der einen Seite und Ribi an der andern und sie schrien: „Herr, Ihr handelt ungebührlich, daß Ihr mir mein Recht nicht schafft und mich nicht anhören wollt und woanders hingehn wollt; wegen so einer Kleinigkeit wie die, braucht es hierzulande keiner Schrift.“ Und unter diesen Worten hielten sie ihn so lange an den Kleidern fest, bis es alle, welche im Hofe waren, gesehn hatten, daß ihm die Hosen abgezogen waren. Nachdem sie Matteuzzo eine Weile gehalten hatte, ließ er sie aus, kam hervor und ging, ohne gesehen zu werden, fort. Ribi, dem es genug zu sein schien, sagte: „Ich schwöre bei Gott, daß ich mich ans Obergericht wenden werde.“ Und auf der andern Seite sagte Maso, indem er den Rock ausließ: „Nun, ich werde so oft wiederkommen, bis ich Euch einmal nicht so beschäftigt treffe, wie Ihrs heute morgen zu sein scheint.“ Und dann machten sie, daß sie so schnell wie möglich weiterkamen, der eine dahin, der andere dorthin. Der Herr Richter zog die Hosen vor aller Augen hinauf, als ob er eben vom Schlafen aufstünde, und fragte, weil er nun merkte, was es damit für eine Bewandtnis hatte, wohin die gegangen seien, die den

Zwist wegen der Stiefel und des Felleisens gehabt hätten; da sie aber nicht zu finden waren, schwor er bei den Därmen Christi, daß ers erfahren und wissen müsse, ob es in Florenz Brauch sei, den Richtern die Hosen abzuziehn, wenn sie zu Gericht sitzen. Der Statthalter wieder wollte, als er davon hörte, ein großes Wesen machen; da ihm aber seine Freunde darlegten, dem sei das um nichts andern willen getan worden, als um zu zeigen, daß es die Florentiner wohl kennten, daß er ihnen, um billiger wegzukommen, statt Richter Schafsköpfe gebracht habe, so hielt er es für das Beste zu schweigen, und die Sache ging für diesmal nicht weiter.

SECHSTE GESCHICHTE

Bruno und Buffalmacco stehlen Calandrino ein Schwein; sie lassen ihn den Versuch machen, es mit Ingwerpillen und süßem Weine wieder zustande zu bringen, geben ihm aber, eine nach der andern, zwei in Aloe eingemachte Hundsingwerpillen, so daß er selbst als Dieb dasteht; dann muß er sich noch loskaufen, wenn er nicht will, daß sie es seiner Frau erzählen.

KAUM war Filostratos Geschichte, die herzlich belacht wurde, zu Ende, als die Königin Filomena auftrug, weiterzuerzählen, und die begann: Meine holden Damen, so wie Filostrato durch den Namen Masos bewogen worden ist, die Geschichte zu erzählen, die Ihr von ihm gehört habt, so werde ich nicht mehr und nicht minder durch die Calan-

drinos und seiner Gesellen bewogen, eine andere von ihnen zu erzählen, die Euch, wie ich glaube, gefallen wird.

Wer Calandrino, Bruno und Buffalmacco gewesen sind, brauche ich Euch nicht erst darzulegen, weil Ihr vorhin genug darüber gehört habt; darum sage ich, indem ich gleich weitergehe, daß Calandrino nicht gar weit von Florenz ein Gütchen besaß, das ihm seine Frau zugebracht hatte. Unter der Nutznießung, die er davon zog, war auch alljährlich ein Schwein, und gewöhnlich ging er im Dezember mit seiner Frau hinaus, um es zu schlachten und dort einsalzen zu lassen. Nun geschah es einmal, daß Calandrino, weil seiner Frau nicht recht wohl war, allein hinausging, um das Schwein zu schlachten; Bruno und Buffalmacco, die davon erfuhren und wußten, daß seine Frau nicht mitgegangen war, gingen zu einem ihnen gutbefreundeten Pfarrer, der ein Nachbar Calandrinos war, um bei ihm einige Tage zu bleiben. An dem Tage, wo sie ankamen, hatte Calandrino am Morgen das Schwein geschlachtet; als er sie nun beim Pfarrer sah, rief er sie und sagte zu ihnen: „Seid willkommen! Ich will nun, daß ihr sehet, was ich für ein Hauswirt bin;“ und er führte sie ins Haus und zeigte ihnen das Schwein. Sie sahen, daß es ein prächtiges Schwein war, und vernahmen von Calandrino, daß ers für sein Gesinde einsalzen wolle. Da sagte Bruno zu ihm: „Gott, wie dumm bist du doch! Verkauf es und verjubeln wir das Geld, und deiner Frau sagst du, es sei dir

gestohlen worden." Calandrino sagte: „Nein, sie würde es nicht glauben und mich aus dem Hause jagen; gebt euch keine Mühe, das tu ich auf keinen Fall." Worte gab es noch viel, doch sie richteten nichts aus. Calandrino lud sie zum Abendessen ein, aber mit einem so sauern Gesichte, daß sie nicht mit ihm essen wollten und sich empfahlen. Bruno sagte zu Buffalmacco: „Wollen wir ihm heute nacht das Schwein stehlen?" Buffalmacco sagte: „Oh, wie könnten wir das?" Bruno sagte: „Das Wie habe ich schon gesehn, wenn ers nicht dort wegnimmt, wo es eben noch war." „Dann," sagte Buffalmacco, „dann tun wirs. Warum sollten wirs nicht tun? Und dann lassen wirs uns mit dem Domine recht gut schmecken." Der Pfarrer sagte, er sei von Herzen dabei. Nun sagte Bruno: „Dabei heißt es ein bißchen listig zu Werke gehn: du weißt, Buffalmacco, wie knauserig Calandrino ist und wie gern er trinkt, wenn ein anderer zahlt; gehn wir und führen wir ihn ins Wirtshaus, und dort soll der Pfarrer tun, als ob er uns zu Ehren alles zahlte, und ihn nichts zahlen lassen: er wird sich bezechen und wir werden, weil er allein im Hause ist, eine leichte Arbeit haben." Wie Bruno gesagt hatte, so taten sie. Als Calandrino sah, daß der Pfarrer niemand zahlen ließ, legte er sich tüchtig ins Zeug und nahm, obwohl er nicht viel brauchte, eine gehörige Ladung ein; und es war schon ein gutes Stück der Nacht vorbei, als er das Wirtshaus verließ: ohne weiter zu Abend essen zu wollen, trat er ins Haus und ging bei offener Tür,

in der Meinung, sie verschlossen zu haben, zu Bette. Bruno und Buffalmacco gingen mit dem Pfarrer essen, und nach dem Essen versahen sie sich mit allerlei Werkzeug, um an der Stelle, wo es sich Bruno ausgedacht hatte, in das Haus Calandrinos zu gelangen, und gingen leise dorthin; da sie aber die Tür offen fanden, traten sie ein, machten das Schwein los, trugen es in das Haus des Pfarrers, verwahrten es und gingen schlafen. Als ihm am Morgen der Kopf rein vom Weine war, stand Calandrino auf, ging hinunter, schaute und sah sein Schwein nicht und sah die Tür offen; daher fragte er den und jenen, ob sie wüßten, wer das Schwein genommen habe, und erhob, als ers nicht fand, ein großes Wehgeschrei, daß man ihm sein Schwein gestohlen habe. Bruno und Buffalmacco gingen sofort nach dem Aufstehn zu Calandrino, um zu hören, was er wegen des Schweines sagen werde. Kaum sah er sie, so rief er sie schier weinend und sagte zu ihnen: „O weh, meine lieben Gesellen, mir ist mein Schwein gestohlen worden!“ Bruno trat zu ihm und sagte leise: „Es ist wirklich ein Wunder, daß du einmal vernünftig gewesen bist.“ „O weh,“ sagte Calandrino, „ich sage die reine Wahrheit.“ „Sag nur so,“ sagte Bruno, „schrei recht laut, damit es so aussieht, als ob es wirklich so wäre.“ Nun schrie Calandrino noch lauter und sagte: „Beim Leichnam Christi, ich sage die reine Wahrheit, es ist mir gestohlen worden!“ Und Bruno sagte: „Recht so, recht so, schrei nur recht laut, daß man dich ordentlich hört,

damit es aussieht, als ob es wahr wäre.“ Calandrino sagte: „Du wirst es noch dazu bringen, daß der Widersacher meine Seele bekommt. Du glaubst mir nicht, was ich sage, und ich will am Halse gehenkt sein, wenn es mir nicht gestohlen worden ist.“ Nun sagte Bruno: „Ja, wie könnte das möglich sein? Ich habe es doch gestern noch hier gesehn. Glaubst du, du kannst mir weismachen, daß es dir gestohlen worden sei?“ Calandrino sagte: „Es ist so, wie ich dir sage.“ „Aber,“ sagte Bruno, „ist denn das möglich?“ „Wahrhaftig“, sagte Calandrino, „es ist so, und ich bin ein verlorener Mensch und weiß nicht, wie ich heimkomme. Meine Frau wird mirs nicht glauben, und wenn sie's auch glaubt, so habe ich das ganze Jahr keinen Frieden von ihr.“ Nun sagte Bruno: „So wahr mir Gott helfe, das ist ein schlimmer Handel, wenn es wahr ist; aber du weißt, Calandrino, daß ich dichs gestern gelehrt habe, so zu sagen: ich möchte nicht, daß du zur gleichen Zeit deine Frau und uns hineinlegest.“ Calandrino fing zu schreien an und sagte: „Was habt ihr denn davon, wenn ich in meiner Verzweiflung Gott lästere und die Heiligen und alles, was ist? Ich sage euch, das Schwein ist mir heute nacht gestohlen worden.“ Nun sagte Buffalmacco: „Wenn es also wirklich so ist, so heißt es sinnen, ob wir nicht einen Weg finden, es wiederzubekommen.“ „Und was für einen Weg“, sagte Calandrino, „könnten wir ausfindig machen?“ Nun sagte Buffalmacco: „Auf keinen Fall ist einer von Indien hergekommen, um

das Schwein zu stehlen: einer von deinen Nachbarn muß es gewesen sein; und wahrhaftig, wenn du sie alle versammeln könntest, ich verstehe die Probe mit Brot und Käse anzustellen, und da würden wir sofort sehn, wer es genommen hat.“ „Ja,“ sagte Bruno, „da könntest du was Rechtes mit Brot und Käse bei den Herrschaften da herum; einer hats doch genommen, und sie würden etwas wittern und uns gar nicht kommen wollen.“ „Was ist also zu tun?“ sagte Buffalmacco. Bruno antwortete: „Man müßte es mit guten Ingwerpillen und süßem Weine tun und sie zum Trinken einladen. Sie würden sichs nicht versehn und kommen; und die Ingwerpillen lassen sich ebenso gut benedeien wie Brot und Käse.“ Buffalmacco sagte: „Wahrhaftig, du hast recht. Und du, Calandrino, was sagst du? Wollen wir es tun?“ Calandrino sagte: „Und wie gerne! Ich bitte euch darum um Gottes willen; wenn ich nur einmal wüßte, wer es genommen hat, so dünkt mich, wäre ich schon halb getröstet.“ „Wohlan denn,“ sagte Bruno, „ich gehe meinetwegen dir zuliebe nach Florenz hinein um die Sachen, wenn du mir das Geld dazu gibst.“ Calandrino hatte etwa vierzig Soldi, und die gab er ihm. Bruno ging nach Florenz zu einem Spezereikrämer, der sein Freund war, und kaufte ein Pfund gute Ingwerpillen und ließ zwei aus Hundsingwer machen; die ließ er in frischer Leberaloe einmachen und ebenso überzuckern wie die andern und ließ an ihnen, um sie nicht zu übersehn oder zu vertauschen, ein Zeichen

anbringen, woran er sie ganz leicht erkannte. Und nachdem er noch eine Flasche süßen Wein gekauft hatte, kehrte er zu Calandrino aufs Dorf zurück und sagte zu ihm: „Mach, daß du alle, auf die du Verdacht hast, für morgen früh zu einem Trunke einlädst. Es ist ein Feiertag, und sie werden allesamt gern kommen; und ich werde heute nacht mit Buffalmacco den Zauber über die Pillen sprechen, und morgen früh bringe ich sie dir ins Haus, und ich will sie dir zuliebe selber austeilen und alles tun und sagen, was dabei zu tun und zu sagen ist." Calandrino tat so. Als sich nun am nächsten Morgen eine zahlreiche Gesellschaft, sowohl von jungen Florentinern, die auf dem Lande waren, als auch von Bauern, vor der Kirche um die Ulme versammelt hatte, kamen Bruno und Buffalmacco mit den Pillen in einer Schachtel und mit der Flasche Wein; alle mußten sich in einen Kreis stellen, und Bruno sagte: „Meine Herren, ich muß euch den Grund sagen, warum ihr hier seid, damit ihr, wenn etwas geschieht, was euch nicht recht ist, keine Ursache habet, euch über mich zu beklagen. Dem hier gegenwärtigen Calandrino ist gestern nacht ein fettes Schwein gestohlen worden, und er weiß den nicht zu finden, der es genommen hat; weil es aber niemand sonst als einer von uns, die wir hier gegenwärtig sind, genommen haben kann, so gibt er euch, um den ausfindig zu machen, der es genommen hat, diese Pillen, eine für jeden, zu essen und Wein zu trinken. Und ihr sollt auch gleich wissen, daß der,

der das Schwein genommen hat, die Pille nicht wird hinunterbringen können, sondern sie wird ihn bitterer dünken als Gift, und er wird sie ausspeien; und darum ist es vielleicht das beste, der, der das Schwein genommen hat, sagt es dem Pfarrer in der Beichte, bevor ihm eine solche Schande in Gegenwart so vieler Leute geschieht, und dann werde ich die Sache nicht weiter verfolgen." Alle, die da waren, sagten, daß sie sie gern essen wollten; darum stellte sie Bruno in eine Reihe und Calandrino mitten unter sie und begann, indem er an einem Ende begann, jedem die seinige zu geben, und wie er an Calandrino kam, nahm er eine von den Hundspillen und gab sie ihm in die Hand. Calandrino warf sie sich unverzüglich in den Mund und begann sie zu kauen; aber kaum spürte seine Zunge die Aloe, so konnte er die Bitterkeit nicht vertragen und spie sie aus. Einer schaute den andern an, um zu sehn, wer die seinige ausspeien werde, und Bruno, der so tat, als kümmerte er sich nicht darum, war mit dem Austeilen noch nicht fertig, so hörte er schon hinter sich sagen: „Oho, Calandrino, was soll das bedeuten?" Daraufhin wandte er sich rasch um; da er sah, daß Calandrino die seinige ausgespien hatte, sagte er: „Wart nur, vielleicht hat er wegen etwas anderm ausspeien müssen; da hast du eine andere." Und er nahm die zweite, steckte sie ihm in den Mund und fuhr fort, die auszuteilen, die er noch auszuteilen hatte. Hatte Calandrino schon die erste bitter gedeucht, so deuchte ihn die zweite noch viel bitterer;

weil er sich aber scheute, sie auszuspeien, so hielt er sie eine Weile kauend im Munde, und wie er sie so im Munde hielt, liefen ihm die Tränen, groß wie Haselnüsse, über die Wangen: und endlich konnte er nicht mehr und warf sie aus, wie er mit der ersten getan hatte. Als dies Buffalmacco und Bruno, die der Gesellschaft zu trinken geben ließen, ebenso wie die andern gewahr wurden, sagten sie wie alle, daß sich Calandrino wahrhaftig das Schwein selber gestohlen habe, und es waren einige, die ihn deswegen scharf ausschalten. Mit der Zeit gingen alle weg, und nur Bruno und Buffalmacco blieben bei Calandrino; da fing Buffalmacco an und sagte: „Ich war allwege überzeugt, daß du dirs selber genommen hast und uns nur deswegen einreden wolltest, es sei dir gestohlen worden, damit du uns nicht einmal einen Trunk zu zahlen brauchst von dem Gelde, das du dafür bekommen hast.“ Calandrino, der die Bitterkeit der Aloe noch immer nicht ganz ausgespien hatte, schwor Stein und Bein, daß ers nicht genommen habe. Buffalmacco sagte: „Sags doch ehrlich, Freundchen, wieviel hast du denn dafür bekommen? Sechse, was?“ Über diese Rede wollte Calandrino schier verzweifeln. Und Bruno sagte zu ihm: „Merk gut auf, Calandrino: es war einer in der Gesellschaft, der mit uns gegessen und getrunken hat, und der hat mir gesagt, daß du hier oben ein Mädchen hast, die du aushältst und der du alles gibst, was du beiseite bringen kannst, und daß er überzeugt ist, daß du ihr das Schwein geschickt

hast; du hast ja das Zeug zu einem Schalk. Du hast uns einmal den Mugnone heruntergeführt, schwarze Steine einsammeln, und als wir dir auf den Leim gegangen sind, da hast du dich davongemacht und nachher hast du uns weismachen wollen, du habest ihn gefunden; und jetzt glaubst du uns durch deine Schwüre ebenso weismachen zu können, das Schwein, das du doch verschenkt oder verkauft hast, sei dir gestohlen worden. Uns sind aber deine Possen nichts Neues mehr, und wir kennen sie; künftighin wird dir derlei mit uns nicht mehr gelingen. Und weil wir, um die Wahrheit zu sagen, mit dem Zauber schwere Mühe gehabt haben, so erwarten wir, daß du uns zwei Paar Kapaune schenkst; wenn nicht, so werden wir alles Monna Tessa sagen." Calandrino, der sah, daß er keinen Glauben fand, hatte seiner Meinung nach schon Ärger genug und gab ihnen, weil es ihn nach dem Gekeife seines Weibes nicht verlangte, zwei Paar Kapaune. Nachdem sie das Schwein eingesalzen hatten, begaben sie sich nach Florenz, ohne sich weiter um Calandrino zu kümmern samt seinem Schaden und Spotte.

SIEBENTE GESCHICHTE

Ein Scholar liebt eine verwitwete Dame, und die läßt ihn, weil sie in einen andern verliebt ist, eine Winternacht lang im Schnee stehn und sie erwarten; später läßt er sie durch einen von ihm erteilten Ratschlag mitten im Juli einen ganzen Tag auf einem Turme zubringen, ausgesetzt den Fliegen und den Bremsen und der Sonnenglut.

VIEL hatten die Damen über den Tropf von Calandrino gelacht, und noch mehr hätten sie gelacht, wenn es ihnen nicht leid gewesen wäre, zu sehn, daß ihm von denen, die ihm das Schwein genommen hatten, auch noch die Kapaune genommen wurden. Nachdem aber das Ende gekommen war, trug die Königin Pampinea auf, ihre Geschichte zu erzählen, und die begann unverzüglich also: Meine teuersten Damen, zu often Malen geschieht es, daß List von List geprellt wird, und darum liegt nicht viel Vernunft darin, sich daran zu ergötzen, daß man andere prellt. Wir haben bei mehrern von den erzählten Geschichten viel über gespielte Possen gelacht, ohne daß uns bei einem einzigen von einer dafür geübten Rache erzählt worden wäre; im Gegensatze dazu beabsichtige ich, bei Euch etwas Mitgefühl zu erregen für eine gerechte Vergeltung, womit eine Landsmännin von uns bezahlt worden ist, der ihr Possen, weil auch ihr ein Possen gespielt worden ist, beinahe zu ihrem Tode aufs eigene Haupt zurückgefallen ist. Und das zu hören, wird nicht ohne Nutzen für Euch sein, weil Ihr Euch mehr in acht

nehmen werdet, andern Possen zu spielen, und darin werdet Ihr sehr klug handeln.

Es sind noch nicht viele Jahre her, da war in Florenz eine junge Dame, schön am Leibe und stolz vom Sinne, aus einem sehr edeln Geschlechte und mit Glücksgütern reichlich gesegnet, Elena mit Namen, die sich, durch den Tod ihres Gatten Witwe geworden, nicht wieder vermählen wollte, weil sie sich in einen hübschen, liebenswürdigen jungen Mann nach ihrer Wahl verliebt hatte; und jeder andern Sorge ledig, ließ sie sichs gar oft mit ihm in wundersamem Vergnügen gut geschehn, wozu ihr eine Magd behilflich war, der sie völlig vertraute. Zu dieser Zeit geschah es, daß ein junger Mann, Rinieri mit Namen, ein Edler aus unserer Stadt, von Paris, wo er lange studiert hatte, nicht um nachher sein Wissen kleinweise zu verkaufen, wie es viele tun, sondern um Wesen und Grund der Dinge zu erforschen, was ja einem edeln Manne wohl ansteht, daß also dieser Rinieri von Paris nach Florenz zurückkehrte; und hier lebte er nun, ebenso wegen seines Adels wie seiner Wissenschaft halber viel geehrt, wie die andern Bürger. Wie es aber oft geschieht, daß die, die mehr Einsicht in die tiefen Dinge haben, rascher von der Liebe verstrickt werden, so geschah es auch Rinieri. Als er eines Tages zu seiner Zerstreuung auf ein Fest gegangen war, kam ihm diese Elena vor die Augen, schwarz gekleidet, wie unsere Witwen gehn; und nach seinem Bedünken war sie so voll aller Schönheit und Liebens-

würdigkeit, wie er noch keine gesehn zu haben glaubte, und er erachtete bei sich, selig könne der genannt werden, dem Gott die Gunst erweise, sie nackt in den Armen halten zu dürfen. Und nachdem er sie ein um das andere Mal betrachtet hatte, faßte er in der Erkenntnis, daß Großes und Preisenswertes nicht mühelos erlangt wird, den festen Entschluß, alle Sorgfalt und allen Eifer aufzubieten, um ihr zu gefallen, damit er durch das Gefallen ihre Liebe erlangen und sie also besitzen könne. Die junge Dame, die ihre Augen keineswegs zur Unterwelt geschlagen hielt, sondern sie, weil sie sich für das hielt, was sie war, und für noch viel mehr, geschickt spielen ließ, blickte um sich und merkte alsbald, wer sie mit Wohlgefallen ansah; und als sie Rinieri gewahrte, sagte sie lächelnd zu sich selber: „Heute werde ich nicht umsonst hergekommen sein; denn wenn ich nicht irre, habe ich einen Gimpel am Schnabel gefangen.“ Und indem sie damit begann, ihn ab und zu aus dem Augenwinkel anzublicken, gab sie sich nach Kräften alle Mühe, ihm zu zeigen, daß ihr an ihm etwas liege, während sie in Wirklichkeit dachte, je mehr Männer sie ködere und mit ihrer Lieblichkeit einnehme, einen desto größern Wert werde ihre Schönheit haben, und sonderlich für den, dem sie sie samt ihrer Liebe geschenkt hatte. Der weise Scholar wandte, alle philosophischen Gedanken beiseite gesetzt, seinen ganzen Sinn ihr zu; und in der Hoffnung, ihr zu gefallen, begann er, nachdem er ihr Haus erkundet hatte,

dort vorüberzugehn, indem er seine Gänge mit mancherlei Gründen bemäntelte. Die Dame, die sich darüber aus dem schon gesagten Grunde eiteler Selbstgefälligkeit hingab, tat, als ob sie ihn sehr gern sähe; darum verständigte sich der Scholar, nachdem er ein Mittel dazu ausfindig gemacht hatte, mit ihrer Magd, entdeckte der seine Liebe und bat sie, bei ihrer Dame dahin zu wirken, daß er ihre Gunst erlangen könne. Die Magd sparte keine Versprechungen und erzählte es ihrer Dame; die hörte ihr mit dem allerherzlichsten Lachen zu und sagte: „Hast du gesehn, wo er seine Weisheit loswerden will, die er von Paris mitgebracht hat? Wohlan denn, geben wir ihm, was er sucht. Sag ihm, wann er wieder mit dir spricht, daß ich ihn viel mehr liebe, als er mich, daß es mir aber ziemt, meine Ehrbarkeit zu wahren, damit ich mit den andern Damen mit freier Stirn einhergehn kann, weswegen er mich, wenn er so weise ist, wie es heißt, viel mehr wert halten muß." O über die Unselige, die Unselige! sie wußte nicht, meine Damen, was es heißt, mit einem Scholaren anzubinden! Als ihn die Magd traf, tat sie, was ihr ihre Dame aufgetragen hatte. Freudigen Herzens schritt der Scholar zu heißern Bitten und begann Briefe zu schreiben und Geschenke zu schicken; alles wurde angenommen, aber es kamen sonst keine Antworten wieder, als ganz allgemeine, und auf diese Art hielt sie ihn eine lange Zeit auf der Vogelweide. Weil sich aber ihr Geliebter, dem sie alles entdeckt hatte, deswegen schon einige Male mit ihr

erzürnt und etwas Eifersucht gefaßt hatte, schickte sie endlich, um ihm zu beweisen, daß er mit seinem Argwohn unrecht habe, ihre Magd zu dem Scholaren, der sie stürmisch drängte, und die sagte ihm in ihrem Namen, sie habe seit der Zeit, wo er ihr seine Liebe zu wissen getan habe, noch keine Gelegenheit gehabt, ihm etwas zu Gefallen zu tun, aber während des Weihnachtsfestes, das bevorstand, hoffe sie mit ihm beisammen sein zu können; er möge also, wenn es ihm gefalle, an dem Abende nach dem Feiertage in der Dunkelheit in ihren Hof kommen, und dort werde sie ihn, sobald es ihr nur möglich sei, holen kommen. Glückseliger als je ein Mann, ging der Scholar zu der ihm bestimmten Zeit zu dem Hause der Dame, wurde von der Magd in einen Hof geführt und dort eingeschlossen und harrte nun der Dame. Die, die sich diesen Abend ihren Geliebten hatte kommen lassen, erzählte ihm nach einem fröhlichen gemeinsamen Abendessen, was sie diese Nacht zu tun beabsichtigte, und fuhr fort: „Und so kannst du sehn, wie groß und wie geartet die Liebe ist, die ich dem, dessentwegen du törichterweise Eifersucht gefaßt hast, entgegenbrachte und bringe.“ Diese Worte hörte der Liebhaber mit großer Herzensfreude, voll Begierde, das im Werke zu sehn, was ihm die Dame mit Worten zu wissen gemacht hatte. Zufällig hatte es den Tag vorher stark geschneit, und alles war mit Schnee bedeckt: deshalb hatte der Scholar noch nicht lange im Hofe gewartet, als er mehr Kälte zu fühlen begann, als er gewünscht

hätte; aber in der Erwartung, sich bald wärmen zu können, ertrug er sie geduldig. Nach einer Weile sagte die Dame zu ihrem Geliebten: „Gehn wir in die Kammer und sehn wir durchs Fensterchen, was der, dessentwegen du eifersüchtig geworden bist, macht und was er der Magd antworten wird, die ich mit ihm reden geschickt habe.“ Sie gingen also zu einem Fensterchen, und indem sie sahen, ohne gesehn zu werden, hörten sie das Mädchen bei einem andern Fenster zu dem Scholaren hinausreden und zu ihm sagen: „Rinieri, Madonna ist die betrübteste Frau, die je gewesen ist: heute abend ist nämlich ein Bruder von ihr gekommen und hat viel mit ihr besprochen, und dann hat er mit ihr essen wollen, und noch immer ist er nicht gegangen; aber ich glaube, er wird bald gehn. Und darum hat sie noch nicht zu dir kommen können; aber jetzt wird sie bald kommen und sie bittet dich, du mögest dich das Warten nicht verdrießen lassen.“ Der Scholar antwortete in dem Glauben, daß das wahr sei: „Sage meiner Dame, daß sie sich meinethalben keine Sorge machen soll, bis sie ohne Schwierigkeiten für sich um mich kommen kann; jedoch möge sie es so rasch tun, wie es ihr nur möglich ist.“ Die Magd ging wieder hinein und legte sich schlafen. Nun sagte die Dame zu ihrem Geliebten: „Also, was sagst du? Glaubst du, daß ich es, wenn ich ihm so wohl wollte, wie du fürchtest, leiden würde, daß er da unten steht und erfriert?“ Und nach diesen Worten ging sie mit ihrem Geliebten, der schon

teilweise zufriedengestellt war, ins Bett, und dort verbrachten sie eine geraume Zeit in Freuden und Wonnen, lachend über den armen Scholaren und seiner spottend. Der Scholar ging im Hofe auf und ab und rührte sich, um sich zu erwärmen; er hatte kein Fleckchen, um sich zu setzen oder sich unter Dach und Fach zu bringen, und er vermaledeite den langen Aufenthalt des Bruders bei der Dame, und jedes Geräusch, das er hörte, dachte er, müsse von der Tür kommen, die ihm die Dame öffne: aber seine Hoffnung blieb eitel. Nachdem sie sich bis gegen Mitternacht mit ihrem Geliebten getröstet hatte, sagte sie zu ihm: „Was dünkt dich, meine Seele, von unserm Scholaren? Was dünkt dich größer, sein Verstand oder die Liebe, die ich zu ihm trage? Wird der Frost, den ich ihn leiden lasse, aus deiner Brust das nehmen, was neulich durch meine Scherze hineingedrungen ist?" Der Liebhaber antwortete: „Herz meines Leibes, ja, ich erkenne genugsam, daß, so wie du mein Schatz und meine Ruhe und meine Wonne und all meine Hoffnung bist, ich die deinige bin." „Also," sagte die Dame, „so küß mich wohl tausendmal, damit ich sehe, ob du die Wahrheit sagst." Darum küßte sie der Geliebte, nicht tausendmal, aber mehr als hunderttausendmal. Und nachdem sie eine Weile in derlei Gesprächen verbracht hatten, sagte die Dame: „Du, stehn wir ein bißchen auf, um zu sehn, ob das Feuer, in dem mein neuer Liebhaber, wie er mir geschrieben hat, den ganzen Tag brennt, etwas erloschen ist." Und sie standen

auf und gingen zu dem gewohnten Fenster; und als sie in den Hof blickten, sahen sie den Scholaren im Schnee zu dem Klange des Zähneklapperns, das von der allzu großen Kälte herkam, einen Hopsertanz aufführen, mit so oftmaligen und raschen Sprüngen, daß sie etwas Ähnliches noch nie gesehn hatten. Nun sagte die Dame: „Was sagst du, meine süße Hoffnung? Glaubst du jetzt, daß ich die Männer kann tanzen lassen ohne Trompete und Dudelsack?“ Lachend antwortete der Liebhaber: „Ja, meine einzige Lust.“ Die Dame sagte: „Ich will mit dir hinuntergehn zur Tür: du bleibst ruhig stehn, und ich werde mit ihm sprechen, und wir werden hören, was er sagen wird; vielleicht werden wir davon nicht weniger Spaß haben als vom Sehn.“ Und nachdem sie die Kammer leise geöffnet hatten, stiegen sie hinunter zur Tür, und dann rief ihn die Dame, ohne sie auch nur ein bißchen zu öffnen, durch eine Ritze mit unterdrückter Stimme. Als sich der Scholar rufen hörte, lobte er Gott, weil er glaubte, nun werde er ganz gewiß eingelassen werden; er trat daher an die Tür und sagte: „Hier bin ich, Madonna; öffnet um Gottes willen, ich sterbe vor Kälte.“ Die Dame sagte: „O ja, ich weiß doch, was du für ein erfrorener Mensch bist; freilich ist die Kälte ganz außerordentlich, weil ein bißchen Schnee daliegt! In Paris gibt es, das weiß ich wohl, viel mehr. Ich kann dir noch nicht öffnen, weil dieser vermaledeite Bruder von mir, der gestern zum Abendessen zu mir gekommen ist, noch nicht weggeht; aber nun wird

er bald gehn, und dann komme ich dir unverzüglich öffnen. Es hat mir eine große Ungelegenheit gemacht, mich jetzt von ihm wegzustehlen, um dich trösten zu kommen, damit dich das Warten nicht verdrieße.“ Der Scholar sagte: „Ach, Madonna, ich bitte Euch um Gottes willen, öffnet mir, damit ich wenigstens unter Dach komme; denn vor kurzem ist der dickste Schnee von der Welt gefallen, und es schneit allwege weiter. Und dann will ich auf Euch warten, solange es Euch beliebt.“ Die Dame sagte: „O weh, du süßer Mann, das kann ich nicht; denn diese Tür kreischt beim Öffnen so stark, daß es mein Bruder leicht hören würde, wenn ich dir öffnete. Aber ich will zu ihm gehn und ihm sagen, daß er geht, damit ich wiederkommen kann, um dir zu öffnen.“ Der Scholar sagte: „Geht nur rasch. Und ich bitte Euch, laßt ein ordentliches Feuer machen, damit ich mich, wenn ich drinnen bin, wieder erwärmen kann; denn ich bin so durchfroren, daß ich kaum mehr meine Glieder fühle.“ Die Dame sagte: „Das darf nicht wahr sein, wenn das wahr ist, was du mir mehrere Male geschrieben hast, daß du nämlich aus Liebe zu mir am ganzen Leibe brennst; ich bin auch überzeugt, du treibst nur deinen Scherz mit mir. Jetzt gehe ich: warte und sei guten Muts.“ Nun ging sie mit ihrem Geliebten, der alles gehört und davon das größte Vergnügen gehabt hatte, ins Bett zurück, und sie schliefen diese Nacht wenig, verbrachten sie vielmehr fast ganz in gemeinsamen Wonnen und mit Spöttereien

über den Scholaren. Der unglückliche Scholar, der schier zum Storche geworden war, so klapperten ihm die Zähne, merkte denn endlich, daß er gefoppt war, und er versuchte etliche Male, die Tür zu öffnen, und sah sich um, ob er anderswo hinaus könne; da er aber keine Möglichkeit ersah, verfluchte er, hin und her trabend wie der Löwe im Käfig, das Wetter, die Dame und die Länge der Nacht, nicht zuletzt auch seine Einfalt. Und grimmig erbost über die Dame, wandelte er die lange brünstige Liebe, die er zu ihr getragen hatte, in einen grausamen, bittern Haß und erwog bei sich allerlei große Dinge, um ein Mittel zur Rache zu finden, wonach er jetzt viel mehr dürstete, als früher nach einem Zusammensein mit der Dame. Nach vielem, langem Warten näherte sich die Nacht dem Tage, und es begann zu dämmern. Darum kam die wohlabgerichtete Magd hinunter und öffnete den Hof; und sie sagte mit verstelltem Mitleide zu ihm: „Der Teufel soll den holen, der uns gestern abend in die Quere gekommen ist! Uns hat er die ganze Nacht Ungelegenheiten gemacht, und du hast seinetwegen frieren müssen; aber weißt du was? trag es in Geduld; was in der heutigen Nacht nicht hat sein können, das wird ein andermal sein. Ich weiß es sehr wohl, daß nichts hätte geschehn können, was Madonna so unangenehm gewesen wäre.“ Der erboste Scholar war doch klug genug, zu bedenken, daß Drohungen nichts andres sind als Waffen für den Bedrohten, verschloß daher in seiner Brust, was der ungezügelte

Wille am liebsten hinausgeschrien hätte, und sagte mit unterdrückter Stimme, ohne den geringsten Ärger zu zeigen: „Wirklich, ich habe noch nie eine schlimmere Nacht gehabt, aber ich habe es wohl eingesehn, daß deine Dame keinerlei schuld daran hat: ist sie doch in ihrem Mitleide selbst heruntergekommen, um sich zu entschuldigen und mich zu trösten; und wie du sagst, was in der heutigen Nacht nicht war, wird ein andermal sein. Empfiehl mich ihr und lebe wohl.“ Und so gut, wie er konnte, ging er, schier ganz krumm und steif geworden, heim, und dort warf er sich matt und vor Schläfrigkeit halbtot aufs Bett, um zu schlafen; beim Erwachen hatte er dann den Gebrauch von Armen und Beinen so gut wie verloren. Daher schickte er um einen Arzt, sagte ihm, was er für einen Frost ausgestanden hatte, und vertraute ihm seine Wiederherstellung an. Die Ärzte halfen ihm mit kräftigen und rasch wirkenden Mitteln, aber es gelang ihnen nur mit Mühe und nach geraumer Zeit, seine Glieder zu heilen und die Sehnen wieder auszudehnen; und wäre nicht seine Jugend gewesen und die warme Jahreszeit dazugekommen, so hätte er noch gar viel zu erdulden gehabt. Als er aber wieder gesund und frisch geworden war, behielt er seinen Haß im Innern und stellte sich mehr als je in seine Witwe verliebt. Nun geschah es nach einiger Zeit, daß das Glück dem Scholaren die Gelegenheit bot, seinem Begehren Genüge zu tun: Der junge Mann, den die Witwe liebte, verliebte sich nämlich ohne Rücksicht auf

die ihm von ihr entgegengebrachte Liebe in eine andere Dame; da er deswegen der Witwe weder wenig noch viel zu Gefallen reden oder tun wollte, verzehrte sich die in Tränen und Kümmernis. Ihre Magd aber, die großes Mitleid mit ihr hatte und keinen Weg fand, sie von dem Schmerze über den verlorenen Geliebten zu befreien, verfiel, als sie sah, daß der Scholar noch immer beim Hause vorbeiging, auf einen törichten Gedanken, und der war, daß es durch die schwarze Kunst möglich sein müsse, den Geliebten der Dame dazu zu bringen, sie wieder wie einst zu lieben, und daß in dieser Kunst der Scholar ein großer Meister sein müsse; und das sagte sie der Dame. Ohne in ihrer geringen Klugheit zu bedenken, daß der Scholar die schwarze Kunst, wenn er sie verstünde, für sich selber angewandt hätte, ging die Dame auf die Reden ihrer Magd ein und sagte ihr unverzüglich, sie möge von ihm in Erfahrung bringen, ob er das tun wolle, und ihm für gewiß versprechen, daß sie zum Danke dafür tun wolle, was ihm beliebe. Die Magd richtete die Botschaft gut und gewissenhaft aus, und der Scholar sagte, als er sie hörte, voller Freude bei sich: „Gott sei gelobt! die Zeit ist gekommen, wo ich mit deiner Hilfe dem niederträchtigen Weibe die Strafe angedeihen lassen werde für die Unbill, die sie mir zur Belohnung für meine große Liebe zugefügt hat." Und zu der Magd sagte er: „Sag meiner Dame, sie solle deshalb nicht mehr unruhig sein, weil ich es machen werde, daß ihr Geliebter, und wenn er in

Indien ist, auf der Stelle kommt und sie für alles, was er gegen ihr Belieben getan hat, um Gnade bittet; wie sie sich aber dabei zu benehmen hat, das werde ich ihr sagen, wann und wo es ihr beliebt. Und das sage ihr und tröste sie meinetwegen.“ Die Magd überbrachte die Antwort, und sie kamen überein, einander in Santa Lucia del Prato zu treffen. Die Dame und der Scholar kamen dorthin, und als sie allein miteinander sprachen, erzählte sie ihm, ohne sich zu erinnern, daß sie ihn schier dem Tode zugeführt hatte, ganz offen ihren ganzen Handel und was sie begehrte und bat ihn, ihr in ihrer Not zu helfen. Der Scholar sagte zu ihr: „Madonna, es ist wahr, daß unter den Dingen, die ich in Paris erlernt habe, auch die schwarze Kunst ist, von der ich alles gründlich weiß, was nur möglich ist; weil sie aber Gott so sehr mißfällig ist, habe ich mir geschworen, sie weder für mich noch für jemand andern anzuwenden. Aber es ist auch wahr, daß die Liebe, die ich zu Euch trage, von einer solchen Kraft ist, daß ich nicht weiß, wie ich Euch irgend etwas verweigern könnte, was Ihr wünscht, daß ich täte; und darum bin ich, und sollte ich auch dessentwegen zum Teufel fahren, bereit, es zu tun, weil es Euch beliebt. Aber ich mache Euch aufmerksam, daß die Sache schwieriger ist, als Ihr vielleicht denkt, und besonders, wenn eine Frau einen Mann oder ein Mann eine Frau zur Liebe zurückrufen will, weil das durch niemand sonst gemacht werden kann, als durch die Person selbst, die das will; und um es

zu machen, muß, wer es macht, unerschrockenen Sinnes sein, weil es in der Nacht gemacht werden muß und an einsamen Orten und ohne Gefährten. Ob Ihr das alles zu tun entschlossen seid, das weiß ich nicht.“ Die Dame, die mehr verliebt als klug war, antwortete: „Die Liebe spornt mich auf eine Weise, daß es nichts gibt, was ich nicht täte, um den wiederzuerlangen, der mich wider alles Recht verlassen hat; sag mir aber allwege, wenn es dir beliebt, worin ich unerschrocken sein muß.“ Der Scholar, der den Schwanz voll krauser Haare hatte, sagte: „Madonna, meine Aufgabe wird es sein, ein Bild aus Zinn zu machen, das den bedeuten soll, den Ihr wiederzugewinnen begehrt; wenn ich Euch das geschickt haben werde, so wird es Euere Aufgabe sein, bei abnehmendem Monde zur Zeit des ersten Schlafs nackt und ganz allein in einem fließenden Wasser siebenmal mit diesem Bilde zu baden und hierauf, nackt wie Ihr seid, auf einen Baum oder etwa auf ein unbewohntes Haus zu steigen und, nach Mitternacht gewandt und das Bild in der Hand, siebenmal gewisse Worte zu sagen, die ich Euch schriftlich geben werde: und wenn Ihr die gesagt habt, werden zwei Jungfrauen zu Euch kommen, wie Ihr schönere nie gesehen habt, und die werden Euch begrüßen und Euch liebreich fragen, was Ihr wollt, daß geschehe. Diesen müßt Ihr Euere Wünsche gut und treulich sagen; und gebt acht, daß Ihr dabei nicht einen Namen mit einem andern verwechselt. Und wenn Ihrs ihnen gesagt habt, so

werden sie verschwinden, und Ihr dürft heruntersteigen an den Ort, wo Ihr Euere Kleider gelassen habt, und Euch wieder ankleiden und heimkehren. Und sicherlich, die nächste Nacht wird nicht halb um sein, so wird Euer Geliebter weinend zu Euch kommen, um Gnade und Barmherzigkeit zu heischen; und wisset, daß er Euch von Stund an nimmer um einer andern willen lassen wird.“ Die Dame, die den gehörten Worten unbedingten Glauben schenkte, wähnte, ihren Geliebten schon wieder in den Armen zu haben, und sagte mit wiederkehrender Fröhlichkeit: „Sei unbesorgt, das werde ich gar wohl vollbringen, und ich habe dazu die beste Gelegenheit von der Welt: denn ich habe im obern Arnotale ein Landgut, das ganz nahe beim Flußufer liegt, und jetzt ist es Juli, so daß das Baden eine Lust sein wird. Und ich erinnere mich noch, daß nicht weit vom Flusse ein kleiner Turm steht, der von niemand besucht wird, höchstens, daß dann und wann Hirten auf einer Leiter von Kastanienholz, die dort ist, auf seinen Söller hinaufsteigen, um nach ihren verirrten Tieren Umschau zu halten; es ist ein einsamer und abgelegener Ort: auf den Turm werde ich steigen und hoffe dort am allerbesten das zu vollbringen, was du mir auftragen wirst.“ Der Scholar, der das Gut der Dame und den Turm sehr gut kannte, war zufrieden, daß sie ihn ihre Absichten hatte wissen lassen, und sagte: „Madonna, ich war noch nie in dieser Gegend und weiß also weder das Gut noch den Turm; wenn

sichs aber so verhält, wie Ihr sagt, so könnte es nirgends auf der Welt besser sein. Und ich werde Euch also, wann es an der Zeit sein wird, das Bild und den Spruch schicken; aber ich bitte Euch dringend, daß Ihr Euch, wenn Ihr Euern Wunsch erfüllt habt und erkennt, daß ich Euch wohl gedient habe, meiner und des mir gegebenen Versprechens erinnert.“ Die Dame sagte, das werde sie unweigerlich tun; und sie verabschiedete sich von ihm und ging nach Hause. Froh, daß sein Plan einen Erfolg versprach, machte der Scholar ein Bild mit den Zauberzeichen und schrieb ein Gefasel als Spruch auf und schickte das, als es ihm an der Zeit schien, der Dame mit der Botschaft, sie solle in der kommenden Nacht tun, was er ihr gesagt habe; und dann ging er mit einem seinigen Diener heimlich in das ganz nahe beim Turme gelegene Haus eines seiner Freunde, um sein Vorhaben ins Werk zu setzen. Die Dame wieder machte sich mit ihrer Magd auf den Weg und ging auf ihr Gut; und als die Nacht gekommen war, tat sie, als ob sie zu Bette ginge, schickte die Magd schlafen, schlich um die Stunde des ersten Schlafes aus dem Hause und ging zu dem Turme am Arnoufer: nachdem sie lange Umschau gehalten, aber niemand gesehn oder gehört hatte, entkleidete sie sich und verbarg ihre Gewänder unter einem Strauche, badete siebenmal mit dem Bilde und ging dann, nackt und das Bild in der Hand, auf den Turm zu. Der Scholar, der sich bei Anbruch der Nacht mit seinem Diener unter Weiden und

andern Bäumen in der Nähe des Turmes verborgen und all das gesehn hatte, sah nun, als sie im Vorbeigehn also nackt hart an ihm vorüberkam, daß die Weiße ihres Körpers die Dunkelheit der Nacht besiegte, und deswegen und weil er ihren Busen und ihre andern Glieder bei der Betrachtung so schön fand, fühlte er bei dem Gedanken, wie das alles binnen einer kurzen Frist aussehn werde, einiges Mitleid mit ihr; andernteils überfiel ihn plötzlich der Stachel des Fleisches und ließ jemand aufstehen, der gelegen hatte, und trieb ihn an, sein Versteck zu verlassen und sie nehmen zu gehn und seine Lust an ihr zu büßen: und er war nahe daran, dem einen und dem andern zu unterliegen. Da er sich aber wieder in den Sinn rief, wer er sei und was er für eine Unbill erlitten habe und warum und von wem, entflammte sich sein Grimm von neuem, so daß er Mitleid und fleischliche Begierde unterdrückte, in seinem Vorsatze verharrte und sie gehn ließ. Die Dame stieg auf den Turm, wandte sich gen Mitternacht und begann die Worte zu sagen, die ihr der Scholar gegeben hatte; der trat rasch nach ihr leise in den Turm, nahm sachte die Leiter weg, die zu dem Söller, wo die Dame war, hinaufführte, und wartete, was sie sagen und tun werde. Nachdem die Dame ihren Spruch siebenmal gesagt hatte, wartete sie auf die zwei Jungfrauen: und das Warten – von der Kälte zu schweigen, die ihr mehr empfindlich wurde, als ihr behagt hätte – dauerte so lange, daß sie das Morgenrot erscheinen sah; darum

sagte sie, bekümmert, daß es nicht so geschehn war, wie der Scholar gesagt hatte, zu sich selber: „Ich besorge, daß mir der eine ebensolche Nacht hat bereiten wollen, wie ich ihm; wenn das aber seine Absicht war, so hat er sich schlecht zu rächen verstanden, weil die nicht ein Drittel so lang war wie seine, abgesehn davon, daß auch die Kälte von einer andern Art war." Und damit sie nicht dort vom Tage überrascht werde, gedachte sie, vom Turme hinunterzusteigen, fand aber, daß die Leiter nicht da war. Nun verließ sie der Mut, als ob ihr die Erde unter den Füßen verschwunden wäre, und sie fiel ohnmächtig auf den Estrich des Turmes nieder. Und als ihre Kräfte wiederkehrten, begann sie bitterlich zu weinen und zu klagen; und weil sie gar wohl erkannte, daß das das Werk des Scholaren sein müsse, erging sie sich in Vorwürfen gegen sich, einmal daß sie ihn gekränkt habe, und dann daß sie ihm, den sie billig für ihren Feind hätte halten müssen, allzusehr vertraut habe: und damit verbrachte sie eine geraume Zeit. Dann sah sie sich wieder um, ob es keinen Weg gebe, hinunterzukommen; und da sie keinen fand, brach sie von neuem in Tränen aus, und ein bitterer Gedanke kam ihr in den Sinn, als sie bei sich selber sagte: „O du Unselige, was werden deine Brüder sagen, deine Verwandten und die Nachbarn und überhaupt ganz Florenz, wenn es bekannt wird, daß du hier nackt gefunden worden bist? Deine Ehrbarkeit, die für so groß gegolten hat, wird als falsch erkannt werden; und wenn du auch

dafür erlogene Ausreden erfinden wolltest, was ja schließlich ginge, so ließe dich doch der vermaledeite Scholar, der deinen ganzen Handel weiß, nicht lügen. O du Elende! Zu gleicher Zeit hast du den zu deinem Unglücke geliebten Mann und deine Ehre verloren!“ Und danach kam ein solcher Schmerz über sie, daß sie nahe daran war, sich vom Turme hinunterzustürzen. Da sie sich aber, nachdem schon die Sonne aufgegangen war, ein wenig der Rundmauer des Turmes genähert hatte, um auszuschauen, ob nicht etwa ein Knabe mit seiner Herde da sei, den sie um ihre Magd hätte schicken können, geschah es, daß der Scholar, der unter einem Strauche etwas geschlafen hatte, beim Aufwachen sie sah und sie ihn. Der Scholar sagte zu ihr: „Guten Morgen, Madonna! Sind die Jungfrauen schon gekommen?“ Als ihn die Dame sah und hörte, begann sie neuerlich heftig zu weinen und bat ihn, in den Turm zu kommen, auf daß sie mit ihm reden könne. Der Scholar war gefällig genug, das zu tun. Die Dame legte sich platt auf den Estrich, steckte nur den Kopf in die Falltür und sagte weinend: „Rinieri, sicherlich hast du dich, wenn ich dir eine schlimme Nacht bereitet habe, gehörig an mir gerächt, weil ich heute nacht, obgleich es Juli ist, in meiner Nacktheit zu erstarren geglaubt habe, gar nicht zu reden davon, daß ich den Streich, den ich dir gespielt habe, und meine Torheit, daß ich dir geglaubt habe, so sehr beweint habe, daß es ein Wunder ist, wie mir die Augen im Kopfe geblieben sind. Und dar-

um bitte ich dich, daß du dich, nicht mir zuliebe, weil du mich ja nicht lieben darfst, aber dir zuliebe, weil du ein Edelmann bist, zur Rache für die Unbill, die ich dir angetan habe, mit dem begnügest, was du bis jetzt getan hast, und laß mir meine Kleider bringen und mich hinuntersteigen und wolle mir nicht das nehmen, was du mir später, auch wenn du es wolltest, nicht wiedergeben könntest, nämlich meine Ehre; und habe ich dich damals darum gebracht, die Nacht bei mir zu sein, so kann ich dir, wann immer es dir behagt, für diese eine viele wiedergeben. Begnüge dich also mit dem Geschehnen und sei als Ehrenmann zufrieden, daß du dich hättest rächen können und daß du mir das bewiesen hast; wolle nicht deine Stärke an einem Weibe messen: kein Ruhm ist es für den Adler, über eine Taube gesiegt zu haben; drum habe Mitleid mit mir um Gottes Liebe und deiner Ehre willen!“ Der Scholar, der sich harten Herzens die empfangene Unbill in den Sinn zurückrief, empfand im Herzen, als er sie weinen und bitten sah, zur gleichen Zeit Freude und Leid: Freude über die Rache, die er mehr als sonst etwas ersehnt hatte, und Leid, weil ihn seine Menschlichkeit zum Mitgefühle mit der Elenden bewegte. Da aber die Menschlichkeit nicht vermochte, der Wildheit seiner Begierde obzusiegen, antwortete er: „Madonna Elena, wenn ich mit meinen Bitten, die ich wahrlich nicht so in Tränen zu baden und auch nicht so honigsüß zu machen verstanden habe wie du, zuwege gebracht hätte, daß

du mir in der Nacht, wo ich in deinem Hofe voller Schnee vor Kälte fast gestorben bin, ein wenig Obdach gewährt hättest, so wäre es mir jetzt ein leichtes, die deinen zu erhören; ist dir aber jetzt an deiner Ehre um so viel mehr gelegen als in früherer Zeit, und fällt es dir schwer, dort oben nackt auszuhalten, so richte diese Bitten an den, in dessen Armen es dich nicht verdrossen hat, die Nacht, deren du dich erinnerst, nackt zu verbringen, wo du gewußt hast, daß ich in deinem Hofe zähneklappernd den Schnee zertrampelte, und von ihm laß dir helfen, von ihm laß dir deine Kleider bringen, von ihm laß dir die Leiter zum Heruntersteigen holen und in ihm versuche Teilnahme für deine Ehre zu erregen, in ihm, für den du dich nicht besonnen hast, sie jetzt und tausendmal aufs Spiel zu setzen. Warum rufst du ihn nicht, daß er dir helfen komme? Wem käme es mehr zu als ihm? Du bist die Seine; und was sollte er denn hüten oder wem sollte er denn helfen, wenn er dich nicht hütet und dir nicht hilft? Rufe ihn doch, Törin, die du bist, und erprobe, ob dich die Liebe, die du zu ihm trägst, und deine Klugheit samt der seinigen vor meiner Dummheit retten können, derentwegen du ihn, mit ihm tändelnd, gefragt hast, was ihn größer dünke, meine Dummheit oder die Liebe, die du zu ihm tragest. Sei aber nicht jetzt freigebig zu mir mit etwas, was ich nicht begehre und was du mir, wenn ich es begehrte, nicht verweigern könntest; deinem Geliebten spare deine Nächte auf, wenn es geschieht, daß du hier lebend

davonkommst: dein und sein mögen sie bleiben; mir ist die eine zu viel gewesen, und es genügt mir, einmal verhöhnt worden zu sein. Und noch immer gebrauchst du deine Verschmitztheit im Wortesetzen zu dem Versuche, dadurch, daß du mich lobst, mein Wohlwollen zu gewinnen, und nennst mich einen Edelmann und einen Ehrenmann, und dabei handelt es sich dir doch nur darum, mich zu verleiten, daß ich als gutmütiger Mann davon abstünde, dich für deine Niedertracht zu bestrafen; aber deine Schmeicheleien werden die Augen meines Geistes nicht so verdunkeln, wie es damals deine falschen Versprechungen getan haben: ich kenne mich, aber ich habe die ganze Zeit in Paris nicht so viel über mich selber gelernt, wie du mich in einer Nacht hast erkennen lassen. Gesetzt jedoch, ich wäre trotzdem großmütig, so gehörst du doch nicht zu denen, bei denen Großmut angebracht wäre: das Ende der Buße und ebenso der Rache darf bei den wilden Tieren, wie du eines bist, nur der Tod sein, während bei den Menschen das genügt, was du gesagt hast. Weil ich dich also, obgleich ich kein Adler bin, nicht als Taube, sondern als giftige Schlange erkenne, will ich dich wie einen Erbfeind mit allem Hasse und aller Kraft verfolgen, samt dem, daß das, was ich dir tue, eigentlich nicht Rache, sondern eher Züchtigung genannt werden soll, da die Rache über die Beleidigung hinausgeht, das aber, was ich tue, an die Beleidigung nicht einmal heranreicht; wenn ich mich daher rächen wollte, so würde in Anbetracht dessen, wie du mit meiner

Seele umgegangen bist, dein Leben nicht genügen und nicht das von hundert deinesgleichen, weil ich ja doch nur ein schlechtes und schändliches und bösartiges Weib töten würde. Und was zum Teufel bist du denn, wenn man dein bißchen Gesicht wegnimmt, das in ein paar Jahren von Runzeln verwüstet sein wird? Nicht mehr als jede schäbige Magd! Und dabei hätte es dir nichts ausgemacht, einen Ehrenmann, wie du mich vorhin genannt hast, sterben zu lassen, dessen Leben der Welt an einem Tage nützlicher sein kann, als es hunderttausend deinesgleichen könnten, solange die Welt steht. Durch das Ungemach, das du leidest, will ich dich belehren, was es heißt, Männer zu verhöhnen, die Verstand haben, und was es heißt, Scholaren zu verhöhnen; und ich werde dir Veranlassung geben, nie mehr in eine solche Narrheit zu verfallen, wenn du diesmal davonkommst. Wenn du aber gar zu große Lust hast, herunterzukommen, warum stürzt du dich nicht herunter? Brichst du dir mit Gottes Hilfe den Hals, so bist du auch mit einem Schlage die Pein los, in der du dich zu befinden glaubst, und mich wirst du zum frohesten Menschen der Welt machen. Nun will ich dir nichts mehr sagen: ich habe ein Mittel gefunden, es dahin zu bringen, daß du dort hinaufgestiegen bist; finde jetzt du ein Mittel, herunterzukommen, wie du ein Mittel gefunden hast, mich zum Narren zu halten.“ Während dieser Rede des Scholaren weinte die unglückliche Dame ohne Unterlaß, und die Zeit verging, indem die Sonne allwege höher

stieg. Als sie vernahm, daß er schwieg, sagte sie: „Ach, du grausamer Mann, wenn dir die vermaledeite Nacht so schwer gewesen ist, und wenn dir mein Fehler so groß scheint, daß dich meine jugendliche Schönheit, meine bittern Tränen und mein demütiges Flehen nicht rühren können, so möge dich wenigstens das eine rühren und deine strenge Härte mildern, daß ich dir nämlich dadurch, daß ich dir trotz dem Vorgefallenen vertraute und dir meine ganze Heimlichkeit entdeckt habe, die Erfüllung deines Wunsches, mich mein Vergehn einsehn zu lassen, erleichtert habe; denn hätte ich mich nicht dir anvertraut, so hättest du keinen Weg gehabt, dich an mir zu rächen, was du doch, wie du kein Hehl machst, mit solcher Inbrunst begehrt hast. Ach, laß ab von deinem Zorne und vergib mir nun! Ich bin, wenn du mir vergeben und mich herunterlassen willst, bereit, den falschen Mann gänzlich aufzugeben und dich allein als Geliebten und Herrn zu haben, obwohl du meine Schönheit verachtest, indem du sie als flüchtig und wertlos erklärst; wie immer sie aber auch samt der der andern Frauen beschaffen sein mag, das weiß ich, daß sie, wenn schon aus keinem andern Grunde, doch deswegen Wertschätzung verdient, weil sie die Sehnsucht und die Lust und die Wonne der Jugend der Männer ist: und du bist kein Greis. Und obwohl du mir grausam mitgespielt hast, kann ich darum doch nicht glauben, daß du mich eines so schmachvollen Todes wolltest sterben sehn, wie es der Fall wäre, wenn ich mich in

der Verzweiflung hier hinunterstürzte vor deinen Augen, denen ich einst, wenn du kein Lügner warst, wie du geworden bist, so sehr gefallen habe. Ach, erbarme dich meiner um Gottes willen und aus Mitleid; die Sonne beginnt allzu heiß zu brennen, und so, wie mich in der Nacht die Kälte gequält hat, so beginnt mir nun die Hitze arge Pein zu bereiten."

Der Scholar, der seine Lust daran fand, sie mit Worten hinzuhalten, antwortete ihr: „Madonna, du hast mir dein Vertrauen nicht aus Liebe zu mir geschenkt, sondern um den zu gewinnen, den du verloren gehabt hast, und deshalb verdienst du nur eine größere Strafe; und ganz albern ist es, wenn du wirklich glaubst, daß mich dieser Weg allein und kein anderer zu der von mir ersehnten Rache hätte führen können. Ich hätte tausend andere gehabt und habe, indem ich dich zu lieben vorgab, tausend Schlingen vor deine Füße gelegt, und es hätte nicht lange dauern können, so hättest du dich, wenn nicht dies geschehn wäre, in einer fangen müssen; und du hättest in gar keine fallen können, ohne daß es dir zu größerer Pein und Scham als bei dieser ausgeschlagen hätte: und zu dieser habe ich nicht deswegen gegriffen, um dir weniger weh zu tun, sondern um eher froh zu werden. Und wenn sie mir alle versagt hätten, so wäre mir doch meine Feder geblieben, womit ich solche und derartige Dinge von dir geschrieben hätte und auf eine solche Weise, daß du, wenn du sie wiedererfahren hättest – und das hättest du –, tausendmal hättest wünschen müssen, nie geboren worden

zu sein. Die Macht der Feder ist um gar viel größer, als die glauben, die sie nicht durch die Erfahrung erprobt haben. Ich schwöre bei Gott – und er möge mich dieser Rache, die ich an dir nehme, bis zu ihrem Ende ebenso froh sein lassen, wie ers bei ihrem Anfange getan hat –, ich hätte von dir Dinge geschrieben, daß du dir aus lauter Scham, nicht nur vor den andern Leuten, sondern auch vor dir selber, die Augen ausgerissen hättest, um dich selber nicht mehr sehn zu müssen; und darum schilt das Meer nicht, daß es ein kleiner Bach wachsen läßt. Um deine Liebe oder daß du mein Eigen seist, schere ich mich, wie ich schon gesagt habe, nicht: bleib du nur, wenn du es kannst, dem zu eigen, dem du zu eigen gewesen bist, den ich jetzt ebenso, wie ich ihn vordem gehaßt habe, liebe, in Anbetracht dessen, wie er gegen dich gehandelt hat. Ihr verliebt euch in junge Männer und begehrt die Liebe von jungen Männern, weil ihr seht, daß sie frischere Gesichter und schwärzere Bärte haben und sich beim Gehn in die Brust werfen und Reigen tanzen und Lanzen brechen; all das haben die gehabt, die etwas mehr bejahrt sind, und die wissen das, was die andern erst lernen müssen. Und überdies meint ihr, sie seien bessere Ritter und machten ihre Tage mehr Meilen als die reifern Männer. Ich gestehe frei, daß sie das Pelzchen mit größerer Kraft striegeln, aber die mehr Bejahrten wissen als erfahrene Leute besser, wo die Flöhe sitzen: es ist weit besser, das Wenige und Köstliche vor dem Vielen und Schalen zu wählen; und der scharfe Trab

staucht und ermattet jeden, wie jung er auch sei, während einen der Paßgang, wenn auch später, so doch wenigstens behaglich in die Herberge führt. Ihr merkt es nicht, ihr Geschöpfe ohne Vernunft, wieviel Schlechtes sich unter diesem bißchen schönen Äußern birgt. Die Jungen sind nicht mit einer zufrieden, sondern so viele sie sehn, so viele begehren sie, so viele glauben sie beanspruchen zu können; darum kann ihre Liebe nicht beständig sein, und das kannst du ja jetzt mit dem wahrhaftigsten Zeugnis bewähren. Und nach ihrer Meinung können sie beanspruchen, von ihren Damen angebetet und gehätschelt zu werden; dabei wissen sie sich keinen größern Ruhm, als mit denen zu prahlen, die sie gehabt haben: und dieser Fehler hat schon manche Frau den Mönchen, die es nicht wiedererzählen, in die Arme geführt. Wenn du auch sagst, daß von deinen Liebeshändeln niemand etwas wisse als deine Magd und du, so weißt du es schlecht, und du glaubst etwas Unwahres, wenn du es wirklich glaubst. Seine Straße spricht schier von nichts anderm und ebenso die deinige; aber zu often Malen ist der, den etwas angeht, der letzte, dem es zu Ohren kommt. Weiter plündern euch die Jungen aus, während ihr von den mehr Bejahrten beschenkt werdet. Weil du also einmal schlecht gewählt hast, so bleibe dem zu eigen, dem du dich gegeben hast, und mich, den du verhöhnt hast, laß bei einer andern bleiben; denn ich habe eine viel bessere Dame gefunden, die mich besser erkannt hat als du. Und damit du über das,

was meine Augen ersehnen, eine bessere Erkenntnis in die andere Welt mitnehmen kannst als die, die du in dieser aus meinen Worten zu entnehmen scheinst, so spring endlich herunter, und deine Seele, die der Teufel, wie ich glaube, sofort gepackt haben wird, wird es sehn können, ob meine Augen feucht werden oder nicht, wenn sie dich werden kopfüber herunterstürzen sehn. Weil ich aber nicht glaube, daß du mir eine so große Freude werdest bereiten wollen, so sage ich dir, du mögest dich, wenn dich die Sonne zu brennen anfängt, der Kälte erinnern, die du mich hast leiden lassen, und wenn du die mit der Hitze mischst, so wirst du die Sonne zweifellos weniger heftig verspüren.“ Als die trostlose Dame sah, daß die Worte des Scholaren nur auf ein grausames Ende hinausliefen, begann sie wieder zu weinen und sagte: „Schau, weil dich nichts, was mich betrifft, zum Mitleide rührt, so möge dich die Liebe rühren, die du zu der Dame trägst, die du, wie du sagst, klüger, als ich bin, gefunden hast und von der du, wie du sagst, geliebt wirst, und ihr zuliebe vergib mir und bringe mir meine Kleider, damit ich mich wieder anziehn kann, und laß mich von da herunter.“ Darob lachte der Scholar; und da er sah, daß die dritte Morgenstunde schon eine geraume Zeit vorüber war, antwortete er: „Schau, jetzt kann ich dir nicht nein sagen, wo du mich bei einer solchen Dame gebeten hast. Sag mir, wo sie sind, und ich gehe sie holen und lasse dich dann heruntersteigen.“ Da die Dame das glaubte, tröstete sie sich ein wenig und sagte ihm,

wohin sie die Kleider gelegt hatte. Der Scholar verließ den Turm und befahl seinem Diener, nicht von dort wegzugehn, sondern in der Nähe zu bleiben und nach Kräften zu verhüten, daß jemand hineingehe, bevor er zurückgekehrt sei; und nachdem er ihm das gesagt hatte, ging er in das Haus seines Freundes und frühstückte dort in aller Gemächlichkeit und ging dann, als es ihm an der Zeit schien, schlafen. Die Dame auf dem Turme, die sich zwar mit der törichten Hoffnung ein wenig getröstet hatte, trotzdem aber über alle Maßen betrübt war, richtete sich aus ihrer liegenden Stellung auf, um sich zu setzen, und rückte an die Seite der Mauer, wo etwas Schatten war, und wartete nun, erfüllt von den bittersten Gedanken; und bald dachte sie und bald hoffte sie und bald verzweifelte sie, daß der Scholar mit den Kleidern kommen werde: und von einem Gedanken zu dem andern springend, fiel sie endlich, vom Grame überwältigt und weil sie in der Nacht nicht geschlafen hatte, in Schlaf. Die Sonne, glühend heiß und auf der Höhe des Mittags, traf frei und senkrecht den zarten und holden Leib und das völlig unbedeckte Haupt mit solcher Kraft, daß davon das Fleisch, soweit es ihr ausgesetzt war, nicht nur verbrannte, sondern allenthalben, Riß für Riß, barst; und der Brand war so stark, daß er sie aus ihrem tiefen Schlafe erweckte. Und als sie den Brand fühlte und sich ein wenig bewegte, war es ihr, als ob sich bei der Bewegung die ganze verbrannte Haut öffnete und abschälte, wie man es bei einem

verbrannten Pergamente beobachtet, wenn man daran zieht; überdies schmerzte sie der Kopf so arg, daß es ihr war, als ob er zerspränge, was ja kein Wunder war. Und der Estrich des Turmes war so glühend, daß sie es weder stehend noch anderswie aushalten konnte; darum irrte sie weinend hin und her, ohne auf einem Fleckchen länger zu verweilen. Und überdies hatten sich, da sich kein Lüftchen regte, Fliegen und Bremsen in großen, sich immer noch vermehrenden Mengen eingefunden und setzten sich auf das bloße Fleisch und stachen sie so heftig, daß es ihr schien, als wären es lauter Dolchstiche; darum hielt sie keinen Augenblick inne, ihnen mit den Händen zu wehren, indem sie dabei stets sich, ihr Leben, ihren Geliebten und den Scholaren vermaledeite. Und also von der unsäglichen Hitze, von der Sonne, von den Fliegen und den Mücken und dazu noch vom Hunger, mehr aber noch vom Durste und als Beigabe noch von tausend trüben Gedanken gepeinigt und gequält und gemartert, richtete sie sich auf und begann auszulugen, ob sie niemand in der Nähe sehe oder höre, fest entschlossen, was auch daraus werden sollte, jeden anzurufen und um Hilfe zu bitten. Aber auch das hatte ihr das feindliche Geschick versagt. Die Landleute waren alle der Hitze wegen von den Feldern weggegangen, und dort in die Nähe war an diesem Tage überhaupt niemand zur Feldarbeit gekommen, weil die alle bei ihren Häusern ihr Korn droschen; so hörte sie nichts als die Heimchen und sah den Arno, der ihr, indem

er ihre Sehnsucht nach seinen Wassern erregte, den Durst nicht stillte, sondern steigerte. Auch sah sie an verschiedenen Orten Büsche und schattige Plätze und Häuser, die ihrer Sehnsucht eine ähnliche Qual bereiteten. Was sollen wir noch mehr sagen von der unglücklichen Dame? Die Sonne von oben und die Glut des Estrichs von unten und die Bisse der Fliegen und Bremsen von den Seiten hatten sie durchaus so zugerichtet, daß sie, die in der vergangenen Nacht die Dunkelheit mit ihrer Weiße besiegt hatte, nun, wo sie wie die Färberröte so rot und ganz mit Blut besudelt war, jedem, der sie gesehen hätte, als das häßlichste Ding der Welt erschienen wäre. Und also erwartete sie, ratlos und hoffnungslos, mehr den Tod als etwas andres. Die zweite Stunde des Nachmittags war halb vorbei, als sich der Scholar vom Schlafe erhob und sich seiner Dame erinnerte: neugierig, was mit ihr sei, kehrte er zum Turme zurück und befahl dort seinem Diener, der noch nüchtern war, essen zu gehn. Als ihn die Dame gewahrte, kam sie, schwach und von dem schweren Ungemach verstört, an die Falltür, setzte sich nieder und sagte weinend: „Rinieri, du hast dich nun an mir über alle Maßen gerächt; denn habe ich dich in der Nacht in meinem Hofe frieren lassen, so hast du mich bei Tage auf diesem Turme dörren, vielmehr brennen lassen und überdies vor Hunger und Durst umkommen. Darum bitte ich dich bei dem einigen Gott, komm hier herauf, und weil mir das Herz dazu fehlt, mir selbst den Tod zu geben, so gib ihn mir du; ich er-

sehne ihn ja mehr als alles andre, so groß und so arg ist die Pein, die ich leide. Und wenn du mir diese Gnade nicht tun willst, so laß mir wenigstens einen Becher Wasser bringen, damit ich mir den Mund baden kann, wozu meine Tränen nicht hinreichen; so groß ist die Trockenheit und Hitze, die ich innerlich leide.“ An der Stimme erkannte der Scholar, wie schwach sie war, und er sah auch zum Teile ihren von der Sonne ganz verbrannten Körper, und deshalb und wegen ihrer demütigen Bitten kam etwas Mitleid über ihn; nichtsdestoweniger antwortete er: „Niederträchtiges Weib, von meinen Händen sollst du nicht sterben: stirb von den deinigen, wenn dich die Lust dazu ankommt; und so viel Wasser sollst du von mir zur Labung deiner Hitze haben, wie ich von dir Feuer zur Linderung meiner Kälte gehabt habe. Das aber schmerzt mich sehr, daß die Krankheit, die ich mir durch meine Kälte zugezogen habe, durch die Hitze stinkenden Mistes hat geheilt werden müssen, während die, die du dir durch deine Hitze zuziehst, durch die Kälte duftenden Rosenwassers geheilt werden wird; und während ich daran war, meine Glieder und mein Leben zu verlieren, wirst du, durch diese Hitze gehäutet, nichts von deiner Schönheit einbüßen, gleich der Schlange, die aus ihrem alten Balge schlüpft.“ „O ich Elende!“ sagte die Dame, „diese Schönheit, die auf eine solche Weise erworben wird, gebe Gott denen, die mir übel wollen; aber wie hast du es, grausamer als jedes wilde Tier, übers Herz bringen

können, mich derart zu martern? Was hätte ich von dir oder irgendeinem andern Ärgeres erwarten dürfen, wenn ich deine ganze Verwandtschaft unter den grausamsten Foltern getötet hätte? Wahrlich, ich weiß nicht, ob man gegen einen Verräter, der eine ganze Stadt dem Tode überliefert hat, grausamer verfahren könnte, als du es mit mir getan hast, indem du mich hast von der Sonne dörren und von den Fliegen auffressen lassen; und dazu willst du mir nicht einmal einen Becher Wasser geben, wo doch den durch den Richter verdammten Mördern auf ihrem letzten Gange zu often Malen Wein gegeben wird, wenn sie es nur verlangen. Wohlan denn, da ich sehe, daß du in deiner bittern Grausamkeit beharrst und daß dich meine Leiden in keiner Weise rühren können, so werde ich mich in Ergebung auf den Tod vorbereiten, auf daß Gott, den ich bitte, daß er dein Werk mit gerechten Augen ansehe, Mitleid mit meiner Seele habe.“ Und nach diesen Worten schleppte sie sich mit schwerer Mühe gegen die Mitte des Söllers, an ihrer endlichen Rettung aus der glühenden Hitze verzweifelnd; und nicht einmal, nein tausendmal glaubte sie, abgesehn von ihren andern Schmerzen, vor Durst zu verschmachten, allwege heftig weinend und ihr Mißgeschick beklagend. Da es aber schon Abend war und der Scholar genug getan zu haben glaubte, ging er, nachdem er dem Diener ihre Kleider hatte holen und in seinen Mantel einschlagen lassen, zu dem Hause der elenden Dame; und dort fand er ihre

Magd trostlos und bekümmert und ratlos an der Tür sitzen, und er sagte zu ihr: „Gutes Mädchen, was macht deine Dame?“ Die Magd antwortete ihm: „Messer, ich weiß es nicht. Gestern abend hat sie sich, wenn mir recht ist, in meiner Gegenwart niedergelegt, und so habe ich sie heute früh im Bette zu finden geglaubt; aber ich habe sie nicht gefunden, weder dort noch anderswo, weiß auch nicht, was mit ihr vorgegangen ist, und deshalb bin ich in sehr großer Unruhe. Aber Ihr, Messer, wißt Ihr mir nichts zu sagen?“ Der Scholar antwortete ihr: „Hätte ich nur dich mit ihr zusammen dort gehabt, wo ich sie gehabt habe, damit ich dich wegen deiner Schuld hätte ebenso bestrafen können, wie sie wegen der ihrigen! Aber du wirst meinen Händen auf keinen Fall entwischen, bis ich dich für deine Tätigkeit so bezahlt habe, daß du keinem Manne mehr einen Possen spielen wirst, ohne dich meiner zu erinnern.“ Und nachdem er dies gesagt hatte, sagte er zu seinem Diener: „Gib ihr die Kleider da und sag ihr, sie soll um ihre Dame gehn, wenn sie will.“ Der Diener tat, wie ihm befohlen wurde. Die Magd nahm sie und erkannte sie; und als sie hörte, was ihr gesagt wurde, fürchtete sie stark, sie hätten sie getötet, und hielt sich nur mit Mühe zurück, zu schreien. Und kaum hatte sie der Scholar verlassen, so machte sie sich auf den Weg und lief mit den Kleidern zum Turme. Zufällig hatte an diesem Tage ein Bauer der Dame zwei Schweine verloren; auf der Suche nach ihnen kam er, kurz nachdem der

Scholar weggegangen war, zum Turme, und indem er beim Gehn überall Umschau hielt, ob er nicht seine Schweine sehe, vernahm er das erbärmliche Klagen der unglücklichen Dame: darum sprang er hin und schrie, was er konnte: „Wer weint denn da oben?“ Die Dame erkannte ihren Bauer an der Stimme, rief ihn beim Namen und sagte zu ihm: „Ach, geh mir um meine Magd und mach, daß sie da zu mir heraufkommen kann.“ Der Bauer, der sie nun erkannte, sagte: „O weh, Madonna, wer hat Euch denn da hinaufgebracht? Euere Magd ist Euch heute den ganzen Tag suchen gegangen; aber wer hätte je gedacht, daß Ihr hier seid?“ Und er nahm die Stangen der Leiter, richtete sie auf, wie sie stehn sollten, und band die Querstäbe mit Weiden fest. Und unterdessen kam auch ihre Magd hin; als die in den Turm trat, konnte sie sich nicht mehr halten, sondern schrie, sich die Hände vor den Kopf schlagend: „O weh, meine süße Herrin, wo seid Ihr denn?“ Die Dame hörte sie und sagte, so laut sie nur konnte: „Hier oben, Schwesterchen; weine nicht, bring mir nur rasch meine Kleider.“ Als die Magd sie sprechen hörte, stieg sie, schier völlig beruhigt, die Leiter hinan, die der Bauer wieder instand gesetzt hatte, und kam mit seiner Hilfe auf die Höhe des Söllers; beim Anblicke ihrer Dame aber, die, weniger einem menschlichen Körper als einem verkohlten Baumstrunke ähnlich, ohnmächtig und entstellt und nackt auf dem Boden lag, bohrte sie sich die Nägel ins Gesicht und erhob ein Wehklagen über sie, nicht an-

ders, als ob sie tot gewesen wäre, aber die Dame bat sie um Gottes willen zu schweigen und ihr in die Kleider zu helfen. Und als die Dame von ihr erfahren hatte, daß niemand wußte, wo sie gewesen sei, außer denen, die der Magd die Kleider gebracht hatten, und dem Bauer, der anwesend war, tröstete sie sich ein wenig und bat sie und den Bauer um Gottes willen, davon niemals irgend jemand etwas zu sagen. Nach langem Geschwätze nahm der Bauer die Dame, die nicht gehn konnte, auf den Rücken und brachte sie heil aus dem Turme. Die arme Magd, die zurückgeblieben war, glitt, weil sie weniger vorsichtig herabstieg, mit dem Fuße aus, fiel von der Leiter zu Boden und brach sich den Schenkelknochen; und hierüber begann sie vor Schmerz zu brüllen wie ein Löwe. Der Bauer legte die Dame auf einem Rasenflecke nieder, ging nachsehn, was die Magd habe, trug sie, als er sie mit dem gebrochenen Beine gefunden hatte, ebenfalls auf den Rasen und legte sie neben ihre Herrin. Als die sah, daß dieses neue Unglück zu dem alten dazugekommen war und daß die, auf deren Hilfe sie vor allem rechnete, das Bein gebrochen hatte, erneuerte sie, über die Maßen betrübt, ihre Klagen so erbärmlich, daß sie der Bauer nicht nur nicht trösten konnte, sondern selber zu weinen anfing. Da aber die Sonne schon tief stand, ging er, damit sie nicht dort von der Nacht überrascht würden, mit der Zustimmung der trostlosen Dame in sein Haus und rief zwei Brüder von ihm und sein Weib und ließ sie ein Bett mitnehmen,

und darauf legten sie die Magd und trugen sie nach Hause; und nachdem die Dame mit ein wenig frischem Wasser und gutem Zuspruche gelabt worden war, lud sie sich der Bauer auf den Rücken und trug sie in ihre Kammer. Das Weib des Bauern gab ihr geweichtes Brot zu essen und entkleidete sie und brachte sie zu Bette, und sie ordneten an, daß sie und die Magd in der Nacht nach Florenz geschafft würden; und so geschah es. Dort machte die Dame, die um Listen nie verlegen war, ihre Brüder und Schwestern und jedermann mit einem ersonnenen Märchen, das ganz anders war als der wirkliche Hergang, glauben, daß das ihnen beiden, sowohl ihr als auch der Magd, durch Teufelsspuk zugestoßen sei. Die Ärzte waren zur Stelle und heilten die Dame, nicht ohne daß die viel Angst und Kümmernis ausgestanden hätte, weil sie mehrere Male die ganze Haut am Bettlaken kleben ließ, von einem heftigen Fieber und andern Gebresten und ebenso die Magd von dem Beinbruche. Darob vergaß die Dame ihren Geliebten und hütete sich fortan wohlweislich sowohl vor dem Possenspielen als auch vor dem Verlieben. Und den Scholaren deuchte es, als er erfuhr, die Magd habe sich das Bein gebrochen, daß seine Rache vollkommen genügend sei, und froh ließ er die Sache auf sich beruhen, ohne sich weiter darum zu scheren. Das hatte also die törichte Schöne von ihren Possen, weil sie geglaubt hatte, sie könne einen Scholaren ebenso zum Narren halten wie einen andern, und nicht wußte, daß sie, ich sage nicht alle,

aber die meisten wissen, wo der Teufel den Schwanz hat. Und darum hütet Euch, meine Damen, jemand einen Possen zu spielen und besonders einem Scholaren.

ACHTE GESCHICHTE

Von zwei Gesellen liegt der eine bei dem Weibe des andern; als es der merkt, richtet ers so ein, daß sein Gesell in eine Truhe geschlossen wird, und legt sich auf der Truhe, worin der steckt, zu dessen Frau.

SCHWER und traurig war es für die Damen gewesen, Elenas Leiden anzuhören; da sie aber meinten, zum Teile sei ihr recht geschehn, gingen sie mit mehr gemäßigtem Mitleid darüber hinweg, obwohl sie den Scholaren einen harten und unbeugsamen, ja grausamen Mann nannten. Als aber Pampinea zu Ende war, trug die Königin Fiammetta auf fortzufahren, und die sagte mit freudigem Gehorsam: Meine liebenswürdigen Damen, weil ich der Meinung bin, daß Euch die Rauheit des beleidigten Scholaren einigermaßen verletzt hat, halte ich es für angebracht, die verdrossenen Gemüter mit etwas Lustigerm wieder zu besänftigen, und darum gedenke ich Euch ein Geschichtchen von einem jungen Manne zu erzählen, der mit milderm Sinne eine Unbill empfangen und sie mit maßvollerm Tun gerächt hat. Aus dieser Geschichte werdet Ihr lernen können, daß es jedermann, der sich daranmacht, eine erlittene Unbill zu rächen, völlig genügen muß,

Gleiches mit Gleichem zu vergelten, indem er darauf verzichtet, über das gebührende Maß der Rache hinaus weitere Unbilden zu begehn.

Ihr müßt also wissen, daß in Siena, wie ich gehört habe, zwei genugsam wohlhabende junge Männer aus guten Bürgerhäusern waren, der eine Spinelloccio Tanena, der andere Zeppa di Mino mit Namen, und sie waren Hausnachbarn im Viertel Camollia. Diese zwei jungen Männer verkehrten stets miteinander und liebten sich nach dem, was sie zeigten, so oder noch mehr, als wenn sie Brüder gewesen wären, und jeder von ihnen hatte eine sehr schöne Frau zum Weibe. Nun geschah es, daß Spinelloccio, der viel im Hause Zeppas verkehrte, ob der zu Hause war oder nicht, auf diese Art mit dem Weibe Zeppas so vertraut wurde, daß er bei ihr lag; und das setzten sie eine geraume Weile fort, ohne daß es jemand bemerkt hätte. Im Laufe der Zeit kam Spinelloccio eines Tages, wo Zeppa, ohne daß es die Frau gewußt hätte, zu Hause war, und rief ihn an. Die Frau sagte, er sei nicht zu Hause; deswegen ging Spinelloccio unverzüglich hinauf, und als er die Frau im Saale fand und sah, daß sonst niemand da war, umarmte er sie und küßte sie und sie ihn. Zeppa, der das sah, sagte kein Wort, sondern blieb verborgen, um zu sehn, auf was für ein Ende das Spiel hinauslaufen werde; und schließlich sah er, daß sein Weib und Spinelloccio also umschlungen in die Kammer gingen und sich darin einsperrten: und darüber entrüstete er sich sehr. Da er aber bedachte,

daß seine Unbill durch Lärmschlagen oder etwas andres nicht kleiner würde, die Schande aber größer, so beschied er sich bei dem Gedanken, er müsse dafür, ohne daß es in der Nachbarschaft bekannt würde, eine solche Rache nehmen, daß sie sein Herz befriedige; und nach langem Nachsinnen glaubte er die richtige Art gefunden zu haben und blieb so lange verborgen, wie Spinelloccio bei seiner Frau blieb. Kaum war der gegangen, so trat er in die Kammer; dort fand er die Frau noch damit beschäftigt, das Kopftuch, das ihr Spinelloccio beim Tändeln heruntergezogen hatte, wieder in Ordnung zu bringen, und sagte: „Was machst du, Frau?“ Die Frau antwortete: „Siehst du's nicht?“ Zeppa sagte: „Jawohl, ja, ich habe noch etwas andres gesehn, was ich lieber nicht gesehn hätte.“ Und nun brachte er die Rede auf das Vorgefallene, und nachdem sie ihm nach vielen Ausflüchten in der größten Angst gestanden hatte, was sie von ihrer Vertraulichkeit mit Spinelloccio nicht gut hätte leugnen können, begann sie ihn weinend um Verzeihung zu bitten. Zeppa sagte zu ihr: „Sieh, Frau, du hast unrecht getan, und wenn du willst, daß ich dir verzeihe, so trachte pünktlich zu tun, was ich dir auftragen werde; und das ist das: ich will, daß du Spinelloccio sagest, er solle sich morgen um die dritte Stunde vormittag unter irgendeinem erfundenen Vorwande von mir losmachen und zu dir kommen; und wenn er bei dir sein wird, werde ich heimkommen, und wann du mich hörst, so laß ihn sich in diese Truhe legen

und schließ ihn darin ein. Wann du das getan haben wirst, werde ich dir sagen, was du weiter zu tun hast; und dabei brauchst du keine Furcht zu haben, weil ich dir verspreche, daß ich ihm nichts zuleide tun werde. Um ihn zufriedenzustellen, sagte die Frau, sie werde es tun, und sie tat es. Als Zeppa und Spinelloccio am nächsten Tage gegen die dritte Stunde beisammen waren, sagte Spinelloccio, der der Frau versprochen hatte, um diese Stunde zu ihr zu kommen, zu Zeppa: „Ich muß heute morgen mit einem Freunde essen und will ihn nicht warten lassen; und darum lebe wohl!“ Zeppa sagte: „Es ist ja noch lange nicht Essenszeit.“ Spinelloccio sagte: „Das tut nichts; ich muß auch noch eine meinige Angelegenheit mit ihm besprechen und muß deshalb beizeiten dort sein.“ Nachdem Spinelloccio Zeppa verlassen hatte, ging er auf einem Umwege zu dessen Frau ins Haus; und sie waren noch nicht lange in die Kammer gegangen, als Zeppa heimkehrte. Kaum hörte ihn die Frau, so hieß sie ihren Buhlen mit den Zeichen der höchsten Angst, sich in die Truhe zu verbergen, die ihr der Gatte bezeichnet hatte, schloß ihn ein und ging aus der Kammer. Zeppa sagte, als er oben war: „Ists schon Essenszeit, Frau?“ Die Frau antwortete: „Ja, es ist Zeit.“ Nun sagte Zeppa: „Spinelloccio ist heute morgen zu einem Freunde von ihm essen gegangen, und seine Frau ist allein; geh zum Fenster und ruf sie, sie soll kommen und mit uns essen.“ Die Frau, die für sich selber fürchtete und daher gar gehorsam

geworden war, tat, was ihr der Gatte auftrug. Spinelloccios Weib ließ sich von dem Weibe Zeppas erst eine Weile bitten, kam aber, als sie hörte, daß ihr Mann nicht daheim essen werde. Und als sie gekommen war, zeigte sich Zeppa sehr liebenswürdig zu ihr und nahm sie vertraulich bei der Hand, befahl seiner Frau leise, in die Küche zu gehn, und führte sie in die Kammer; dort drehte er sich um und verschloß die Tür von innen. Als ihn die Frau die Kammer von innen verschließen sah, sagte sie: „O weh, Zeppa, was soll das heißen? Deswegen habt Ihr mich kommen lassen? Ist das die Liebe, die Ihr zu Spinelloccio tragt, und die treue Freundschaft, die Ihr ihm haltet?“ Zeppa, der sich, ohne sie auszulassen, der Truhe näherte, worin ihr Gatte verschlossen war, sagte zu ihr: „Frau, bevor du jammerst, höre, was ich dir sagen will: ich liebte und liebe Spinelloccio wie einen Bruder, und gestern habe ich, obwohl ers nicht weiß, gefunden, daß das Vertrauen, das ich in ihn gesetzt habe, zu dem Ende geführt hat, daß er bei meiner Frau liegt, so wie bei dir; nun will ich an ihm, weil ich ihn ja liebe, keine Rache nehmen, die anders wäre als die Kränkung: er hat meine Frau gehabt und ich will dich haben. Wenn du nicht willst, so werde ich ihn hier abfassen müssen; und da ich keineswegs die Absicht habe, diese Kränkung ungestraft hingehn zu lassen, so werde ich ihm dann einen Tanz aufführen, dessen weder du noch er je froh sein wird.“ Die Frau, die das hörte und es nach vielen Beteuerungen Zeppas

glaubte, sagte: „Lieber Zeppa, weil also diese Rache auf mich fallen soll, so bin ich es zufrieden, wenn du es nur so machst, daß ich samt dem, was wir tun wollen, mit deiner Frau im Frieden bleibe, wie auch ich trotz dem, was sie mir getan hat, mit ihr im Frieden bleiben will.“ Zeppa antwortete ihr: „Sicherlich werde ich das tun; überdies werde ich dir ein so kostbares und schönes Kleinod schenken, wie du keines hast.“ Und nach diesen Worten umarmte er sie und streckte sie unter Küssen über die Truhe, worin ihr Gatte verschlossen war, und ergötzte sich, solange es ihm behagte, mit ihr und sie mit ihm. Spinelloccio in der Truhe, der alles Reden Zeppas und die Antwort seiner Gattin gehört hatte und nun den Tanz mit drei Tritten fühlte, der über seinem Haupte aufgeführt wurde, fühlte eine lange Weile einen solchen Schmerz, daß er zu sterben meinte; und hätte er sich nicht vor Zeppa gefürchtet, er hätte seinem Weibe, eingeschlossen wie er war, einen argen Schimpf gesagt. Da er aber überdachte, daß der Schimpf von ihm ausgegangen war und daß Zeppa recht hatte, ihm das zu tun, was er tat, und daß sich der gegen ihn immer gefällig und als Freund benommen hatte, sagte er sich, er wolle mehr als je Zeppas Freund sein, wenn es der wolle. Nachdem es Zeppa, solange es ihm behagte, mit der Frau getrieben hatte, stieg er von der Truhe herab; und da ihn die Frau um das versprochene Kleinod bat, öffnete er die Kammer und ließ seine Frau kommen; die sagte nichts als: „Madonna, Ihr habt mir Glei-

ches mit Gleichem vergolten," und das sagte sie lächelnd. Zeppa sagte zu ihr: „Öffne die Truhe da," und sie tat es; und drinnen zeigte Zeppa der Frau ihren Spinelloccio. Und es wäre zu langwierig zu erzählen, wer sich von den beiden mehr schämte, ob Spinelloccio, als er Zeppa sah, von dem ihm bewußt war, daß er wußte, was er getan hatte, oder die Frau, als sie ihren Mann sah und es erkannte, daß er alles, was sie über seinem Haupte getan hatte, gehört und gefühlt hatte. Und Zeppa sagte zu der Frau: „Das ist das Kleinod, das ich dir schenke." Spinelloccio stieg aus der Truhe und sagte, ohne viel Worte zu machen: „Zeppa, wir sind gleich und gleich; und darum wird es das beste sein, wir bleiben, wie du vorhin zu meiner Frau gesagt hast, Freunde, wie wir waren; und weil zwischen uns nichts sonst geschieden war als die Weiber, so wollen wir von nun auch die gemeinsam haben." Zeppa war es zufrieden, und in der größten Einigkeit der Welt aßen sie alle vier mitsammen. Und von Stund an hatte jede von den zwei Frauen zwei Männer und jeder von diesen zwei Frauen, ohne daß sich deshalb zwischen ihnen je ein Zank oder Hader ergeben hätte.

NEUNTE GESCHICHTE

Ein Arzt, Meister Simone, der Mitglied einer Gesellschaft, die kapern geht, werden will, wird von Bruno und Buffalmacco des Nachts wohin geschickt und von Buffalmacco in eine Unratgrube geworfen und drinnen gelassen.

NACHDEM die Damen ein wenig über die Weibergemeinschaft der zwei Seneser gescherzt hatten, hob die Königin, die, wenn sie Dioneo kein Unrecht tun wollte, allein noch zu erzählen hatte, also an: Spinelloccio, meine liebenswürdigen Damen, hat den Possen, den ihm Zeppa gespielt hat, sehr wohl verdient gehabt; darum bin ich nicht der Ansicht, daß es, wie uns Pampinea kurz vorhin hat zeigen wollen, hart zu tadeln sei, wenn einer dem einen Possen spielt, der es so hat haben wollen oder es verdient. Spinelloccio hat es verdient, und ich will Euch von einem erzählen, der es so hat haben wollen; und ich meine, daß die, die ihm den Possen gespielt haben, nicht zu tadeln, sondern zu loben sind. Und der, dem er gespielt worden ist, war ein Arzt, der, obwohl er ein Schafskopf war, das fehgefütterte Doktorbarett von Bologna nach Florenz heimgebracht hat.

Wie wir alltäglich sehn, kommen unsere Bürgersöhne, der als Richter, der als Arzt, der als Notar, von Bologna heim mit langen, weiten Röcken und mit Scharlach und Feh und mit anderm Prunkzeug; und wie es ihnen dann in ihren Berufen geht, das sehen wir auch alltäglich. So wie die kam auch vor

nicht langer Zeit Meister Simone da Villa, der reicher war an väterlichem Gute als an Wissen, in Scharlach gekleidet und mit einem großen Kragen als Doktor der Medizin, wie er behauptete, wieder heim und zog in ein Haus in der Straße, die heute Via del Cocomero heißt. Dieser Meister Simone, der, wie gesagt, erst vor kurzem zurückgekehrt war, hatte neben andern merkwürdigen Gewohnheiten auch die, die Leute, die gerade bei ihm waren, über jeden einzelnen Menschen, den er auf der Straße vorbeigehn sah, auszufragen; und als ob er die Arzneien für seine Kranken aus den Handlungen der Menschen hätte zusammensetzen müssen, so gab er auf alles acht und merkte sich alles. Unter denen, auf die er seine Augen mit besonderer Aufmerksamkeit richtete, waren zwei Maler, von denen heute schon zweimal gesprochen worden ist, Bruno und Buffalmacco, die immerfort Kameradschaft hielten und seine Nachbarn waren. Und da er der Meinung war, daß sie sich weniger als andere um die Welt scherten und lustiger lebten, wie sie es auch wirklich taten, so fragte er mehrere Personen um ihre Verhältnisse. Und als er von allen hörte, sie seien arme Leute und Maler, kam ihm in den Sinn, es sei unmöglich, daß sie von ihrer Armut so lustig leben könnten, und weil er gehört hatte, daß sie schlaue Leute seien, setzte er sich in den Kopf, daß sie von einer den Leuten unbekannten Seite große Einkünfte bezögen; und darum kam ihm das Verlangen, wenn es möglich wäre, mit beiden oder

wenigstens mit einem einen vertrauten Umgang zu pflegen, und es gelang ihm, mit Bruno einen vertrauten Verkehr anzuknüpfen. Bruno, der in den paar Malen, die er mit dem Arzte zusammengewesen war, erkannt hatte, daß er ein Vieh war, unterhielt sich trefflich bei seinen seltsamen Einfällen, und ebenso begann der Arzt an ihm ein wundersames Wohlgefallen zu finden. Und nachdem er ihn einige Male zum Essen eingeladen hatte, glaubte er deswegen vertraulich mit ihm sprechen zu können und sagte ihm, wie er sich über ihn und Buffalmacco wundere, daß sie als arme Leute so lustig lebten; und er bat ihn, ihn zu belehren, wie sie das machten. Bruno lachte, während er ihm zuhörte, weil ihm diese Frage noch verschrobener als seine gewöhnlichen Albernheiten schien, und er gedachte ihm eine Antwort zu geben, wie sie seine Dummheit verdiente, und sagte: „Meister, ich würde es nicht vielen Leuten sagen, wie wir es machen; aber Euch es zu sagen, nehme ich gar keinen Anstand, weil Ihr mein Freund seid und weil ich weiß, daß Ihr es niemand sagen werdet. Es ist wahr, daß mein Gesell und ich so lustig und gut leben, wie Ihr meint, und noch besser; und weder von unserm Handwerke noch von dem Ertrage, den wir aus einigen Besitzungen ziehn, könnten wir auch nur das Wasser bezahlen, das wir verbrauchen: deswegen möchte ich aber nicht, daß Ihr glaubtet, wir gingen stehlen, sondern wir gehn kapern, und daraus ziehn wir ohne Schaden für jemand andern das, was uns Freude macht oder was

wir brauchen, und daher kommt das lustige Leben, das Ihr uns führen seht.“ Der Arzt, der das Gehörte, ohne zu wissen, was es heißen sollte, glaubte, verwunderte sich baß; und alsbald befiel ihn die heißeste Sehnsucht zu erfahren, was das sei, kapern gehn, und er bat ihn inständigst, es ihm zu sagen, indem er beteuerte, er werde es sicherlich niemals weitersagen. „O je, Meister,“ sagte Bruno, „was verlangt Ihr von mir? Es ist ein gar großes Geheimnis, was Ihr wissen wollt, und es könnte mich, wenn es jemand erführe, verderben und aus der Welt treiben, ja mich dem Luzifer von der Galluskirche in den Rachen schleudern; aber die Liebe, die ich zu Eurer qualitativen Plutzerhaftigkeit von Kürbishausen trage, und das Vertrauen, das ich in Euch setze, sind so groß, daß ich Euch nichts verweigern kann, was Ihr wünscht, und darum will ich es Euch unter der Bedingung sagen, daß Ihr mir beim Kreuze von Montesone schwört, es niemals weiterzusagen, so wie Ihr es versprochen habt.“ Der Meister beteuerte, daß er es nicht tun werde. „Ihr sollt wissen, mein zuckersüßer Meister,“ sagte Bruno, „daß es noch nicht lange her ist, daß in dieser Stadt ein großer Meister der schwarzen Kunst war, der Michael Scotus hieß, weil er aus Schottland war, und der von vielen vornehmen Männern, deren heute nur noch wenige am Leben sind, große Ehre empfing; und als er von hier abreisen wollte, ließ er auf ihre dringenden Bitten zwei seiner geschicktesten Schüler zurück, denen er auftrug, den vornehmen Männern, die ihn

geehrt hatten, allzeit zu jedem Wunsche bereit zu sein. Diese dienten also den besagten vornehmen Männern willig in gewissen Liebeshändeln, die sie hatten, und in andern Sächelchen; als sie dann an der Stadt und an der Weise der Leute Geschmack fanden, entschieden sie sich, für immer hierzubleiben, und schlossen mit einigen große und enge Freundschaften, ohne zu achten, wer die seien, ob edel oder nicht edel, ob reich oder arm, nur daß es Männer waren, die sich zu ihrer Weise schickten. Diesen neuen Freunden zu Gefallen haben sie eine Gesellschaft von etwa fünfundzwanzig Männern gestiftet, die sich mindestens zweimal monatlich an einem von ihnen bestimmten Orte versammeln sollen; und wenn sie dort sind, sagt ihnen jeder sein Begehren, und sie erfüllen es noch in derselbigen Nacht. Da Buffalmacco und ich mit diesen beiden in besonders vertrauter Freundschaft stehn, sind wir in die Gesellschaft zugelassen worden und sind dabei. Und ich sage Euch, wann immer es sich trifft, daß wir uns versammeln, stets ist es etwas Wunderbares, die Wandteppiche rund um den Saal, wo wir uns versammeln, zu sehn und die königlich bestellten Tische und die Menge edler und schöner Diener, sowohl Jünglinge als auch Mädchen, wie es jedem beliebt, der von der Gesellschaft ist, und die Becken, die Kannen, die Flaschen und die Becher und das andere Geschirr aus Gold und Silber, woraus wir essen und trinken, und dazu die vielen verschiedenen Gerichte, die uns, wie sie jeder begehrt, vorgesetzt werden, jedes zur

richtigen Zeit. Ich könnte Euch nie beschreiben, wie mannigfach und wie süß die Töne der unzähligen Instrumente und die melodienreichen Gesänge sind, die wir dort hören, und ich könnte Euch nie erzählen, wieviel Wachslichter dort verbrannt werden bei diesen Mahlzeiten und wieviel Konfekt verzehrt wird und wie köstlich der Wein ist, den wir trinken. Und ich möchte nicht, mein Salzgürkchen, daß Ihr glaubtet, wir seien dort in dem Anzuge und in den Kleidern, die Ihr an uns seht: kein einziger ist dort so ärmlich, daß Ihr ihn nicht für einen Kaiser hieltet, so kostbar sind wir gekleidet und so schön geschmückt. Über alle Lust aber, die es dort gibt, ist noch die an den schönen Frauen, die unverzüglich, wann sie nur einer will, aus der ganzen Welt herbeigebracht werden. Dort könntet Ihr die Herrin der Bartwackler sehn und die Königin der Pansen, die Frau des Sultans, die Kaiserin von Schnablien, die Kicherin von Narrwegen, die Frau Trulle von Plapperheim und Frau Trampel von Nasensei. Warum soll ich sie Euch aufzählen? Es sind alle Königinnen der Welt da, bis zur Hutzelsäckin des Priesters Johann, die die Hörner am Arsche hat; da schaut Ihr wohl? Haben sie dann getrunken und Konfekt genascht und ein Tänzchen gemacht oder zwei, dann geht jede mit dem, auf dessen Wunsch sie gekommen ist, in ihre Kammer. Und wisset, daß diese Kammern wie ein Paradies anzuschaun sind, so schön sind sie; und sie duften nicht minder als die Spezereibüchsen in Euerm Laden, wenn Ihr Kümmel

stoßen laßt; und Betten sind dort, die Euch schöner deuchten als das des Dogen von Venedig, und darin legen sie sich zur Ruhe. Wie dann die flinken Weberinnen die Tritte rühren und den Einschlag an sich ziehn, damit das Tuch recht dicht wird, das mögt Ihr Euch selber ausmalen; aber unter denen, die am besten dran sind, sind nach meiner Meinung Buffalmacco und ich, weil sich Buffalmacco meistens die Königin von Frankreich kommen läßt und ich die von England, die wohl die zwei schönsten Frauen der Welt sind, und wir haben es dahin zu bringen verstanden, daß sie für niemand sonst Augen im Kopfe haben als für uns. Darum könnt Ihr es Euch selber ausdenken, ob wir nicht ein lustigers Leben und Dasein führen dürfen und müssen als die andern, wenn Ihr bedenkt, daß wir die Liebe zweier solcher Königinnen haben, abgesehen davon, daß wir, wenn wir von ihnen tausend oder zweitausend Dukaten haben wollen, sie nicht haben. Und das nennen wir mit einem gewöhnlichen Ausdrucke kapern gehn: denn so wie die Korsaren das Eigentum von jedermann kapern, so machen auch wirs, mit dem Unterschiede jedoch, daß die nie etwas zurückgeben, während wir alles zurückgeben, nachdem wir davon Gebrauch gemacht haben. Nun, mein biederer Meister, habt Ihr vernommen, was wir kapern gehn nennen; wie sehr das aber geheim bleiben muß, das könnt Ihr selber sehn, und deshalb sage ich nichts mehr davon und bitte Euch nicht weiter darum.“ Der Meister, dessen Wissenschaft

sich vielleicht nicht weiter erstreckte, als den Säuglingen den Grind zu heilen, schenkte den Worten Brunos so viel Glauben, wie bei einer lautern Wahrheit am Platze gewesen wäre; und er entbrannte in einer solchen Sehnsucht, in diese Gesellschaft aufgenommen zu werden, daß er für nichts wirklich Begehrenswertes mehr hätte entflammt werden können. Darum antwortete er Bruno, es sei wahrlich kein Wunder, daß sie guter Dinge seien; und nur mit großer Mühe zwang er sich, den Wunsch, dort eingeführt zu werden, auf so lange zurückzustellen, bis er ihm so viel Ehre erwiesen haben werde, daß er seine Bitte mit mehr Zuversicht vorbringen könne. Indem er also den Wunsch einstweilen unterdrückte, setzte er den Verkehr mit ihm fort und hatte ihn abends und morgens bei sich zum Essen und zeigte ihm eine übermäßige Liebe; und ihr Verkehr war so innig und so stetig, daß der Meister nicht mehr hätte ohne Bruno leben können oder wollen. Bruno, dem das wohl gefiel, hatte dem Arzte, damit er nicht undankbar für die ihm erwiesene Ehre erscheine, in seinen Saal die Fasten und über die Kammertür ein Agnus Dei gemalt und ein Uringlas über die Haustür, damit sie von denen, die seines Rates bedürftig seien, leicht unter den Türen herausgefunden werde; und in einem offenen Gange hatte er ihm die Schlacht der Mäuse und der Katzen gemalt, und die gefiel dem Arzte außerordentlich. Überdies sagte er gelegentlich zu dem Meister, wann er mit ihm gegessen hatte: „Heute nacht war ich in der Ge-

sellschaft, und weil ich der Königin von England ein wenig überdrüssig bin, so habe ich mir die Speierin des Großchans von Pfenningen kommen lassen." Der Meister sagte: „Was soll das heißen: Speierin? Ich verstehe diese Namen nicht." „O mein Meister," sagte Bruno „das wundert mich nicht; habe ich doch sagen hören, daß Iwokrates und Affenzehner davon nichts sagen." Der Meister sagte: „Du willst sagen: Hippokrates und Avicenna." Bruno sagte: „Meiner Treu, ich weiß es nicht: ich verstehe Euere Namen so schlecht wie Ihr meine; aber Speierin will in der Sprache der Großchans so viel sagen, wie Kaiserin in der unserigen. Oh, wie würde Euch das Mensch gefallen! Ich getraue es mich Euch zu sagen, daß sie Euch die Arzneien und Klistiere und alle Pflaster vergessen ließe." Und indem er manchmal so mit ihm sprach, um ihn mehr zu erhitzen, geschah es eines Abends zu später Stunde, daß sich der Meister, während er Bruno, der an der Schlacht der Mäuse und Katzen malte, das Licht hielt, in der Meinung, er hätte ihn durch seine Aufmerksamkeiten völlig gewonnen, entschloß, ihm sein Herz zu eröffnen; und weil sie allein waren, sagte er zu ihm: „Bruno, Gott weiß es, heute lebt kein Mensch, für den ich dasselbe täte wie für dich, und wenn du sagtest, ich solle von hier eine halbe Stunde weit gehn, so glaube ich fast, ich ginge; darum will ich nicht, daß du dich wunderst, wenn ich dich in Vertrauen und Zuversicht um etwas ersuche. Wie du weißt, hast du mir, es ist

noch nicht lange her, von dem Wesen euerer frohen Gesellschaft erzählt; und davon ist mir eine so große Sehnsucht, dabei zu sein, gekommen, daß kein Mensch je etwas so ersehnt hat. Und das ist nicht ohne Grund, wie du sehen wirst, wenn es sich trifft, daß ich dabei bin; denn von Stund an kannst du dich meinetwegen über mich lustig machen, wenn ich nicht die schönste Magd hinkommen lasse, die du seit langem gesehn hast: ich habe sie erst im vorigen Jahre im Armenleutviertel gesehn und ihr mein ganzes Herz geschenkt und, beim Leichnam Christi, ich habe ihr zehn Groschen geben wollen, wenn sie mir zu Willen sein werde, aber sie hat nicht wollen. Und darum bitte ich dich, was ich nur kann, sag mir, was ich tun muß, um dabei sein zu können, und du mach und betreib es, daß ich dazukomme; und wahrhaftig, ihr werdet einen guten, treuen, ehrlichen Gesellen an mir haben. Vor allem siehst du, daß ich ein schöner Mann bin und wie mir die Beine gut zu Leibe stehn, und ein Gesicht habe ich wie eine Rose, und überdies bin ich Doktor der Medizin, was, glaube ich, keiner von euch ist, und ich weiß eine Menge schöner Geschichten und schöner Liedchen, und eins will ich dir singen.“ Und schon fing er zu singen an. Bruno hatte so große Lust zum Lachen, daß er sich kaum halten konnte; aber er bezwang sich. Und als das Lied zu Ende war, sagte der Meister: „Was meinst du?“ Bruno sagte: „Sicherlich, gegen Euch könnte keine Strohzither aufkommen, so trefflich übersingt

Ihr Euch.“ Der Meister sagte: „Ich sage dir, du hättest es nie geglaubt, wenn du mich nicht gehört hättest.“ „Sicherlich, Ihr sagt die Wahrheit,“ sagte Bruno. Der Meister sagte: „Ich weiß wohl noch andere, aber lassen wir das einstweilen. So wie du mich siehst, war mein Vater ein Edelmann, obwohl er auf dem Dorfe gelebt hat, und von der Mutterseite stamme ich auch von denen von Vallecchio, und wie du hast sehn können, so habe ich schönere Bücher und schönere Kleider als irgendein Arzt in Florenz. Ein Kleid habe ich, das hat mich, alles gerechnet, fast hundert Pfund Heller gekostet, es ist schon länger als zehn Jahre her; und darum bitte ich dich, mach, daß ich dazukomme, und Gottstreu, wenn du das machst, so kannst du krank sein, wie du willst, ich werde für meine Bemühung nicht einen Pfennig von dir nehmen.“ Bruno, der ihn, als er das hörte, geradeso wie gar oft schon als einen Pinsel erkannte, sagte: „Meister, leuchtet ein bißchen her und laßt es Euch so lange nicht verdrießen, bis ich den Mäusen da die Schwänze gemacht habe, und dann werde ich Euch antworten.“ Als die Schwänze fertig waren, sagte Bruno mit einem Gesichte, als ob ihm diese Bitte sehr unangenehm gewesen wäre: „Mein lieber Meister, es ist etwas Großes, was Ihr um mich tun würdet, und ich erkenne das an; immerhin aber ist das, was Ihr von mir verlangt, wenn es auch im Verhältnis zu Euerm Hirn eine Kleinigkeit ist, doch für mich etwas außerordentlich Großes, und ich weiß keinen

Menschen auf der Welt, für den ich es, wenn ich es könnte, täte, wenn nicht für Euch, sowohl deswegen, weil ich Euch liebe, wie es sich gehört, als auch wegen Euerer Worte, die mit so viel Geist gewürzt sind, daß sie die Betschwestern von den Wasserstiefeln abbringen könnten, geschweige denn mich von meinem Vorsatze, und je mehr ich mit Euch verkehre, desto weiser dünkt Ihr mich. Und ich sage Euch, wenn mich schon nichts andres veranlaßte, Euch wohlzuwollen, so will ich Euch deswegen wohl, weil Ihr in einen so schönen Gegenstand verliebt seid, wie Ihr gesagt habt. So viel muß ich Euch aber sagen: ich vermag in diesen Dingen nicht das, was Ihr glaubt, und darum vermag ich es nicht, für Euch so zu handeln, wie es nötig wäre; wenn Ihr mir aber bei Euerer großen und unverschmitzten Treue versprecht, mir Heimlichkeit zu halten, so will ich Euch den Weg weisen, den Ihr einzuschlagen habt, und es scheint mir für gewiß, daß es Euch, wo Ihr so schöne Bücher und die vorhin erwähnten Dinge habt, gelingen wird.“ Der Meister sagte zu ihm: „Sprich nur frei heraus: ich sehe, daß du mich nicht gut kennst und noch nicht weißt, wie ich ein Geheimnis zu bewahren verstehe. Es waren wenig Dinge, die Messer Guasparruolo da Saliceto zu der Zeit, wo er Richter des Vogts von Forlimpopoli war, getan hat, ohne sie mich wissen zu lassen, weil er mich als einen so guten Geheimhalter erfunden hat. Und willst du sehn, ob ich die Wahrheit sage? Ich war der erste Mensch, dem

er gesagt hat, daß er Bergamina zu freien gedenke; nun siehst du!“ „Dann steht es ja gut,“ sagte Bruno; „wenn Euch der vertraut hat, kann wohl auch ich Euch vertrauen. Der Weg, den Ihr einzuschlagen habt, ist der: Wir haben in dieser unserer Gesellschaft immer einen Hauptmann und zwei Räte, die von sechs zu sechs Monaten wechseln, und zweifelsohne wird am nächsten Ersten Buffalmacco Hauptmann und ich Rat, denn so ist es beschlossen; und wer Hauptmann ist, der vermag viel bei der Aufnahme und kann es bewirken, daß der aufgenommen wird, den er will, und darum dünkt es mich, daß Ihr den Verkehr mit Buffalmacco nach Kräften suchen und ihm Ehre erweisen sollt. Er ist der Mann danach, daß er sich, wenn er Eure Weisheit sieht, augenblicklich in Euch verlieben wird; und wenn Ihr ihn Euch mit Euerm Geiste und Euern schönen Sachen ein wenig gewogen gemacht habt, dann könnt Ihr ihn darum bitten: und er wird Euch nicht nein sagen können. Ich habe schon mit ihm über Euch gesprochen, und er ist Euch sehr wohlgesinnt; und wann Ihr so getan habt, dann laßt mich mit ihm machen.“ Nun sagte der Meister: „Außerordentlich gefällt mir das, was du sprichst; und ist er ein Mann, der an weisen Männern Freude hat, so werde ich es, wenn er nur ein wenig mit mir geplaudert hat, dahin bringen, daß er mich immer aufsuchen wird, weil ich so viel Geist habe, daß ich eine Stadt damit versorgen könnte und dabei noch immer weise genug bliebe.“ Nachdem das abgeredet

war, sagte Bruno alles haarklein seinem Freunde Buffalmacco; und den deuchte es tausend Jahre zu währen, bis er dem Meister Dummbart tun könne, was der suchte. Der Arzt, der es über die Maßen ersehnte, kapern gehn zu dürfen, ruhte nicht eher, als bis er sich mit Buffalmacco befreundet hatte, was ihm leicht gelang; und er begann, ihm die besten Abendessen und die besten Mittagschmäuse zu geben, ihm so wie Bruno, und die zwei schwatzten ihm das tollste Zeug vor, hielten sich fest zu ihm, weil ihnen der treffliche Wein und die feisten Kapaune und die andern guten Sachen wohl schmeckten, und blieben ohne viele Einladungen bei ihm, indem sie dabei immer sagten, das täten sie mit keinem andern Menschen. Endlich aber ging der Meister, als es ihm an der Zeit schien, Buffalmacco ebenso an, wie er es mit Bruno getan hatte. Darob zeigte sich Buffalmacco sehr erzürnt und fuhr Bruno heftig an, indem er sagte: „Ich schwöre es beim Herrgott von Pasignano, kaum halte ich mich zurück, dir eins auf den Schädel zu geben, daß dir die Nase in die Fersen fährt, du schlechter Kerl, der du bist! Niemand sonst als du kann das dem Meister entdeckt haben." Aber der Meister entschuldigte ihn aufs beste und sagte und schwor, er habe es anderswoher erfahren; und nach vielen weisen Worten von seiner gewöhnlichen Art besänftigte er ihn schließlich. Buffalmacco wandte sich wieder zu dem Meister und sagte: „Mein lieber Meister, man sieht es wohl, daß Ihr in Bologna gewesen

seid und den Mund geschlossen in diese Stadt gebracht habt; und weiter sage ich Euch, daß Ihr das Abc nicht etwa am Apfel gelernt habt, wie es viele Dummköpfe tun wollen, sondern am Kürbis, weil es so lang ist, und wenn ich mich nicht täusche, so seid Ihr an einem Sonntage getauft, wo es kein Salz zu kaufen gibt. Und obwohl mir Bruno gesagt hat, Ihr hättet dort Medizin studiert, so scheint mir, Ihr hättet studiert, wie man die Menschen einnimmt; denn das trefft Ihr mit Euerm Geiste und Euern Ansichten besser als je ein Mensch, den ich gesehn habe." Der Arzt schnitt ihm das Wort am Munde ab und sagte zu Bruno: „Da siehst du, was es heißt, mit weisen Leuten zu plaudern und zu verkehren! Wer hätte noch jede Einzelheit meines Verstandes so rasch erfaßt, wie dieser wackere Mann? Du hast es lange nicht so rasch wie er gemerkt, was ich wert bin. Aber sag ihm wenigstens, was ich zu dir gesagt habe, als du mir gesagt hast, daß Buffalmacco an weisen Männern Freude hat; gibst du zu, daß ich alles recht gemacht habe?" Bruno sagte: „Besser noch." Nun sagte der Meister zu Buffalmacco: „Ganz anders hättest du gesprochen, wenn du mich in Bologna gesehn hättest; da war weder groß noch klein, weder Lehrer noch Scholar, der mir nicht alles Gute von der Welt gewünscht hätte, so habe ich es mit meinem Reden und mit meinem Geiste verstanden, alle in frohe Laune zu bringen. Und weiter will ich dir sagen, daß ich kein Wort sagte, ohne daß alle hätten lachen müssen, so gut gefiel es ihnen,

und als ich abgereist bin, haben alle zum Steinerweichen geweint, und sie wollten mich zum Bleiben bewegen; ja so weit kam es, daß sie mich, damit ich nur bliebe, allein für alle Scholaren, so viele ihrer auch waren, Medizin lesen lassen wollten; aber ich habe nicht wollen, weil ich entschlossen war, hieher zu meinen reichen Erbgütern zu ziehn, die ich hier habe und die von jeher im Besitze meiner Vorfahren waren, und so tat ich denn auch." Nun sagte Bruno zu Buffalmacco: „Was meinst du? Du hast mirs nicht geglaubt, als ich dirs gesagt habe. Beim Evangelium! in dieser Stadt gibts keinen Arzt, der vom Eselsurin etwas verstände im Vergleiche zu dem da, und sicherlich, du fändest seinesgleichen nicht von hier bis zu den Toren von Paris. Also, versuch es einmal, ihm seinen Willen nicht zu tun." Der Arzt sagte: „Bruno spricht die Wahrheit, aber ich werde hier nicht erkannt. Ihr seid zwar mehr von grobem Schlage als was andres, aber ich möchte, daß ihr mich unter den Gelehrten sähet, wie ich unter denen dastehe." Nun sagte Buffalmacco: „Wirklich, Meister, Ihr versteht es viel besser, als ich je geglaubt hätte; darum spreche ich mit Euch, wie man mit weisen Leuten, wie Ihr seid, zu sprechen hat, und sage Euch mit allem Firlefanz, daß ich es unweigerlich betreiben werde, daß Ihr in die Gesellschaft aufgenommen werdet." Nach diesem Versprechen verdoppelten sich die Aufmerksamkeiten, die ihnen der Arzt erwies; und sie ließen sich das willig gefallen und ließen ihn die Geiß der tollsten Dummheit rei-

ten und versprachen, ihm zur Dame die Gräfin von Latrinien zu geben, die das schönste Wesen sei, das sich im ganzen Abtritte der menschlichen Schöpfung finde. Der Arzt fragte, wer diese Gräfin sei, und Buffalmacco sagte: „Mein alter Samenkürbis, sie ist eine gar große Dame, und es gibt wenig Häuser auf der Welt, wo sie kein Recht hätte; und von den andern nicht zu reden, auch die Barfüßerbrüder müssen ihr Zins entrichten; und ich kann Euch sagen, daß sie sich, wenn sie herumgeht, trefflich bemerkbar macht, obwohl sie meist abgeschlossen gehalten wird: es ist auch noch gar nicht lange her, daß sie hier an der Tür vorbeikam, als sie in der Nacht zum Arno ging, um die Füße zu baden und ein wenig frische Luft zu schnappen; aber ihr ständiger Aufenthalt ist im Laterin. Gleichwohl gehn ihre Schergen viel umher, und allesamt tragen sie als Wahrzeichen ihrer Obermacht Besen und Eimer. Ihren Hofstaat sieht man überall, so den Wächter vom Tor, Herrn Häuflein, Herrn Wurststiel, Frau Kackedünn und andere, die Euch ziemlich genau bekannt sind, wenn Ihr Euch auch jetzt nicht erinnert. Einer so großen Dame nun wollen wir Euch, wenn Ihr die aus dem Armenleutviertel stehn laßt, in die süßen Arme führen, wenn uns anders unsere Gedanken nicht trügen." Der Arzt, der in Bologna geboren und erzogen war, verstand ihre Ausdrücke nicht; deshalb erklärte er sich mit dieser Dame zufrieden. Nicht lange nachher teilten ihm die Maler mit, daß er aufgenommen sei. An dem Tage nun,

der der Nacht, wo sie sich versammeln sollten, vorausging, hatte der Meister alle beide zum Essen bei sich, und nachdem sie gegessen hatten, fragte er sie, wie er sich benehmen müsse, um zu der Gesellschaft zu kommen. Darauf sagte Buffalmacco: „Seht, Meister, Ihr müßt sehr unerschrocken sein, weil Ihr, wenn Ihr nicht sehr unerschrocken wäret, Schwierigkeiten haben würdet und uns einen großen Schaden zufügen könntet; und höret nun, was das ist, worin Ihr sehr unerschrocken sein müßt. Ihr müßt ein Mittel finden, daß Ihr heute abend um den ersten Schlaf auf einem der Gräber sein könnt, die man vor kurzem vor Santa Maria Novella aufgeworfen hat, angetan mit einem von Euern schönsten Kleidern, damit Ihr das erste Mal anständig vor der Gesellschaft erscheint, und auch deswegen, weil Euch – nach dem, was uns gesagt worden ist; dabei waren wir nicht – die Gräfin, da Ihr doch ein Edelmann seid, auf ihre Kosten zum gebadeten Ritter zu machen beabsichtigt; und dort wartet Ihr so lange, bis der, den wir schicken werden, um Euch kommt. Und damit Ihr über alles unterrichtet seid, so wird um Euch ein schwarzes, gehörntes, nicht allzu großes Tier kommen und, um Euch Angst einzujagen, auf dem Platze vor Euch ein mächtiges Schnauben und mächtiges Springen verüben; wenn es aber sehn wird, daß Ihr Euch nicht ängstigt, so wird es sich Euch sachte nähern, und wenn es Euch nahe sein wird, dann steigt ohne jegliche Furcht vom Grabe herunter und, ohne an Gott oder die Heiligen zu denken,

auf seinen Rücken, und wenn Ihr Euch dort zurechtgesetzt habt, so kreuzt die Hände ehrerbietig auf der Brust, ohne das Tier zu berühren. Dann wird es Euch sanft von dannen tragen und zu uns bringen; wenn Ihr aber an Gott oder die Heiligen dächtet oder Furcht hättet, so sage ich Euch, daß es Euch abwerfen und Euch wohin stürzen würde, wo es Euch übel röche: und darum, wenn Ihr nicht das Herz habt, unerschrocken zu sein, so geht nicht hin, weil Ihr Euch einen Schaden zuziehen würdet, ohne daß es uns etwas frommte." Nun sagte der Arzt: „Ihr kennt mich noch nicht: Ihr stoßt Euch vielleicht daran, daß ich Handschuhe und lange Röcke trage. Wenn Ihr wüßtet, was ich in Bologna getan habe, wann ich manchmal des Nachts zu den Weibern ging, würdet Ihr Euch wundern. Gottstreu, in so einer Nacht war es, daß ich einer, die nicht mit uns gehn wollte – sie war ein jämmerliches Ding und, was ärger ist, kaum eine Spanne groß –, zuerst ein paar Faustschläge versetzte, sie dann aufhob und sie wohl einen Steinwurf weit forttrug, bis ich sie so weit hatte, daß sie es sich gefallen ließ, mit uns zu gehn; und ein andermal erinnere ich mich, daß ich dort, ohne sonst jemand bei mir zu haben als einen Diener, bald nach dem Ave-Maria am Friedhofe der Minoritenbrüder vorbeiging, und gerade den Tag war dort eine Frau beerdigt worden, und ich hatte keine Spur von Furcht: und darum sorgt Euch nicht, denn ich bin eher zu unerschrocken und kühn. Und ich sage Euch, daß ich, um dort wohlanständig zu

erscheinen, meinen Scharlachrock, in dem ich die Doktorwürde empfangen habe, anziehn werde, und Ihr sollt sehn, ob sich die Gesellschaft nicht freuen wird, mich zu sehn, und ob ich nicht mir nichts, dir nichts Hauptmann werde. Ihr werdet schon sehn, wie die Sache gehn wird, wann ich einmal dort gewesen bin, wo sich doch diese Gräfin, ohne mich noch gesehn zu haben, schon so in mich verliebt hat, daß sie mich zum gebadeten Ritter machen will; und wird mir vielleicht die Ritterschaft so schlecht anstehn oder werde ich sie schlecht zu behaupten wissen oder gut? Laßt mich nur machen." Buffalmacco sagte: „Ihr sprecht vortrefflich, aber nehmt Euch in acht, uns einen Possen zu spielen, daß Ihr nicht hinkommt oder daß Ihr nicht zu finden seid, wann wir um Euch schicken; und das sage ich darum, weil es kalt ist und weil ihr Ärzte gar empfindlich seid." „Gott bewahre," sagte der Arzt, „ich bin keiner von den Erfrorenen: ich schere mich nicht um die Kälte; es geschieht selten, daß ich, wenn ich des Nachts wegen einer Leibesnotdurft aufstehe, wie es der Mensch manchmal tut, mehr als meinen Pelz über das Wams umnehme: und darum werde ich sicherlich dort sein." Als nun die beiden, da es Nacht werden wollte, weggegangen waren, brachte der Arzt bei seiner Frau seine Ausreden vor, suchte heimlich seinen schönen Rock heraus, zog ihn, als es ihm Zeit zu sein schien, an und verfügte sich auf eins der besagten Gräber; und auf dem Marmor der grimmigen Kälte halber zusammengekauert erwartete er das

Tier. Buffalmacco, der von Gestalt groß und kräftig war, hatte sich eine Maske besorgen lassen, wie sie bei gewissen, heute nicht mehr üblichen Spielen im Gebrauche waren, und zog sich einen schwarzen Pelz an, das Rauhe nach außen, und richtete sich damit so her, daß er wie ein Bär aussah; nur hatte die Maske ein Teufelsgesicht und Hörner. Und also angetan, ging er auf den neuen Platz von Santa Maria Novella, und Bruno folgte ihm, um zu sehn, wie es hergehn werde. Und als er bemerkt hatte, daß der Herr Meister da war, so begann er zu springen und auf dem Platze herumzutoben und zu schnauben und zu heulen und zu schreien, als ob er besessen gewesen wäre. Dem Meister sträubten sich, als er das hörte und sah, alle Haare zu Berge, und er begann am ganzen Leibe zu zittern, weil er furchtsamer als ein Weib war; und schon wäre er lieber zu Hause gewesen als dort. Immerhin zwang er sich, weil er einmal hingegangen war, zu einer tapfern Haltung: so viel Gewalt hatte über ihn die Sehnsucht, die Wunder, wovon sie ihm erzählt hatten, sehn zu dürfen. Nachdem Buffalmacco eine Weile, wie gesagt worden ist, herumgetollt hatte, tat er, als ob er sich langsam beruhigte, näherte sich dem Grabe, wo der Meister war, und blieb stehn. Der Meister, der vor Furcht am ganzen Leibe zitterte, wußte nicht, was tun, ob aufsitzen oder nicht. Da er aber Angst bekam, es könnte ihm übel gehn, wenn er nicht aufsäße, verjagte endlich die zweite Furcht die erste; er stieg vom Grabe herunter, indem er leise sagte:

„Gott, steh mir bei!“ saß auf, machte sich wohl zurecht und kreuzte, am ganzen Leibe zitternd, die Hände ehrerbietig auf der Brust, wie ihm gesagt worden war. Nun setzte sich Buffalmacco gegen Santa Maria della Scala in Bewegung und trug ihn auf allen vieren bis zu den Schwestern von Ripoli. In dieser Gegend waren damals Gruben, worein die Bauern dieser Felder die Gräfin von Latrinien leeren ließen, um Dünger für ihre Felder zu haben. Als Buffalmacco bei diesen Gruben war, kroch er ganz nahe an einen Grubenrand, packte im richtigen Augenblicke den Fuß des Arztes, riß den Arzt mit einem Ruck herunter, warf ihn kopfüber hinein und begann heftig zu brüllen und zu springen und zu toben, indem er dabei seinen Weg an Santa Maria della Scala vorbei gegen den Prato d'Ognissanti nahm; dort traf er Bruno wieder, der, außerstande, das Lachen zu halten, Reißaus genommen hatte: voll ausgelassener Freude stellten sie sich in einiger Entfernung auf, um zu sehn, was der eingeteigte Arzt machen werde. Als der Herr Arzt spürte, daß er in einem so abscheulichen Loche war, machte er alle Anstrengungen, sich auf die Füße zu stellen und sich herauszuhelfen, und weil er einmal dahin und einmal dorthin fiel, teigte er sich vom Kopfe bis zum Fuße völlig ein, bis er sich endlich, elendiglich und jämmerlich, nicht ohne etliche Quentchen geschluckt zu haben, unter Verzicht auf seinen Mantel herausarbeitete; und indem er sich so gut wie er konnte mit den Händen abteigte, kehrte er, weil er keinen

andern Rat wußte, nach Hause zurück und pochte so lange, bis ihm aufgetan wurde. Kaum hatte sich die Tür hinter dem also Stinkenden geschlossen, so waren auch schon Bruno und Buffalmacco dort, um zu hören, wie der Arzt von seiner Frau empfangen werde. Und beim Lauschen hörten sie, wie ihm die Frau die gröbsten Beschimpfungen sagte, die je einem schlechten Kerl gesagt worden sind: „Ach, hübsch siehst du aus! Sicherlich bist du zu einem andern Frauenzimmer gegangen und hast mit deinem Scharlachrocke recht stattlich aussehn wollen. Genüge ich dir nicht? Ich, Bürschchen, ich könnte eine ganze Stadt befriedigen, von dir gar nicht zu reden. Hätten sie dich nur darin ersäuft, worein sie dich verdientermaßen geworfen haben! Seht den ehrenwerten Arzt: hat daheim ein Weib und läuft des Nachts zu andern Frauenzimmern!" Und mit diesen und viel andern Worten peinigte sie den Arzt, der sich unterdessen allenthalben waschen ließ, ohne Unterlaß bis Mitternacht. Am nächsten Morgen gingen Bruno und Buffalmacco, die sich die ganze Haut unter den Kleidern mit Striemen bemalt hatten, wie sie von Schlägen zurückbleiben, den Arzt besuchen, und sie fanden ihn schon aufgestanden; und als sie bei ihm eintraten, rochen sie überall den Gestank; denn es war noch nicht möglich gewesen, alles so zu reinigen, daß es nicht mehr gestunken hätte. Und als sie der Arzt kommen hörte, ging er ihnen entgegen und sagte: „Gott beschere euch einen guten Tag!" Aber Bruno und Buffalmacco antworteten, wie sie's

verabredet hatten, mit zornigem Gesichte: „Das sagen wir zu Euch nicht, vielmehr bitten wir Gott, daß er Euch so viel schlechte Jahre schicke, daß Ihr verreckt, Ihr treulosester und niederträchtigster Schuft, der auf der Welt ist! Denn nicht an Euch hat es gelegen, daß wir, wo wir Euch Ehre und Freude bereiten wollten, nicht totgeschlagen worden sind wie Hunde. Und wegen Euerer Treulosigkeit haben wir heute nacht so viel Prügel bekommen, daß mit der Hälfte davon ein Esel bis nach Rom liefe, abgesehn davon, daß wir Gefahr gelaufen sind, aus der Gesellschaft, in die wir Euch haben aufnehmen lassen wollen, herausgeworfen zu werden. Und wenn Ihr uns nicht glaubt, so seht, wie wir aussehn." Und dabei öffneten sie die Kleider und zeigten ihm im Zwielichte die ganz bemalte Brust und machten sich unverzüglich wieder zu. Der Arzt wollte sich entschuldigen und von seinem Mißgeschicke erzählen und wie und wohin er geworfen worden sei. Aber Buffalmacco sagte zu ihm: „Ich wollte, sie hätten Euch in den Arno geworfen; warum habt Ihr an Gott oder die Heiligen gedacht? Ist Euch das nicht vorher gesagt worden?" Der Arzt sagte: „Gottstreu, ich habe nicht an sie gedacht." „Was," sagte Buffalmacco, „Ihr hättet nicht an sie gedacht? Und wie Ihr an sie gedacht habt; hat uns doch unser Abgesandter gesagt, daß Ihr gezittert habt wie Espenlaub und nicht gewußt habt, wo Ihr seiet. Ihr habt uns da eine hübsche Suppe eingebrockt; aber das wird uns niemand mehr tun, und wir werden Euch

schon noch dafür belohnen, wie es Euch gebührt.“ Nun begann sie der Arzt um Verzeihung zu bitten und sie bei Gott zu beschwören, ihn nicht in Schande zu bringen; und mit den schönsten Worten, die er fand, suchte er sie zu beschwichtigen. Und hatte er sie bis jetzt aufmerksam behandelt, so erwies er ihnen von nun an aus Furcht, sie könnten seine Schande unter die Leute bringen, durch Schmäuse und auf andere Weise noch viel mehr Aufmerksamkeiten und Liebenswürdigkeiten. Wer also in Bologna nicht genug gelernt hat, dem wird auf die Art, wie Ihr gehört habt, Vernunft beigebracht.

ZEHNTE GESCHICHTE

Eine Sizilianerin nimmt durch ihre Schlauheit einem Kaufmanne alles ab, was er nach Palermo gebracht hat; indem er sich den Anschein gibt, als wäre er mit viel mehr Ware als früher zurückgekehrt, entlehnt er Geld von ihr und läßt ihr Wasser und Werg.

WIE sehr die Geschichte der Königin an verschiedenen Stellen das Gelächter der Damen erregt hat, das braucht man nicht zu fragen: es war keine, der nicht wegen des übermäßigen Lachens die Tränen ein dutzendmal in die Augen gekommen wären. Als sie aber zu Ende war, sagte Dioneo, der wußte, daß ihn die Reihe traf: Meine anmutigen Damen, es liegt klar am Tage, daß ein listiges Stückchen desto besser gefällt, je listiger der ist, der dadurch überlistet wird. Und darum gedenke ich, so

viel schöne Geschichtchen Ihr auch alle miteinander erzählt habt, eine zu erzählen, die Euch um so viel mehr als die erzählten wird behagen müssen, wie die, die genarrt worden ist, eine größere Meisterin im Narren war, als alle Männer und Frauen, von denen Ihr erzählt habt.

Es war und ist vielleicht noch heute in allen Seestädten, die einen Hafen haben, üblich, daß die Kaufleute die Waren, mit denen sie eintreffen, nach dem Ausladen in eine Niederlage bringen, die, an vielen Plätzen Zollhaus genannt, von der Gemeinde oder vom Landesherrn gehalten wird. Und der Kaufmann gibt den hiezu bestellten Beamten ein schriftliches Verzeichnis aller Waren samt den Preisen, und die Beamten weisen ihm einen Speicher an, und dort bringt er seine Waren hin und verschließt sie; die besagten Zollschreiber aber tragen die Waren auf seinen Namen ins Zollbuch ein, worauf sie von ihm ihre Gebühren einheben, entweder fürs Ganze oder für den Teil, den er aus dem Zollhause wegnimmt. Und aus diesem Zollbuche pflegen sich die Makler über die Art und Menge der dort befindlichen Waren zu unterrichten und auch darüber, wer die Kaufleute, denen sie gehören, sind, um dann mit ihnen, wenn sich die Gelegenheit trifft, über Wechsel- und Tauschgeschäfte, Verkäufe und andern Umsatz zu verhandeln. Dieser Gebrauch galt wie an vielen andern Orten auch in Palermo in Sizilien, wo sich ebenso sehr viele liebreizende, aber der Ehrsamkeit abholde Frauen aufhielten und heute noch aufhalten;

wer sie nicht kennt, muß sie für vornehme und große ehrbare Damen halten. Und da sie nur darauf ausgehn, die Männer nicht zu rupfen, sondern ihnen das Fell über die Ohren zu ziehn, so ist es, kaum daß sie einen fremden Kaufmann sehn, ihr erstes Geschäft, sich aus dem Zollbuche zu unterrichten, was er dort hat und über wieviel er verfügt; und dann befleißigen sie sich mit ihrem anmutigen und liebenswürdigen Wesen und mit gar süßen Worten, diese Kaufleute zu ködern und in ihre Netze zu verstricken; und vielen, die sie also bestrickt haben, haben sie einen guten Teil ihrer Waren aus den Händen gelockt und vielen alles, und unter denen hat es welche gegeben, die Waren und Schiff und Mark und Knochen bei ihnen gelassen haben, so lind haben sie sie zu rupfen gewußt. Nun geschah es, es ist noch nicht lange her, daß ein junger Mann aus unserm Florenz, der Niccolò da Cignano hieß, aber Salabaetto genannt wurde, im Auftrage seiner Herren hinkam mit all dem Wollenzeug, das ihm auf der Messe von Salerno übriggeblieben war, wohl fünfhundert Gulden wert; und nachdem er den Zollbeamten die Packung bezahlt hatte, brachte er es in einen Speicher, worauf er, ohne große Eile bei dem Verkaufe zu zeigen, etliche Male zu seinem Vergnügen in der Stadt umherschlenderte. Und weil er weiß und blond und hübsch und wohlgewachsen war, geschah es, daß eine von diesen Rupferinnen, die sich Madonna Jancofiore nennen ließ, ein Auge auf ihn warf, da ihr einige Kundschaft von seinen Verhält-

nissen geworden war. Als er das wahrnahm, glaubte er, seine Schönheit habe es der vermeintlichen großen Dame angetan, und gedachte, dieser Liebe vorsichtig nachzugehn; und ohne jemand etwas davon zu sagen, begann er vor ihrem Hause vorüberzugehn. Da dies die Dame gewahr wurde, ließ sie ihn, indem sie ihn einige Tage lang mit ihren Augen in Flammen setzte, merken, sie verzehre sich um ihn, und schickte dann heimlich eins von ihren Frauenzimmern zu ihm, die sich ausgezeichnet auf die Kunst der Kuppelei verstand. Mit tränenden Augen sagte ihm die nach vielen Umschweifen, er habe ihre Dame mit seiner Schönheit und Anmut so gefangen, daß sie weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe finden könne, und deshalb hege die Dame, wenn es ihm beliebe, keinen sehnlichern Wunsch als ein Stelldichein mit ihm in einem Badehause; und hierauf zog sie einen Ring aus dem Beutel und gab ihn ihm als Geschenk ihrer Dame. Froher über diese Botschaft als je ein Mensch, nahm Salabaetto den Ring, führte ihn an die Augen, küßte ihn und steckte ihn an den Finger und antwortete dem guten Frauenzimmer, wenn ihn Madonna Jancofiore liebe, so werde ihr das reichlich vergolten werden, weil er sie mehr liebe als sein Leben, und er sei bereit hinzukommen, wo es ihr gefalle und zu jeglicher Stunde. Nachdem die Botin mit dieser Antwort zu ihrer Dame zurückgekehrt war, wurde Salabaetto kurzerhand verständigt, in welchem Badehause er sie am folgenden Tage nach der Vesper erwarten solle. Ohne jemand ein

Sterbenswörtlein davon zu sagen, ging er auf den Schlag der ihm angegebenen Stunde hin und fand das Bad von der Dame bestellt. Er war noch nicht lange dort, als zwei beladene Sklavinnen kamen, die eine eine schöne große Baumwollmatratze auf dem Kopfe tragend, die andere einen Korb voll Sachen; und nachdem sie die Matratze in einer Kammer des Badehauses auf eine Bettstatt gelegt hatten, breiteten sie ein paar weiche mit Seide besetzte Laken darüber und dann eine schneeweiße Decke aus feinstem zyprischen Linnen samt zwei Kissen von wundersamer Arbeit. Und dann entkleideten sie sich und stiegen in das Bad und wuschen und fegten es säuberlich. Es dauerte nicht lange, so kam auch die Dame ins Badehaus, begleitet von zwei andern Sklavinnen; und kaum ergab sich die Gelegenheit, so begrüßte sie Salabaetto mit inniger Herzlichkeit, umhalste und küßte ihn zärtlich mit tiefen Seufzern und sagte zu ihm: „Ich weiß nicht, wer mich zu so etwas hätte verleiten können außer dir; du hast mir Feuer in die Adern gegossen, du schlimmer Toskaner.“ Hierauf stiegen sie auf ihren Wunsch beide nackt ins Bad und zwei Sklavinnen mit ihnen. Ohne daß sie ihn von einer andern hätte berühren lassen, wusch sie ihn selbst mit einer von Bisam und Gewürznelken duftenden Seife; dann ließ sie sich von den Sklavinnen waschen und reiben. Und nachdem das geschehn war, brachten die Sklavinnen zwei schneeweiße dünne Laken, die einen solchen Rosenduft ausströmten, daß die ganze Kammer voll Rosen zu

sein schien; die eine wickelte Salabaetto in das eine und die andere die Dame in das andere, und sie nahmen sie auf die Schultern und trugen sie beide in das bereitete Bett. Und nachdem sie dort zu schwitzen aufgehört hatten, wurden sie von den Sklavinnen aus den Laken gewickelt, so daß sie nackt nebeneinander lagen. Und die Sklavinnen entnahmen dem Korbe prächtige Fläschchen voll Rosenwasser, Orangenblütenwasser, Jasminblütenwassser und Lavendelwasser und besprengten sie damit; und dann entnahmen sie dem Korbe Schachteln mit Konfekt und köstlichen Wein, und damit stärkte sich das Paar ein wenig. Salabaetto glaubte im Paradiese zu sein, und tausendmal sah er die Dame an, die wirklich herrlich schön war, und jedes Weilchen deuchte ihn hundert Jahre, bis die Sklavinnen gehn würden und er sich in den Armen der Dame finden werde. Nachdem sie sich endlich auf den Befehl der Dame entfernt hatten, umarmte diese bei dem Scheine einer blinkenden Kerze, die die Mädchen zurückgelassen hatten, ihren Salabaetto und er sie, und so verbrachten sie eine lange Weile zur großen Wonne Salabaettos, den es deuchte, daß sie aus Liebe zu ihm verschmachte. Als es aber der Dame Zeit schien aufzustehn, ließ sie die Sklavinnen kommen, und sie kleideten sich beide an, stärkten sich von neuem bei Trank und Konfekt und wuschen sich Gesicht und Hände in den wohlriechenden Wässern; und als es nun ans Scheiden ging, sagte die Dame zu Salabaetto: „Wenn es dir lieb wäre, so würdest du mir eine große

Freude machen, wenn du heute zum Abendessen und für die Nacht zu mir kommen wolltest.“ Salabaetto, den ihre Schönheit und ihre erfahrene Liebenswürdigkeit völlig für sie eingenommen hatten, antwortete in dem festen Glauben, sie liebe ihn wie das Herz im Leibe: „Madonna, jeder Wunsch von Euch ist mir ein außerordentliches Vergnügen, und darum will ich nicht nur heute abend, sondern immerdar tun, was Ihr wünscht und was Ihr mir befehlt.“ Nach ihrer Heimkehr ließ die Dame ihr Gemach mit ihren Kleidern und ihrem Hausrat zieren und ein reichliches Abendessen besorgen und harrte Salabaettos. Kaum dunkelte es ein wenig, so ging er hin; er wurde fröhlich empfangen und aß mit großer Lust und trefflich bedient. Als er dann mit ihr ins Gemach trat, fühlte er einen wundersamen Geruch von Aloeholz und sah über dem köstlichen Bette zyprische Vögel und an den Haken viele schöne Kleider. Alles zusammen und jedes einzeln für sich machte ihn glauben, sie müsse eine große, reiche Dame sein. Und hatte er auch in gegenteiliger Weise manches über ihren Lebenswandel munkeln gehört, so wollte er das um keinen Preis glauben: und wenn er immerhin glaubte, sie habe schon manchen zum Narren gehalten, so hätte er doch um keinen Preis glauben wollen, daß das auch ihm widerfahren könnte. Er lag also die Nacht mit großer Wonne bei ihr, sich immer mehr entflammend. Am Morgen gürtete sie ihn mit einem schönen, zierlichen Gürtel, woran eine schöne Börse hing, und sagte zu ihm: „Mein süßer Sala-

baetto, laß mich dir befohlen sein: und so wie dir meine Person zur Verfügung ist, so auch alles, was hier ist; und alles was ich vermag, steht zu deinem Befehl.“ Nachdem er sie froh umarmt und geküßt hatte, verließ er ihr Haus und ging dorthin, wo die Kaufleute verkehrten. Und indem er so ein und das andere Mal mit ihr zusammen gewesen war, ohne daß es ihn auch nur das geringste gekostet hätte, so daß er sich stündlich mehr von ihr bestricken ließ, geschah es, daß er seine Wolle gegen bar und mit einem hübschen Gewinne verkaufte; alsbald erfuhr das die Dame, zwar nicht von ihm, aber anderswoher. Als nun Salabaetto eines Abends bei ihr war, begann sie mit ihm zu kosen und zu tändeln und ihn zu küssen und ihn zu herzen und zeigte ihm eine so glühende Liebe, daß es ihn deuchte, sie werde in seinen Armen versterben; und sie wollte ihm zwei prächtige silberne Becher schenken, aber Salabaetto wollte sie nicht annehmen, weil er schon einmal ums andere so viel von ihr bekommen hatte, daß es schier dreißig Gulden wert war, ohne daß er sie hätte bewegen können, von ihm auch nur den Wert eines Groschens anzunehmen. Nachdem sie ihn durch solche Beweise ihrer Glut und Freigebigkeit trefflich entflammt hatte, wurde sie endlich von einer ihrer Sklavinnen, mit der sie das früher verabredet hatte, abgerufen; sie ging also aus dem Gemache und blieb eine Weile draußen, kam dann weinend zurück, warf sich mit dem Gesichte voran aufs Bett und begann so jämmerlich zu klagen, wie kein Weib zuvor.

Verwundert nahm sie Salabaetto in die Arme und weinte mit ihr und sagte: „Ach, Herz meines Leibes, was habt Ihr so plötzlich? Was ist der Grund dieses Jammers? Ach, sagt mirs doch, meine Seele!“ Nachdem sich die Dame gar lange hatte bitten lassen, sagte sie: „Weh mir, mein süßer Herr, ich weiß nicht, was tun oder sagen; den Augenblick habe ich Briefe aus Messina erhalten, worin mir mein Bruder schreibt, daß ich ihm von heute bis in acht Tagen unweigerlich, und wenn ich auch alles, was da ist, verkaufen oder verpfänden müßte, tausend Gulden schicken solle, sonst werde ihm der Kopf abgeschlagen; und ich weiß nicht, was ich tun soll, um sie mir so rasch zu verschaffen: hätte ich nur vierzehn Tage Zeit, so fände ich ja einen Weg, sie an einer Stelle zu beheben, wo ich viel mehr zu bekommen habe, oder ich würde eine von unsern Besitzungen verkaufen; da ich das aber nicht kann, so wäre es mir lieber, ich wäre gestorben, bevor mir diese Zeitung gekommen wäre.“ Und nach diesen Worten setzte sie ihr Weinen fort mit allen Anzeichen großer Verstörtheit. Salabaetto, dem die Liebesflammen einen guten Teil der gebührenden Einsicht genommen hatten, hielt die Tränen für wahr und die Worte für noch wahrer und antwortete: „Madonna, mit tausend Gulden kann ich Euch nicht dienen, mit fünfhundert aber sehr wohl, wenn Ihr glaubt, sie mir binnen vierzehn Tagen wiedergeben zu können; und es kommt Euch zustatten, daß ich gestern habe meine Wolle verkaufen können, sonst hätte ich Euch

nicht einen Groschen borgen können." „O weh," sagte die Dame, „so hast du also Geldsorgen gelitten? Warum hast du denn nichts von mir verlangt? Wenn ich auch keine tausend habe, so hätte ich dir doch leicht hundert, ja zweihundert geben können; damit hast du mir den ganzen Mut genommen, den Dienst, den du mir anbietest, von dir anzunehmen." Salabaetto, mehr als eingenommen von diesen Worten, sagte: „Madonna, deswegen will ich nicht, daß Ihr es ließet; hätte ich es ebenso notwendig gehabt wie Ihr, so hätte ich Euch schon darum gebeten." „O mein Salabaetto," sagte die Dame, „nun erkenne ich, daß deine Liebe zu mir wahr und vollkommen ist, weil du mir, ohne erst zu warten, bis du um eine so große Summe gebeten wirst, in dieser Not aus freien Stücken hilfst. Und wahrhaftig, ich war ja ohnedies ganz dein, aber nun werde ich es noch mehr sein; und nie werde ich vergessen, daß ich dir das Leben meines Bruders verdanke. Aber weiß Gott, wie ungern ichs annehme, wenn ich bedenke, daß du ein Kaufmann bist und daß die Kaufleute zu jedem Geschäfte Geld brauchen; weil mich aber die Not drängt und ich die feste Hoffnung habe, sie dir bald wiedergeben zu können, so nehme ich sie denn. Und wegen des Restes werde ich, wenn ich keinen raschern Weg finde, alle diese meine Habseligkeiten verpfänden." Und mit diesen Worten sank sie ihm weinend um den Hals. Salabaetto versuchte sie zu trösten; er blieb die Nacht bei ihr und brachte ihr dann, um seine freiwillige Dienstbeflissen-

heit zu beweisen, ohne eine weitere Bitte von ihr abzuwarten, fünfhundert schöne Gulden, und die nahm sie hin, im Herzen lachend und mit den Augen weinend, und Salabaetto begnügte sich mit ihrem bloßen Versprechen. Kaum hatte die Dame das Geld, so begann sich der Kalender zu ändern: während Salabaetto früher, sooft er wollte, freien Zutritt zu ihr gehabt hatte, kam jetzt auf einmal alles mögliche dazwischen, so daß es ihm unter sieben Malen kaum einmal gelang, Einlaß zu finden, und dann gab es auch nicht mehr das frohe Gesicht und die Liebkosungen und den Jubel wie früher. Und als er endlich sein Geld zurückforderte, da nicht nur die Frist, wo er es hätte wiederbekommen sollen, sondern noch ein Monat und zwei verstrichen waren, erhielt er leere Worte zur Zahlung. Weil sich also Salabaetto auf diese Weise klar wurde über den Trug des niederträchtigen Weibes und seine geringe Vernunft und weil er auch erkannte, daß er von ihr nichts hätte sagen können, als was ihr selber beliebe, da er darüber weder etwas Schriftliches noch ein Zeugnis hatte, weinte er still für sich über seine Dummheit, voll Scham, seine Klagen jemand anzuvertrauen, sowohl deswegen, weil er vorher gewarnt worden war, als auch wegen des Hohnes, den er seiner Albernheit halber verdientermaßen erwarten durfte. Weil er überdies von seinen Herren mehrere Briefe erhalten hatte, er solle für das Geld Wechsel eintauschen und sie ihnen schicken, entschloß er sich abzureisen, damit nicht seine Verfehlung, wenn er das nicht tue,

dort offenkundig werde; und er stieg zu Schiff und fuhr, nicht nach Pisa, wie er hätte sollen, sondern nach Neapel. Dort hielt sich damals unser Gevatter Pietro dello Canigiano auf, der Schatzmeister der Kaiserin von Konstantinopel, ein Mann mit großem Verstande und durchdringendem Geiste, der ein inniger Freund von Salabaetto und dessen Leuten war; diesem, als einem besonnenen Manne, erzählte Salabaetto nach einigen Tagen klagend, was ihm für ein Unglück zugestoßen war, und bat ihn um Hilfe und Rat, wie er in Neapel sein Leben fristen könne, indem er beteuerte, nach Florenz gedenke er nie mehr zurückzukehren. Ärgerlich über diese Dinge sagte Canigiano: „Du hast schlecht getan, hast dich schlecht betragen, hast deinem Herrn schlecht gehorcht; allzuviel Geld hast du auf einmal für deine Üppigkeit ausgegeben. Weil es aber einmal geschehen ist, heißt es weitersehn." Und als scharfsinniger Mann hatte er auch schon gefunden, was zu tun war, und sagte es Salabaetto. Dem gefiel es und er machte sich sofort auf gut Glück an die Ausführung: mit dem bißchen Geld, das er hatte, und mit dem, das ihm Canigiano geborgt hatte, besorgte er sich viele wohl zugebundene und verschnürte Ballen, kaufte gegen zwanzig Ölfässer und füllte sie, verlud alles und kam nach Palermo zurück; und nachdem er den Zollbeamten die Packungsgebühr für die Ballen und ebenso den Zoll für die Fässer bezahlt und alles auf seine Rechnung hatte einschreiben lassen, stellte er seine Waren in die Speicher und sagte, er wolle sie

nicht eher anrühren, als bis die andern Waren, die er erwarte, gekommen seien. Jancofiore, die davon Kundschaft bekam und hörte, daß das, was er jetzt mitgebracht habe, wohl zweitausend Gulden oder mehr wert sei ohne das, was er noch erwarte und was mehr als dreitausend wert sei, faßte, weil sie glaubte, einen zu geringen Treffer gemacht zu haben, den Plan, ihm die fünfhundert zurückzugeben, um den größern Teil der fünftausend zu bekommen, und ließ ihn holen. Salabaetto, der nun gewitzigt war, ging hin. Sie tat, als ob sie nicht wüßte, daß er etwas mitgebracht hatte, empfing ihn mit ungemeiner Liebenswürdigkeit und sagte: „Du, wenn du mir böse geworden wärest, weil ich dir dein Geld nicht zur Frist zurückgegeben habe ..." Salabaetto begann zu lächeln und sagte: „Madonna, um die Wahrheit zu sagen, so hat es mir ein bißchen mißfallen, weil ich mir das Herz aus dem Leibe risse, um es Euch zu geben, wenn ich glaubte, Euch damit einen Gefallen zu tun; aber Ihr sollt hören, wie böse ich Euch geworden bin. So groß und derartig ist die Liebe, die ich zu Euch trage, daß ich einen großen Teil meiner Besitzungen habe verkaufen lassen und jetzt mit Waren im Werte von zweitausend Gulden hergekommen bin, und von Westen her erwarte ich noch andere, die mehr als dreitausend wert sind, und ich beabsichtige, in dieser Stadt einen Laden zu errichten und hierzubleiben, um Euch immer nahe zu sein, weil mich Eure Liebe mehr beglückt als, nach meiner Meinung, je einen

Verliebten die seine.“ Die Dame sagte zu ihm: „Schau, Salabaetto, alles was dir lieb ist, ist mir durchaus recht, weil ich dich mehr liebe als mein Leben, und es ist mir durchaus recht, daß du mit der Absicht hierzubleiben zurückgekommen bist, weil ich mit dir noch manche schöne Stunde verbringen zu dürfen hoffe; aber ich will mich bei dir ein wenig entschuldigen, daß du damals, als du abgereist bist, manchmal zu mir hast kommen wollen und nicht hast können, und daß du manchmal, wann du gekommen bist, nicht den gewohnten freudigen Empfang gefunden hast, und zudem auch noch deswegen, daß ich dir dein Geld nicht zur versprochenen Frist zurückgegeben habe. Du mußt wissen, daß ich damals in großem Schmerze und in großer Kümmernis war, und wer in einem solchen Gemütszustande ist, kann dem auch noch so Geliebten nicht leicht ein so freundliches Gesicht zeigen und sich nicht allwege so mit ihm abgeben, wie es der wünschte; und außerdem mußt du wissen, daß es für eine Frau sehr mißlich ist, tausend Gulden aufzutreiben, und man sagt uns allenthalben nichts als Lügen und hält uns kein Versprechen, und drum bleibt uns nichts andres übrig, als auch selber zu lügen: und daher und aus keinem garstigen Grunde ist es gekommen, daß ich dir dein Geld nicht wiedergegeben habe. Aber kurz nach deiner Abreise habe ichs bekommen, und wenn ich gewußt hätte, wohin es schicken, so kannst du sicher sein, hätte ich dirs geschickt; weil ichs aber nicht gewußt habe, habe ich dirs aufge-

hoben." Und sie ließ eine Börse holen, worin dieselben Gulden waren, die er ihr gegeben hatte, und gab sie ihm in die Hand und sagte: „Zähl nach, ob es fünfhundert sind." Salabaetto war nie so froh gewesen; er zählte sie nach und steckte sie, als er die Summe richtig gefunden hatte, ein und sagte: „Madonna, ich erkenne es, daß Ihr die Wahrheit sagt, aber Ihr habt genug getan; und ich sage Euch, daß Ihr deshalb und wegen der Liebe, die ich zu Euch trage, für Euere Bedürfnisse keine Summe, die ich aufbringen kann, fordern könnt, ohne daß ich Euch damit diente: und wann ich einmal hier in Ordnung bin, mögt Ihr die Probe anstellen." Und da auf diese Weise ihre Liebe in Worten wiederhergestellt war, nahm Salabaetto den zärtlichen Umgang mit ihr wieder auf, und sie bot ihm die größten Freuden und Aufmerksamkeiten und zeigte ihm die größte Liebe. Salabaetto aber, der ihren Trug mit seinem Truge bestrafen wollte, ging eines Tages, wo sie ihn zum Abendessen und für die Nacht eingeladen hatte, mit einem so trübsinnigen und so traurigen Gesichte zu ihr, als ob er hätte sterben wollen. Jancofiore fragte ihn unter Umarmungen und Küssen, woher sein Trübsinn stamme. Nachdem er sich eine gute Weile hatte bitten lassen, sagte er: „Ich bin zugrunde gerichtet: das Schiff mit den Waren, die ich erwartete, ist von Korsaren aus Monaco genommen worden, und die verlangen zwölftausend Gulden als Lösegeld; davon kommen tausend auf mich, und ich habe keinen Heller, weil ich

die fünfhundert, die Ihr mir zurückgegeben habt, auf der Stelle nach Neapel geschickt habe, um sie in Leinwand anzulegen, die ich herkommen lasse; und wenn ich die Waren, die ich dahabe, in diesem Augenblicke verkaufen wollte, so würde ich, weil jetzt nicht die Zeit dazu ist, kaum den halben Preis erhalten, und ich bin hier noch nicht so bekannt, daß ich einen fände, der mir hülfe, und darum weiß ich nicht, was tun oder sagen: und wenn ich das Geld nicht bald schicke, so werden die Waren nach Monaco gebracht, und ich bekomme nie mehr etwas davon.“ Ärgerlich darüber, weil sie nun alles zu verlieren meinte, dachte sie nach, was sie zu tun habe, damit sie nicht nach Monaco gingen, und sagte: „Gott weiß, wie nahe mir das um deinetwillen geht; aber was nützt es, sich deswegen so sehr zu grämen? Hätte ich das Geld, so weiß Gott, ich würde dirs unverzüglich leihen; aber ich habe es nicht. Es ist wahr, hier ist ein Mensch, der mir neulich mit den fünfhundert gedient hat, die mir gefehlt haben, aber er will großen Zins, nämlich nicht weniger als dreißig vom Hundert: wenn du's von dem Menschen haben wolltest, so müßte man ihn mit einem guten Pfande sicherstellen, und ich für meinen Teil bin, um dir zu Diensten zu sein, bereit, alle diese Sachen und mich selber für so viel zu verpfänden, wie er draufleihen will; aber was für eine Sicherheit willst du ihm für den Rest bieten?“ Salabaetto erkannte den Grund, der sie bewog, ihm diesen Dienst zu leisten, und merkte, daß sie es selber sei,

die ihm das Geld leihen wolle: da ihm das nach Wunsch war, bedankte er sich vorerst und dann sagte er, der Wucherzins werde ihn nicht abhalten, da ihn die Not zwinge, und weiter sagte er, er werde den, der ihm das Geld borge, mit den Waren, die er im Zollhause habe, sicherstellen, indem er sie auf ihn werde überschreiben lassen; die Schlüssel der Speicher aber wolle er in Verwahrung behalten, sowohl um seine Waren, wann sie verlangt würden, herzeigen zu können, als auch damit ihm nichts berührt oder vertauscht oder verwechselt werden könne. Die Dame sagte, das sei wohlgesprochen, und die Sicherheit sei gut genug. Und darum schickte sie am nächsten Tage um einen Makler, zu dem sie viel Vertrauen hatte, besprach die Sache mit ihm und gab ihm tausend Gulden, und die borgte der Makler Salabaetto und ließ im Zollhause alles, was Salabaetto dort hatte, auf seinen Namen überschreiben; und nachdem sie Schrift und Gegenschrift getauscht hatten, gingen beide in vollem Einvernehmen ihrer Wege. Salabaetto aber bestieg so rasch, wie er nur konnte, mit den fünfzehnhundert Gulden ein Schiff und kehrte zu Pietro dello Canigiano nach Neapel zurück und schickte von dort aus seinen Herren, die ihn mit der Wolle fortgeschickt hatten, eine richtige und glatte Rechnung; und nachdem er Pietro und alle andern, denen er etwas schuldete, bezahlt hatte, machte er sich mit Canigiano auf Kosten der betrogenen Sizilianerin manchen vergnügten Tag. Von Neapel begab er sich dann, weil er nicht mehr

länger Kaufmann sein wollte, nach Ferrara. Als ihn Jancofiore in Palermo vergebens suchte, wunderte sie sich und wurde argwöhnisch; und weil sie ihn, nachdem sie reichlich zwei Monate gewartet hatte, noch immer nicht kommen sah, veranlaßte sie den Makler, die Speicher erbrechen zu lassen. Zuerst untersuchte man die Fässer, die alle hätten voll Öl sein sollen, und fand sie voll Seewasser und in jedem vielleicht ein Nösel Öl oben beim Spunde; dann band man die Ballen auf und fand in allen, mit Ausnahme von zweien, die Wolle enthielten, nur Werg: kurz, alles zusammen war nicht mehr als zweihundert Gulden wert. Nun erkannte Jancofiore, daß sie angeführt worden war, und weinte lange über die zurückgegebenen fünfhundert und viel länger um die tausend geborgten Gulden und sagte gar oft: „Um mit Toskanern umzugehn, muß man des Morgens früh aufstehn.“ Und so fand sie, daß einer so viel vermag wie der andere, und ihr blieb der Schade samt dem Spotte.

Da Lauretta wußte, daß jetzt, wo Dioneo seine Geschichte geendet hatte, die Frist gekommen war, die ihrer Herrschaft ein Ziel setzte, nahm sie nach einigem Lobe für Pietro Canigianos Rat, der sich in seinem Erfolge als gut bewährt hatte, und für Salabaettos Schlauheit, die sich bei der Ausführung als nicht geringer gezeigt hatte, den Lorbeerkranz ab und setzte ihn auf das Haupt Emilias, indem sie mit frauenhafter Anmut sprach: „Madonna, ich weiß nicht, ob wir an Euch eine huldreiche Königin haben

werden, aber eine schöne werden wir haben; laßt also Eure Handlungen Eurer Schönheit entsprechen." Und damit setzte sie sich wieder. Emilia war etwas verschämt, nicht so sehr, weil sie Königin geworden war, als weil sie sich öffentlich deswegen preisen hörte, was die Frauen am meisten ersehnen, und ihr Gesicht wurde so wie junge Rosen beim Morgenrot. Nachdem sie aber die Augen ein wenig zu Boden geschlagen hatte und die Röte gewichen war, hielt sie mit ihrem Seneschall über die die Gesellschaft betreffenden Angelegenheiten Abrede, und dann begann sie also zu sprechen: „Meine lieblichen Damen, ganz deutlich sehn wir, daß die Stiere, wann sie sich einen Teil des Tages, unters Joch gezwungen, schwer abgemüht haben, des Joches entledigt und entbunden werden und frei nach ihrem Belieben in den Büschen auf die Weide gehn dürfen; auch sehn wir, daß die Gärten, wo mancherlei Laub grünt, nicht weniger schön, sondern viel schöner sind als die Büsche, wo man nur Eichen sieht: aus diesen Gründen meine ich, daß mit Rücksicht darauf, wie viele Tage wir nun, unter ein gewisses Gesetz gezwungen, erzählt haben, auch uns, die wir dessen bedürftig sind, ein bißchen Bewegungsfreiheit nicht nur nützlich, sondern auch erwünscht sein wird, weil wir dabei wieder die Kraft sammeln könnten, um das Joch wieder auf uns zu nehmen. Und darum gedenke ich das, was morgen im Verlaufe Euerer lieblichen Erzählungen gesprochen werden soll, nicht durch irgendeine Besonderheit einzuschränken, son-

dern ich will, daß jeder erzähle, was ihm beliebt, weil ich es für sicher halte, daß die Mannigfaltigkeit der Dinge, die zur Sprache kommen werden, nicht minder anmutig sein wird, als wenn nur von einem gesprochen würde; und ist das so geschehn, so mag uns mein Nachfolger im Königtum mit größerer Sicherheit ins gewohnte Joch zwingen." Und nach diesen Worten bewilligte sie jedem völlige Freiheit bis zur Essensstunde. Dieser Worte halber lobten alle die Klugheit der Königin; und nachdem sie sich erhoben hatten, gab sich der eine dem Vergnügen, der andere einem andern hin, die Damen, indem sie Kränze wanden und Kurzweil trieben, die jungen Männer, indem sie spielten und sangen, und so verging ihnen die Zeit bis zum Abendessen. Und als die Stunde dazu gekommen war, aßen sie froh und vergnügt bei dem schönen Springbrunnen, und nach dem Essen hatten sie wie stets ihre Kurzweil am Singen und Tanzen. Endlich befahl die Königin, um der Weise ihrer Vorgänger zu folgen, daß Panfilo trotz den von mehrern freiwillig gesungenen Liedern noch eins singe. Bereitwillig begann er folgendermaßen:

Amor, dein Angebinde
Macht mich so heiter und so wohlgemut,
Daß mir nur Glück erblüht aus deiner Glut.
Mein Herz weiß sich vor Freude nicht zu fassen
Auf dieser süßen Weide,
Wohin du's hast getrieben;
Es schwillt und muß sie überschäumen lassen,

Daß mir die helle Freude
Im Antlitz steht geschrieben,
Weil sich mein Mut zum Lieben
So hohes Ziel erkor, so edles Gut,
Daß er nun gern in dieser Flamme ruht.

Ich kanns in meinem Liede nicht erzählen,
Nicht mit dem Finger zeigen,
Das Glück, das ich gewonnen,
Und könnt ichs auch, so müßt ichs doch verhehlen;
Denn wüßt ich nicht zu schweigen,
Erlöschten meine Sonnen.
Doch ich bin so voll Wonnen,
Daß, hätt ich auch zum Reden je den Mut,
Die Glut mir trocknete der Worte Flut.

Wer dacht es je, daß diese Arme sollten,
Was fröhlich sie umfingen,
Sich zu umfahn erlauben?
Daß diese Lippen durften ungescholten
Den Raub, den sie begingen,
So wonnetrunken rauben?
Man wird es nimmer glauben,
Was für ein Glück mich setzt in solche Glut.
Drum berg ichs still und bleibe wohlgemut.

Panfilos Lied war zu Ende, und obwohl alle den Endreim treulich wiederholt hatten, so war doch niemand, der nicht mit mehr angestrengter Aufmerksamkeit, als sich geziemt hätte, auf die Worte des Liedes geachtet und zu erraten versucht hätte,

was das sein könne, was er, wie das Lied sagte, verbergen müsse. Und obwohl viele auf vielerlei Einbildungen verfielen, kam doch niemand der Wahrheit auf die Spur. Als aber die Königin sah, daß Panfilos Lied zu Ende war und daß die jungen Damen und die Männer gern zur Ruhe gegangen wären, befahl sie allen, schlafen zu gehn.

ES ENDET DER ACHTE TAG DES DEKAMERONS

ES BEGINNT DER

NEUNTE TAG DES DEKAMERONS

WO UNTER DER HERRSCHAFT EMILIAS JEDER ERZÄHLT, WAS IHM BELIEBT UND WAS IHM AM MEISTEN BEHAGT

DAS LICHT, VOR DESSEN GLANZ die Nacht entweicht, hatte schon die azurne Färbung des Morgenhimmels in himmelblau verwandelt, und schon begannen die Blumen auf den Wiesen die Kelche zu erheben, als sich Emilia erhob und ihre Gefährtinnen und ebenso die jungen Männer rufen ließ. Sie kamen und machten sich, den langsamen Schritten der Königin folgend, auf den Weg und gingen bis zu einem kleinen Gehölz, nicht weit vom Palaste; und als sie eingetreten waren, sahen sie, daß sie das Wild, Hirsche, Rehe und andres, schier sicher vor den Jägern wegen der andauernden Pestilenz, so zutraulich herankommen ließ, als hätte es alle Furcht verloren und wäre ganz zahm geworden: und sie näherten sich den Tieren, wie um sie zu fangen, und hatten eine Weile ihre Freude daran, sie laufen und springen zu lassen. Da aber die Sonne höher stieg, deuchte es alle an der Zeit, zurückzukehren. Sie waren alle mit Eichenlaub gekränzt und hatten die Hände voll duftender Kräuter und Blumen; und wer ihnen begegnet wäre, hätte nichts andres sagen können, als daß die der Tod nicht überwinden werde oder daß sie in aller Fröhlichkeit sterben würden. So kamen sie also Schritt für Schritt, singend und plaudernd und scherzend, zum Palaste, und dort trafen sie alles in bester Ordnung und ihre Dienerschaft munter und froh. Nach einer kurzen Ruhe gingen sie zu Tische, jedoch nicht eher, als bis die jungen Männer und die Damen sechs Lieder, eines heiterer als das andere, gesungen hatten; nach-

dem ihnen hierauf Wasser für die Hände gereicht worden war, setzte sie der Seneschall nach dem Gefallen der Königin alle an den Tisch, die Gerichte wurden aufgetragen und alle aßen vergnügt: und nach dem Mahle unterhielten sie sich ein Weilchen bei Reigen und Musik, und dann ging auf den Befehl der Königin, wer da wollte, zur Ruhe. Um die gewöhnliche Stunde aber vereinigten sich alle an dem gewohnten Orte zum Erzählen; die Königin sah Filomena an und sagte, sie solle mit den Geschichten des heutigen Tags den Anfang machen, und die begann lächelnd auf die folgende Weise:

ERSTE GESCHICHTE

Madonna Francesca, die von Rinuccio und Alessandro geliebt wird, aber keinen von beiden liebt, schafft sie sich vom Halse, indem sie dem einen aufträgt, sich als Toter in ein Grab zu legen, und dem andern, den vermeintlichen Toten herauszuholen, was die beiden nicht zu dem ihnen befohlenen Ende bringen können.

MADONNA, es ist mir sehr lieb, daß ich es sein soll, die nach Euerm Wunsche auf diesem offenen, freien Felde, das uns Euere Hoheit fürs Geschichtenerzählen zugewiesen hat, um den ersten Ring laufen soll; wenn mir dies gelingen wird, so zweifle ich nicht, daß es denen, die nach mir kommen werden, ebenso oder besser gelingen wird. Zu often Malen ist, meine lieblichen Damen, in unsern Erzählungen gezeigt worden, was für Kräfte die

Liebe hat; immerhin glaube ich weder, daß der Gegenstand erschöpft sei, noch daß dies zutreffen würde, wenn wir auch von heute bis übers Jahr von nichts anderm sprächen: und weil sie die Liebenden nicht nur in mancherlei Todesgefahr führt, sondern sie auch dahin bringt, daß sie als Tote in die Wohnungen der Toten eingehn, so will ich Euch zu den bisher erzählten noch eine Geschichte erzählen, woraus Ihr nicht nur die Gewalt der Liebe erfassen, sondern auch erfahren werdet, wie klug es eine wackere Dame angefangen hat, um sich zwei, die sie wider ihren Willen liebten, vom Halse zu schaffen.

Ich sage also, daß einmal in der Stadt Pistoja eine sehr schöne verwitwete Dame war, die zwei unserer Florentiner, Rinuccio Palermini und Alessandro Chiarmontesi mit Namen, gelegentlich von ihr bezaubert, über die Maßen liebten, ohne daß einer etwas vom andern gewußt hätte; und jeder trachtete nach Kräften, ihre Liebe zu gewinnen. Und da diese edle Dame, deren Name Francesca de' Lazzari war, den Botschaften und Bitten, womit sie jeder von den zweien gar oft umwarb, anfänglich ein wenig ihr Ohr geliehen hatte, so daß sie jetzt ihren Willen, sich weislich zurückzuziehen, nicht ausführen konnte, verfiel sie endlich bei dem Sinnen, wie sie sich diese Widrigkeit vom Halse schaffen könnte, auf den Plan, von ihnen einen Dienst zu verlangen, dessen Ausführung sie, obwohl sie möglich war, keinem zutraute, damit sie so, wenn sie ihn nicht ausführten,

einen ehrbaren Vorwand habe, ihre Botschaften fürderhin nicht mehr anzuhören; und der Plan war der folgende: An dem Tage, wo er ihr in den Sinn kam, war in Pistoja einer gestorben, der, obwohl seine Vorfahren Edelleute gewesen waren, doch als der schlechteste Mensch galt, den es nicht nur in Pistoja, sondern in der ganzen Welt gegeben habe, und der überdies zu Lebzeiten so mißgestaltet und von Angesicht so scheußlich gewesen war, daß, wer ihn nicht gekannt hätte, beim ersten Anblicke Furcht vor ihm bekommen hätte; und der war in einem Grabe außerhalb der Barfüßerkirche beerdigt worden: das, dachte sie, werde ihr die günstige Gelegenheit bieten, ihr Vorhaben ins Werk zu setzen. Darum sagte sie zu einer Magd von ihr: „Du weißt, was für Verdruß und Ärger ich tagtäglich durch die Botschaften dieser zwei Florentiner Rinuccio und Alessandro leiden muß; nun bin ich nicht gesonnen, ihnen mit meiner Liebe zu Willen zu sein: und um sie mir vom Halse zu schaffen, habe ich mir vorgenommen, sie wegen ihrer großen Beteuerungen durch etwas auf die Probe zu stellen, was sie, dessen bin ich sicher, nicht tun werden, und so werde ich mich dieser Widrigkeit entledigen; und höre, wie: Du weißt, daß heute bei den Barfüßern Scannadio" – so hieß der schlechte Kerl, von dem wir gesprochen haben – „beerdigt worden ist, vor dem, nicht seit er tot ist, sondern bei seinen Lebzeiten die tapfersten Männer der Stadt Furcht hatten, wann sie ihn sahen; und darum gehst du heimlich vorerst zu Alessandro

und sagst ihm: ‚Madonna Francesca läßt dir sagen, daß jetzt die Zeit gekommen ist, wo es dir vergönnt ist, ihre Liebe, die du so sehr ersehnt hast, zu gewinnen und bei ihr zu sein, und das, wenn du willst, auf die folgende Weise: Aus einem Grunde, den du später erfahren wirst, soll ihr diese Nacht von einem ihrer Vettern der Leichnam Scannadios, der heute früh begraben worden ist, ins Haus gebracht werden, und sie will ihn nicht dort haben, weil sie sich vor ihm, tot wie er ist, fürchtet; darum bittet sie dich, du mögest statt eines andern Dienstes heute abend um den ersten Schlaf in das Grab gehn, wo Scannadio begraben ist, und seine Kleider anziehen und dort, als ob du er wärest, so lange bleiben, bis du geholt wirst, und dich, ohne ein Wort zu sprechen oder dich zu rühren, herausziehen und in ihr Haus bringen lassen, wo sie dich empfangen wird, und du kannst dann bei ihr verweilen oder, wenn du willst, weggehn, indem du ihr die Sorge für das übrige überläßt.‘ Und sagt er, er wolle das tun, so ists recht; sagt er, er wolle es nicht tun, so sagst du ihm in meinem Namen, er solle sich nicht mehr blicken lassen, wo ich sei, und er solle sich, wenn ihm sein Leben lieb sei, hüten, mir je wieder jemand mit einer Botschaft zu schicken. Und hierauf gehst du zu Rinuccio Palermini und sagst ihm: ‚Madonna Francesca sagt, sie sei bereit, all deinen Willen zu tun, wenn du ihr einen großen Dienst leistest; du sollst nämlich heute gegen Mitternacht zu dem Grabe gehn, wo heute früh Scannadio beerdigt worden ist, und ihn, ohne ein Wort zu

sagen, was du auch hörst oder verspürst, behutsam herausziehen und ihn ihr ins Haus bringen. Dort wirst du sehn, warum sie das will, und wirst von ihr erhalten, was du wünschst; und wenn dir das nicht beliebt, so sollst du ihr nie wieder jemand mit einer Botschaft schicken‘.“ Die Magd ging zu beiden und sagte jedem richtig, was ihr aufgetragen war. Von jedem erhielt sie zur Antwort, er ginge nicht nur in ein Grab, sondern zur Hölle, wenn ihr das beliebe. Diese Antwort überbrachte die Magd der Dame, und die wartete, bis sie sehn werde, ob sie so töricht seien, es zu tun. Als es nun Nacht geworden war, entkleidete sich Alessandro Chiarmontesi um den ersten Schlaf bis aufs Wams und verließ sein Haus, um zu dem Grabe zu gehn und Scannadios Stelle einzunehmen; und im Gehn kamen ihm gar ängstliche Gedanken in den Sinn, und er sagte bei sich selber: „Ach, was bin ich für ein Dummkopf! Wohin gehe ich denn? Oder weiß ich etwa, ob sie nicht von ihren Vettern, die vielleicht gemerkt haben, daß ich sie liebe, und glauben, zwischen uns bestehe etwas, was nicht besteht, angestiftet worden ist, das zu tun, damit sie mich in diesem Grab umbringen können? Träfe das zu, so hätte ich den Schaden, und niemals würde etwas ihnen Nachteiliges ruchbar werden. Oder weiß ich etwa, ob mir das nicht vielleicht irgendein Feind von mir angezettelt hat, dem sie, weil sie ihn vielleicht liebt, einen Dienst tun will?“ Und dann sagte er: „Aber gesetzt auch, es sei nichts davon der Fall und ihre Vettern wollten mich wirk-

lich in ihr Haus tragen, so ist doch anzunehmen, daß sie den Leichnam Scannadios nicht deshalb wollen, um ihn zu umarmen oder ihn ihr in die Arme zu legen; vielmehr ist anzunehmen, daß sie ihn irgendwie schänden wollen, weil ihnen vielleicht der Lebende etwas angetan hat. Sie sagt, ich soll über das, was ich verspüre, kein Wort sagen. Wenn sie mir aber die Augen ausdrückten oder die Zähne ausrissen oder die Hände verstümmelten oder sonst ein derartiges Spiel mit mir trieben, woran wäre ich dann? Wie könnte ich dazu still bleiben? Und rede ich, so werden sie mich entweder erkennen und mir daraufhin etwas zuleide tun, oder wenn sie das nicht tun, so habe ich nichts ausgerichtet, weil sie mich nicht zu der Dame lassen werden, und die Dame wird dann sagen, ich hätte ihren Befehl gebrochen und sie werde mir nie etwas zu Gefallen tun." Und bei diesen Selbstgesprächen war er nahe daran, wieder heimzukehren; aber seine große Liebe trieb ihn mit Gründen gegenteiliger Art und von solcher Macht vorwärts, daß sie ihn bis zum Grabe brachten. Er öffnete es, trat hinein, kleidete Scannadio aus und sich an, schloß es über sich und nahm den Platz Scannadios ein; und als er nun zu überdenken begann, wer der gewesen sei und was schon für Dinge nach dem Hörensagen des Nachts geschehn seien, nicht nur in den Gräbern der Toten, sondern auch anderswo, da begannen sich ihm die Haare zu sträuben, und jeden Augenblick deuchte es ihn, Scannadio müsse sich erheben und ihn erwürgen. Aber

die glühende Liebe half ihm diese und andere schaurige Gedanken unterdrücken, und er wartete so ruhig, als ob er der Tote gewesen wäre, der Dinge, die da kommen sollten. Als die Mitternacht nahte, verließ Rinuccio sein Haus, um zu tun, was ihm seine Dame hatte sagen lassen; unterwegs kamen ihm viele mannigfaltige Gedanken über die Dinge, die ihm zustoßen könnten, so, daß er mit Scannadios Leichnam auf den Schultern in die Hände der Scharwache fallen und dann als Hexenmeister zum Scheiterhaufen verdammt werden könnte, oder daß er sich die Feindschaft der Verwandten des Toten zuziehen müßte, wenn es die erführen, und noch andere Bedenken dieser Art, die ihn schier zurückgehalten hätten. Aber da raffte er sich wieder auf und sagte: „Was? Bei der ersten Bitte dieser edeln Dame, die ich so sehr liebte und liebe, sollte ich nein sagen, und besonders, wo es ihre Gunst gilt? Nein, Gott bewahre mich davor, daß ich, und wenn es mein Leben kostete, mein Versprechen nicht hielte!“ Und er schritt weiter und kam zum Grabe und öffnete es ohne Mühe. Alessandro hielt sich still, obwohl er eine große Angst hatte, als er es öffnen hörte. Rinuccio trat hinein, packte, in der Meinung, den Leichnam Scannadios zu packen, Alessandro bei den Füßen, zog ihn heraus, lud ihn sich auf die Schultern und machte sich auf den Weg zu dem Hause der Edeldame; und beim Gehen stieß er mit ihm, weil er auf nichts sonst achtete, alle paar Schritte an die Bänke an der Straße, und die Nacht war so

finster und dunkel, daß er nichts vor den Füßen sah. Und schon war er an der Schwelle der Edeldame, die, neugierig, ob Rinuccio Alessandro bringe, mit ihrer Magd am Fenster stand und sich schon gewappnet hatte, beiden den Weg zu weisen, als die Stadtschergen, die sich in dieser Straße auf die Lauer gelegt hatten, um einen Verbannten zu greifen, auf das Geräusch von Rinuccios schweren Schritten plötzlich eine Laterne hervorzogen, um zu sehn, was sie zu tun oder wohin sie zu gehn hätten, und indem sie Tartschen und Spieße zusammenschlugen, riefen: „Wer da?" Rinuccio, der sie erkannte, ließ, weil er keine Zeit zu langer Überlegung hatte, Alessandro fallen und rannte, was ihn seine Beine tragen wollten, davon. Alessandro sprang unverzüglich auf und machte sich gleicherweise aus dem Staube, obwohl er die Gewänder des Toten anhatte, die gar lang waren. Die Dame, die bei der Laterne, die die Schergen hervorgeholt hatten, deutlich gesehn hatte, daß Rinuccio Alessandro auf den Schultern getragen hatte, und ebenso, daß Alessandro mit den Gewändern des Toten bekleidet gewesen war, war baß erstaunt über den großen Mut von beiden; aber samt ihrem großen Erstaunen lachte sie herzlich, als sie sah, wie Alessandro abgeworfen wurde und wie er dann davonlief. Voller Freude über diesen Ausgang und Gott preisend, daß er sie von dem Verdrusse mit den beiden befreit hatte, trat sie zurück und ging in ihre Kammer, ohne es sich und ihrer Magd zu verhehlen, daß sie zweifellos jeder von den beiden sehr

liebe, weil sie, wie sich gezeigt habe, nach ihrem Auftrage getan hätten. Obwohl Rinuccio traurig war und sein Mißgeschick verfluchte, ging er doch nicht heim, sondern ging, als die Wache die Straße verlassen hatte, dorthin zurück, wo er Alessandro abgeworfen hatte, und begann ihn tappend zu suchen, um seine Aufgabe zu Ende zu bringen; da er ihn aber nicht fand, kehrte er, in der Meinung, die Wache habe ihn fortgeschafft, traurig nach Hause zurück. Alessandro, der den, der ihn getragen hatte, nicht erkannt hatte, ging, weil er nichts anderes zu tun wußte, gleicherweise heim, gar traurig über dieses Unglück. Als man am Morgen das Grab offen fand und Scannadio nicht sah, weil ihn Alessandro ganz unten in einen Winkel gewälzt hatte, wurde in Pistoja alles mögliche gesprochen, und die Toren meinten, der Teufel habe ihn geholt. Nichtsdestoweniger machten beide Verliebte der Dame zu wissen, was sie getan hätten und was dazwischengekommen sei, und baten sie, indem sie sich also entschuldigten, daß sie ihren Auftrag nicht völlig ausgeführt hätten, um ihre Gunst und ihre Liebe. Die Dame tat, als ob sie das keinem glauben wollte, und antwortete ihnen entschieden, sie werde ihnen nichts zuliebe tun, weil sie ihrem Geheiß nicht nachgekommen seien, und schaffte sie sich so vom Halse.

ZWEITE GESCHICHTE

Eine Äbtissin steht im Finstern auf, um eine Nonne, die bei ihr verklagt worden ist, mit ihrem Geliebten im Bette zu überraschen, und nimmt in der Hast statt ihres Weiels die Hosen des Priesters, den sie bei sich hat; da das die Verklagte sieht und sie's wissen läßt, geht sie ledig aus und darf in Gemächlichkeit mit ihrem Geliebten beisammen sein.

ALS Filomena schwieg, wurde die Klugheit, womit sich die Dame die, die sie nicht lieben wollte, vom Halse geschafft hatte, von allen gepriesen, während die tollkühne Vermessenheit der Verliebten allgemein nicht für Liebe, sondern für Wahnsinn erklärt wurde; und schon sagte die Königin freundlich zu Elisa: „Elisa, fahre fort.“ Die begann unverzüglich: Meine geliebten Damen, weislich hat es Madonna Francesca, wie gesagt worden ist, verstanden, sich ihres Verdrusses zu entledigen; aber eine junge Nonne hat sich mit Hilfe des Glücks nur durch ein artiges Wort einer drohenden Gefahr entledigt. Und wie Ihr wißt, gibt es sehr viel Leute, die sich, obwohl sie selbst gar töricht sind, zu Lehrern und Zuchtmeistern der andern aufwerfen; dabei werden sie aber, wie Ihr aus meiner Geschichte werdet ersehn können, zu manchen Malen verdienterweise selber vom Zufalle bloßgestellt: und so ist es auch einer Äbtissin ergangen, der die Nonne, von der ich erzählen will, untergeben war.

Ihr sollt also wissen, daß in der Lombardei ein durch Heiligkeit und Frömmigkeit wohlberufenes

Kloster war, unter dessen Nonnen ein junges Mädchen aus edelm Blute und begabt mit wundersamer Schönheit war, Isabetta mit Namen, und die verliebte sich, als sie eines Tages zu einem Vetter von ihr ans Sprechgitter kam, in einen hübschen jungen Mann, der mit ihm war. Und ebenso entbrannte er für sie, da er ihre Schönheit sah und ihr Begehren in ihren Augen gelesen hatte; und nicht ohne große Pein schmachteten sie beide lange Zeit in dieser Liebe, ohne ihre Frucht zu genießen. Endlich entdeckte der junge Mann bei dem beiderseitigen Verlangen einen Weg, wie er ganz heimlich zu seiner Nonne kommen konnte, und sie war es zufrieden, und so besuchte er sie nicht einmal, sondern oftmals zu beider größtem Vergnügen. Derweil das aber so fortging, geschah es eines Nachts, daß ihn, ohne daß sich er oder Isabetta dessen versehn hätte, eine Klosterfrau bemerkte, als er Isabetta verließ und wegging. Die Klosterfrau teilte es noch einigen mit. Zuerst ging deren Plan dahin, sie bei der Äbtissin zu verklagen, die Madonna Usimbalda hieß und nach der Meinung der Klosterfrauen und aller, die sie kannten, eine gute, heilige Dame war; dann aber verfielen sie auf den Gedanken, Isabetta von der Äbtissin mit dem Jüngling betreten zu lassen, damit kein Leugnen möglich sei. Und also schweigend teilten sie sich in die Vigilien und Wachen, um Isabetta zu ertappen. Nun geschah es, daß ihn die, die dessen keine Acht hatte und auch nichts davon wußte, eines Nachts kommen ließ. Sofort wurden das die,

die darauf lauerten, gewahr. Als es sie, nachdem ein hübsches Stück der Nacht verstrichen war, an der Zeit deuchte, teilten sie sich in zwei Hälften: die einen stellten sich vor die Tür von Isabettas Zelle auf die Wache, während die andern eilends zur Kammer der Äbtissin gingen; und als die auf ihr Klopfen antwortete, sagten sie zu ihr: „Auf, Madonna, erhebt Euch rasch, wir haben bemerkt, daß Isabetta einen jungen Mann in ihrer Zelle hat." Diese Nacht leistete der Äbtissin ein Priester Gesellschaft, den sie sich zu often Malen in einer Truhe bringen ließ. Da sie nun, als sie dies hörte, fürchtete, die Nonnen könnten in allzu großer Eile oder aus allzu großem Eifer durch ihr Pochen die Tür gar aufsprengen, erhob sie sich hurtig und kleidete sich, so gut es im Finstern ging, an; dabei kamen ihr, anstatt daß sie, wie sie meinte, das faltige Kopftuch, das sie tragen und das sie Weiel nennen, genommen hätte, die Hosen des Priesters in die Hände, und so groß war ihre Hast, daß sie sich die statt des Weiels aufs Haupt warf. Und dann trat sie heraus, verschloß die Tür hinter sich und sagte: „Wo ist diese Gottvermaledeite?" Und sie kam mit den andern, die so hitzig und begierig waren, Isabetta auf der Tat zu ertappen, daß sie gar nicht merkten, was die Äbtissin auf dem Haupte hatte, zur Tür der Zelle, und die brach sie mit Hilfe der anderen auf; und als sie eingetreten waren, fanden sie die beiden Liebenden umschlungen im Bette, und die wußten vor Bestürzung über diese Überraschung nicht was tun und blieben, wie sie

waren. Unverzüglich wurde das Mädchen von den Nonnen ergriffen und auf Befehl der Äbtissin ins Kapitel gebracht. Der junge Mann blieb zurück; er kleidete sich an und wartete den Ausgang der Sache ab, mit der Absicht, wenn sie ihr etwas zuleide täten, allen, so viel er ihrer habhaft werden könnte, übel mitzuspielen und seine Geliebte mit sich zu nehmen. Die Äbtissin begann ihr, nachdem sie ihren Sitz im Kapitel eingenommen hatte, vor allen Nonnen, die nur auf die Schuldige blickten, die größten Schmähungen zu sagen, die je einem Weibe gesagt worden sind, daß sie die Heiligkeit, die Ehrbarkeit und den guten Leumund des Klosters durch ihr liederliches und schändliches Treiben, wenn es draußen bekannt werde, befleckt habe, und fügte zu diesen Schmähungen die schwersten Drohungen. Beschämt und furchtsam wegen ihrer Schuld, wußte das Mädchen nicht was antworten, und durch ihr Schweigen gewann sie sich das Mitleid der andern; als aber die Äbtissin ihr Ungestüm verdoppelte, hob das Mädchen von ungefähr das Gesicht und sah nun, was die Äbtissin auf dem Kopfe hatte und daß ihr die Hosenbänder rechts und links herunterhingen. Sofort merkte sie, was los war, und sagte ganz getrost: „Madonna, so Euch Gott helfe, bindet Euch doch erst die Haube und dann sagt mir, was Ihr wollt.“ Die Äbtissin, die sie nicht verstand, sagte: „Was Haube, schlechtes Weib? Du hast noch den Mut, Possen zu treiben? Glaubst du, daß nach dem, was du getan, Possen am Platze sind?“ Nun sagte

das Mädchen zum andern Male: „Madonna, ich bitte Euch, bindet Euch die Haube und dann sagt mir, was Euch beliebt.“ Darum hoben viele Nonnen den Blick zum Kopfe der Äbtissin, und während sie ebenso hinaufgriff, wurde sie inne, warum Isabetta so sprach. Als die Äbtissin jetzt einsah, daß ihr der gleiche Fehler vorgeworfen wurde, und sah, daß es alle gesehen hatten und kein Verbergen möglich war, änderte sie ihre Predigt und begann in einem andern Ton als früher zu sprechen und kam zu dem Schlusse, es sei unmöglich, sich des Stachels des Fleisches zu erwehren; und darum sagte sie, jede solle sichs in aller Stille, wie es bisher geübt worden sei, nach Möglichkeit gut geschehn lassen. Und nachdem sie das Mädchen ledig gesprochen hatte, ging sie zu ihrem Priester schlafen, und Isabetta zu ihrem Geliebten. Und Isabetta ließ ihn fürderhin, allen, die ihr neidisch waren, zum Trotz, oftmals kommen. Die andern, die ohne Geliebten waren, versuchten ihr Glück heimlich nach besten Kräften.

DRITTE GESCHICHTE

Auf Anstiften Brunos und Buffalmaccos und Nellos macht Meister Simone Calandrino weis, er sei schwanger; der gibt den Genannten Geld und Kapaune auf Arznei und genest, ohne zu gebären.

NACHDEM Elisa ihre Geschichte geendigt und alle Gott gedankt hatten, daß er die junge Nonne glücklich den Zähnen ihrer neidischen Gesellinnen entzogen hatte, befahl die Königin Filostrato fortzufahren; und der begann, ohne einen weitern Befehl abzuwarten: Meine schönen Damen, die Geschichte von dem ungeschlachten märkischen Richter, die ich Euch gestern erzählt habe, hat mir eine Geschichte von Calandrino aus dem Munde genommen, die ich Euch eigentlich hätte erzählen wollen. Und weil alles, was man von diesem Manne erzählt, nur die Fröhlichkeit steigern kann, so will ich Euch, obwohl von ihm und seinen Gesellen schon viel gesprochen worden ist, doch noch die Geschichte erzählen, die ich gestern im Sinne gehabt habe.

Von früher her ist schon genugsam bekannt, wer Calandrino gewesen ist und wer die andern, die ich in dieser Geschichte erwähnen muß; darum sage ich ohne weiteres, daß es geschah, daß eine Muhme Calandrinos starb und ihm zweihundert Lire Kleingeld hinterließ. Nun redete Calandrino herum, er wolle ein Gut kaufen; und so viel Makler es in Florenz gab, mit allen unterhandelte er, als ob er zehntausend Gulden auszugeben gehabt hätte, aber stets

zerschlug sich der Handel, wenn es zu dem Preise kam, der für das Gut gefordert wurde. Bruno und Buffalmacco, die davon wußten, hatten ihm zu mehrern Malen gesagt, er täte besser daran, es mit ihnen zu verjubeln, als Land zu kaufen, als ob er Lehmkugeln machen müßte; aber davon gar nicht zu reden, sie hatten ihn nicht einmal dazu bringen können, daß er ihnen ein einziges Mal ein Essen gezahlt hätte. Als sie darüber eines Tages gegeneinander ihren Unwillen äußerten, kam ein Gesell von ihnen dazu, ein Maler, der Nello hieß, und nun beratschlagten sie alle drei, wie sie es anzufangen hätten, daß sie sich auf Calandrinos Kosten den Schnabel schmieren könnten; und nachdem sie verabredet hatten, was sie tun müßten, setzten sie es ohne viel Verzug ins Werk. Am nächsten Morgen paßten sie es ab, bis Calandrino sein Haus verließ, und er war noch nicht weit gegangen, als ihm Nello in den Weg trat und sagte: „Guten Tag, Calandrino." Calandrino antwortete ihm, Gott möge ihm einen guten Tag und ein gutes Jahr bescheren. Hierauf hielt Nello ein wenig inne und sah ihm ein Weilchen ins Gesicht. Calandrino sagte zu ihm: „Was schaust du?" Und Nello sagte: „Hast du heute nacht nichts verspürt? Du dünkst mich nicht mehr der, der du früher warst." Sofort wurde Calandrino unruhig und sagte: „O weh, was ists denn? Was meinst du, daß ich habe?" Nello sagte: „Ach, deswegen sage ichs nicht. Aber du dünkst mich ganz verändert; aber es wird nichts sein." Und damit ließ er ihn gehn.

Ganz besorgt, obwohl er keineswegs etwas verspürte, ging Calandrino weiter. Aber Buffalmacco, der nicht weit weg war, trat ihm, nachdem er Nello hatte weggehn sehn, entgegen und fragte ihn nach der Begrüßung, ob er nichts verspüre. Calandrino antwortete: „Ich weiß nicht; eben jetzt hat mir Nello gesagt, ich deuchte ihn ganz verändert: wäre es möglich, daß mir etwas fehlte?“ Buffalmacco sagte: „Freilich fehlt dir etwas und keine Kleinigkeit: du siehst ja halbtot aus.“ Und schon glaubte Calandrino, das Fieber im Leibe zu haben. Und da kam noch Bruno dazu, und seine ersten Worte waren: „Calandrino, wie siehst du aus? Es ist ja, als ob du eine Leiche wärest: wie fühlst du dich?“ Calandrino, der hörte, daß sie alle so sprachen, hielt es für ausgemacht, daß er krank sei, und er fragte ganz verstört: „Was tu ich denn?“ Bruno sagte: „Ich meine, du gehst heim und legst dich ins Bett und läßt dich gut zudecken und schickst dein Wasser zu Meister Simone, der uns ja so befreundet ist, wie du weißt. Er wird dir auf der Stelle sagen, was du zu tun hast, und wir werden mit dir gehn, und wenn etwas not tut, so werden wirs tun.“ Nello schloß sich ihnen an, und sie gingen mit Calandrino heim, und der sagte, nachdem er ganz erschöpft in die Kammer getreten war, zu seinem Weibe: „Komm her und deck mich gut zu; mir ist sehr elend.“ Nachdem er sich also niedergelegt hatte, schickte er eine Magd mit seinem Wasser zu Meister Simone, der in seiner Bude auf dem alten Markte war, die einen Kürbis als Schild

hatte. Und Bruno sagte zu den Gesellen: „Bleibt ihr bei ihm; ich will gehn und hören, was der Arzt sagt, und ihn, wenn es nötig ist, herbringen.“ Nun sagte Calandrino: „Ach ja, Freund, geh hin und bring mir Nachricht, wie es steht; ich weiß nicht, was ich im Leibe habe.“ Bruno machte sich auf den Weg zu Meister Simone; und da er vor der Magd hinkam, die das Wasser trug, unterrichtete er Meister Simone rasch von allem. Als dann die Magd gekommen war, besah der Meister das Wasser und sagte zu ihr: „Geh und sage Calandrino, er soll sich recht warm halten und ich werde auf der Stelle zu ihm kommen und ihm sagen, was er hat und was er tun soll.“ So berichtete es die Magd, und es dauerte nicht lange, so kamen auch schon der Meister und Bruno, und der Arzt setzte sich an Calandrinos Seite, begann damit, ihm den Puls zu fühlen, und sagte nach einer Weile in Gegenwart der Frau: „Schau, Calandrino, um mit dir als Freund zu sprechen, dir fehlt sonst nichts, als daß du schwanger bist.“ Als das Calandrino hörte, erhob er ein jämmerliches Geschrei und sagte: „O weh, Tessa, daran bist du schuld, weil du nicht anders als oben liegen willst; ich habe dirs ja immer gesagt.“ Tessa, die eine sehr ehrbare Frau war, errötete vor Scham über diese Worte ihres Gatten und verließ die Kammer mit gesenkter Stirn und ohne etwas geantwortet zu haben. Calandrino, der in seinen Klagen fortfuhr, sagte: „O weh, ich Unglücklicher! Was tu ich jetzt? Wie will ich dieses Kind gebären? Wo solls herkom-

men? Ich sehe es wohl, ich sterbe noch an dieser Tollheit meiner Frau, und der soll Gott so viel Kummer schicken, wie ich mir Freude wünsche; aber wäre ich so gesund, wie ich krank bin, ich stünde auf und gäbe ihr solche Prügel, daß ihr kein Knochen im Leibe heil bliebe, obwohl mir ganz recht geschieht, weil ich sie nicht hätte sollen hinaufsteigen lassen: aber wahrhaftig, komme ich diesmal davon, so mag sie mir lieber vor Lust sterben!" Bruno und Buffalmacco und Nello hatten, als sie Calandrino derart reden hörten, so große Lust zu lachen, daß sie schier platzten, aber sie hielten sich zurück; der Meister Simpelmann lachte jedoch so übermäßig, daß man ihm alle Zähne hätte aus dem Munde nehmen können. Endlich aber befahl sich Calandrino der Kunst des Arztes und bat ihn in dieser Sache um Rat und Hilfe; und der Meister sagte zu ihm: „Calandrino, du brauchst dich nicht so zu schrecken, denn wir haben es, Gott sei gelobt, so rasch erkannt, daß ich dich mit wenig Mühe und in ein paar Tagen ledig machen will; aber du mußt es dich etwas kosten lassen." Calandrino sagte: „O weh, Meister, ja, um Gottes willen, ja! Ich habe da zweihundert Lire, wovon ich ein Gut habe kaufen wollen; wenn es sein muß, so nehmt sie alle, damit ich nur nicht zu gebären brauche, weil ich nicht wüßte, wie ich das machen sollte; denn ich höre, wie die Weiber ein so großes Geschrei verführen, wenn sie gebären sollen, samt dem, daß sie eine so breite Gelegenheit haben, es zu tun: hätte ich diese

Schmerzen, ich glaube, ich stürbe eher als zu gebären.“ Der Arzt sagte: „Mach dir keine Gedanken. Ich werde dir nun einen destillierten Trank bereiten lassen, der sehr gut ist und angenehm zu trinken, und der wird dir in drei Tagen alles lösen und du wirst gesünder sein als ein Fisch; aber dann sieh zu, daß du gescheiter bist und nicht mehr in diese Dummheit verfällst. Zu diesem Wasser braucht es drei Paar gute, feiste Kapaune und für das andre, was es noch braucht, gib einem von denen fünf Lire Kleingeld, damit er es kaufe. Und laß mir alles in meinen Laden bringen, und ich werde dir morgen früh in Gottes Namen das destillierte Tränkchen schicken, und davon nimmst du für den Anfang einen großen Becher auf einmal.“ Als Calandrino das hörte, sagte er: „Laßt Euch das am Herzen liegen, Meister.“ Und er gab Bruno fünf Lire und das Geld für drei Paar Kapaune und bat ihn, sich ihm zuliebe dieser Mühe zu unterziehn. Der Arzt ging weg, ließ ihm ein wenig Met bereiten und schickte ihn ihm. Bruno kaufte die Kapaune und die andern zum Schlemmen notwendigen Sachen, und er und seine Gesellen und der Arzt verzehrten alles. Calandrino trank drei Morgen von dem Met, und der Arzt kam mit seinen Gesellen zu ihm und fühlte ihm den Puls und sagte: „Calandrino, du bist ohne Zweifel geheilt; und darum magst du jetzt deinen Geschäften nachgehn und brauchst nicht mehr zu Hause zu bleiben.“ Fröhlich stand Calandrino auf und ging seinen Geschäften nach und lobte, wo er nur mit jemand in ein

Gespräch kam, die schnelle Heilung, die Meister Simone an ihm durchgeführt habe, weil er ihn in drei Tagen ohne irgendein Ungemach entbunden habe. Und Bruno und Buffalmacco und Nello waren wohl zufrieden, daß es ihnen gelungen war, den Geiz Calandrinos zuschanden zu machen, während Monna Tessa, die die Sache merkte, gar viel mit ihrem Manne brummte.

VIERTE GESCHICHTE

Cecco di Messer Fortarrigo verspielt in Buonconvento alles, was er hat, und dazu noch das Geld von Cecco di Messer Angiulieri und läßt ihn, indem er ihm im Hemde nachläuft, unter dem Vorgeben, er sei von ihm bestohlen worden, von Bauern greifen, zieht seine Kleider an, steigt auf sein Roß und läßt ihn im Hemde sitzen.

MIT herzlichem Gelächter hatte die ganze Gesellschaft gehört, was Calandrino von seiner Frau gesagt hatte; als aber Filostrato schwieg, begann Neifile auf den Wunsch der Königin: Meine wackern Damen, wenn es den Menschen nicht schwerer fiele, ihren Verstand und ihre Tugend zu zeigen als ihre Dummheit oder ihre Laster, so würden sich nicht manche vergeblich bemühen, ihre Zunge im Zaume zu halten; und das hat auch genugsam die Torheit Calandrinos gezeigt, der, um Heilung von einem Übel, das ihn seine Einfalt glauben ließ, zu finden, nicht notwendig gehabt hätte, die geheimen Gelüste seiner Frau aller Welt kund-

zutun. Diese Geschichte hat mir eine ganz entgegengesetzte in den Sinn gebracht, wo nämlich die Tücke des einen über den Verstand des andern zu dessen schwerem Schaden und Spott den Sieg davongetragen hat, und die will ich Euch erzählen.

In Siena waren, es sind noch nicht viele Jahre her, zwei schon erwachsene Männer, die beide Cecco hießen, aber der eine di Messer Angiulieri und der andere di Messer Fortarrigo. Obwohl sie in ihrem Wesen in vielen Stücken nicht übereinstimmten, so stimmten sie doch in dem Punkte, daß sie nämlich beide ihre Väter haßten, so sehr überein, daß sie Freunde geworden waren und miteinander häufigen Umgang hielten. Angiulieri, der ein hübscher Mann von guter Lebensart war, meinte nun, mit dem Einkommen, das ihm sein Vater ausgesetzt hatte, in Siena nur schlecht leben zu können; als er daher erfuhr, daß ein Kardinal, der sein Gönner war, als Legat des Papstes in die Mark Ancona gekommen sei, entschloß er sich, sich zu ihm zu begeben, in dem Glauben, er werde so seine Lage verbessern. Und nachdem er das seinem Vater hatte wissen lassen, kam er mit ihm überein, daß ihm der auf einmal zu geben habe, was er in sechs Monaten hätte bekommen sollen, damit er sich kleiden und beritten machen und anständig auftreten könne. Da er nun jemand suchte, den er zu seiner Bedienung mitnehmen könnte, kam das Fortarrigo zu Ohren, und der fand sich sofort bei Angiulieri ein und begann ihn nach Kräften zu bitten, er möge ihn mitnehmen,

und er wolle sein Knecht und Diener und alles andere sein, ohne einen Lohn außer seiner Zehrung. Angiulieri antwortete ihm, er wolle ihn nicht mitnehmen, nicht etwa, weil er dafürhielte, daß er nicht zu jedem Dienste tauglich sei, sondern deswegen, weil er spiele und sich überdies manchmal betrinke. Darauf antwortete Fortarrigo, er werde sich zweifellos vor dem einen und vor dem andern in acht nehmen, und bewährte das mit vielen Schwüren und fügte so viele Bitten hinzu, daß endlich Angiulieri überwunden sagte, er sei's zufrieden. Nachdem sie sich eines Morgens beide auf den Weg gemacht hatten, hielten sie in Buonconvento an, um zu Mittag zu essen. Als Angiulieri gegessen hatte, ließ er sich, weil es sehr heiß war, in der Herberge ein Bett richten, entkleidete sich mit Hilfe Fortarrigos und legte sich schlafen, nachdem er ihm noch aufgetragen hatte, ihn zu rufen, wann es die neunte Stunde schlage. Fortarrigo ging, derweil Angiulieri schlief, in die Schenke hinüber, trank zuerst etwas und begann dann mit etlichen Leuten zu spielen, und die gewannen ihm, nachdem sie ihm das bißchen Geld, das er hatte, abgewonnen hatten, ebenso alle Kleider ab, die er am Leibe trug; begierig, das Verlorene zurückzugewinnen, ging er, im Hemde, wie er war, dorthin, wo Angiulieri schlief, und nahm ihm, weil er ihn fest schlafen sah, alles Geld, das er in der Börse hatte, kehrte zum Spiele zurück und verlor es so wie das andere. Als Angiulieri wach wurde, stand er auf und kleidete sich an und fragte um Fortarrigo; da der

nirgends zu finden war, dachte Angiulieri, er werde wohl betrunken in einem Winkel schlafen, wie ers zu tun gewohnt war. Darum entschloß er sich, ihn zurückzulassen und sich in Corsignano um einen andern Diener umzusehn, und ließ seinem Rosse Sattel und Felleisen auflegen. Als er aber, um abreisen zu können, den Wirt bezahlen wollte, fand er sein Geld nicht: darob gab es denn einen großen Lärm, und das ganze Wirtshaus war in Aufregung, weil Angiulieri sagte, er sei hier bestohlen worden und werde sie alle gefangen nach Siena schicken; siehe da, da kam Fortarrigo daher, der die Kleider ebenso holen wollte wie vorhin das Geld. Da er sah, daß Angiulieri im Begriffe war, aufs Pferd zu steigen, sagte er: „Was ist das, Angiulieri? Wollen wir denn schon aufbrechen? Warte doch ein bißchen; im Augenblicke muß einer kommen, der mein Wams für achtunddreißig Soldi zum Pfande hat; ich bin sicher, er gibt es für fünfunddreißig zurück, wenn er auf der Stelle bezahlt wird.“ Und ihr Gespräch war noch nicht zu Ende, als einer dazukam, der Angiulieri, indem er ihm die Summe nannte, die Fortarrigo verspielt hatte, überzeugte, daß es Fortarrigo war, der ihm sein Geld gestohlen hatte. Grimmig erbost darüber, schleuderte Angiulieri Fortarrigo eine arge Beschimpfung ins Gesicht, und hätte er sich nicht vor den Leuten mehr als vor Gott gefürchtet, so hätte er auch die Tat folgen lassen; und mit der Drohung, er werde ihn am Halse henken oder bei der Strafe des Galgens aus Siena bannen

lassen, stieg er zu Pferde. Fortarrigo tat, als ob Angiulieri nicht zu ihm, sondern zu einem andern gesprochen hätte, und sagte: „Geh, Angiulieri, lassen wir doch das Gerede, bei dem doch nichts Gescheites herauskommt; bedenke lieber, wir bekommen es um fünfunddreißig Soldi zurück, wenn du's auf der Stelle einlösest, während er, wenn wir nur bis morgen verziehen, nicht weniger als die achtunddreißig nehmen wird, die er mir darauf geborgt hat: und den Gefallen tut er mir nur, weil ich auf seinen Rat gesetzt habe. Geh, warum sollen wir die drei Soldi nicht einstecken?" Angiulieri verzweifelte schier, als er ihn so reden hörte, besonders weil er sah, daß ihn alle Umstehenden angafften und weil sie es ihm nicht zu glauben schienen, daß es sein Geld sei, was Fortarrigo verspielt hatte, sondern daß hingegen er noch Geld von Fortarrigo habe; und er sagte zu ihm: „Was habe ich mit deinem Wamse zu schaffen? Ich wollte, du hingest am Galgen! Nicht genug, daß du mir mein Geld gestohlen hast, hinderst du mich auch noch abzureisen und hältst mich noch zum besten." Fortarrigo aber sprach unentwegt weiter, als ob Angiulieri nicht zu ihm gesprochen hätte, und sagte: „Geh, warum willst du nicht, daß wir die drei Soldi einstecken? Glaubst du nicht, daß ich sie dir ein andermal wieder borgen kann? Geh, tu's, wenn dir etwas an mir liegt; warum hast du's denn gar so eilig? Wir kommen noch immer heute abend nach Torrenieri. Mach, zieh die Börse: bedenke doch, daß ich ganz Siena absuchen

könnte, und ich fände keines, das mir so gut stünde wie das da; und zu sagen, ich solle es ihm für achtunddreißig Soldi lassen! Ist es doch noch immer vierzig oder mehr wert, so daß du mich auf doppelte Weise schädigen würdest.“ In rasender Wut, weil er sah, daß ihn der, der ihn bestohlen hatte, noch mit Worten aufhielt, riß Angiulieri, ohne ihm weiter zu antworten, sein Pferd herum und ritt in der Richtung gegen Torrenieri davon. Fortarrigo, dem eine durchtriebene Tücke in den Sinn kam, begann, so im Hemde, hinter ihm herzulaufen; als sich Angiulieri, nachdem er zwei Meilen weit unter fortwährenden Bitten wegen seines Wamses neben ihm hergelaufen war, endlich in Trab setzte, um seine Ohren dieses Verdrusses zu entledigen, bemerkte Fortarrigo von ungefähr etliche Bauern, die in einem Felde an der Straße vor Angiulieri arbeiteten; die schrie er laut an und rief: „Greift ihn! Greift ihn!“ Die Bauern packten einer die Schaufel, der andere den Karst, verlegten Angiulieri in der Meinung, er habe den bestohlen, der ihm im Hemde nachlief, den Weg, hielten ihn an und griffen ihn. Es nützte ihm wenig, daß er sagte, wer er sei und wie sich die Sache verhalte; denn Fortarrigo, der nun herangekommen war, sagte mit zornigem Gesichte: „Ich weiß nicht, warum ich dich nicht umbringe, du niederträchtiger Dieb, wo du mit dem meinigen ausreißt.“ Und wieder zu den Bauern gewandt, sagte er: „Seht, meine Herren, in was für einem Aufzuge er mich in der Herberge zurückgelassen hat, nachdem er vor-

her sein ganzes Hab und Gut verspielt hat! Wohl mag ich sagen, nur durch Gott und euch habe ich das wiederbekommen, und dafür werde ich euch stets verpflichtet sein.“ Angiulieri antwortete zwar, aber seine Worte wurden nicht gehört. Fortarrigo riß ihn mit Hilfe der Bauern vom Pferde herunter, nahm ihm seine Kleider weg, zog sie selber an, stieg zu Pferde und ritt, ohne sich um Anguilieri zu kümmern, den er im Hemde und barfuß zurückließ, nach Siena; und dort erzählte er überall, er habe Pferd und Kleider im Spiele von Angiulieri gewonnen. Angiulieri, der gedacht hatte, zu dem Kardinal als vermögender Mann zu kommen, kehrte arm und im Hemde nach Buonconvento zurück und wagte es vorderhand aus lauter Scham nicht, nach Siena zurückzukehren; nachdem man ihm aber Kleider geborgt hatte, begab er sich auf dem Klepper, den Fortarrigo geritten hatte, zu seinen Vettern nach Corsignano und blieb so lange bei ihnen, bis er eine neue Unterstützung von seinem Vater erhalten hatte. Und so hat die Tücke Fortarrigos den trefflichen Plan Angiulieris zuschanden gemacht, obwohl sie der bei Zeit und Gelegenheit nicht ungestraft gelassen hat.

FÜNFTE GESCHICHTE

Calandrino, der sich in ein junges Mädchen verliebt hat, erhält von Bruno ein Breve, auf dessen Berührung sie ihm folgen muß; von seiner Frau ertappt, muß er sich von ihr hart auskeifen lassen.

ALS die nicht lange Geschichte Neifiles zu Ende war und die Gesellschaft ohne viel Lachen oder Reden darüber hinwegging, wandte sich die Königin zu Fiammetta mit dem Befehle, fortzufahren, und die antwortete heiter, das tue sie gern, und begann: Meine edeln Damen, wie ich glaube, wißt Ihr, daß man von keinem Gegenstande so viel sprechen kann, daß er nicht immer wieder gefiele, wenn der, der davon sprechen will, Zeit und Ort so wählt, wie es der Gegenstand verlangt. Wenn ich darum erwäge, warum wir hier sind, nämlich um uns zu vergnügen und zu unterhalten und wegen nichts anderm, so halte ich dafür, daß hier alles, was uns Vergnügen und Unterhaltung gewähren kann, nach Zeit und Ort für uns paßt; und sei auch schon tausendmal von etwas gesprochen worden, so soll es, wenn es noch ebensooft erwähnt wird, stets nicht anders als zur Heiterkeit stimmen. Obwohl nun unter uns von den Streichen Calandrinos sehr oft gesprochen worden ist, so wage ich es doch in Anbetracht, daß sie, wie kurz vorhin Filostrato gesagt hat, alle vergnüglich sind, Euch noch eine Geschichte von ihm zu erzählen, die ich, wenn ich mich vom wirklichen Sachverhalt entfernen wollte, leicht mit erfundenen Na-

men zu erzählen verstünde oder verstanden hätte; weil aber jede Abweichung von der Wahrheit das Vergnügen der Zuhörer wesentlich vermindert, so werde ich sie Euch nach dem wirklichen Vorgange erzählen, gestützt auf den eben erwähnten Grund.

Ein Landsmann von uns, Niccolò Cornacchini, ein reicher Mann, hatte unter andern auch in Camerata eine schöne Besitzung, und dort ließ er ein ansehnliches, hübsches Haus bauen und ward mit Bruno und Buffalmacco einig, daß sie es ausmalen sollten; die nahmen der vielen Arbeit halber noch Nello und Calandrino dazu und begannen zu arbeiten. Weil nun in dem Hause, obwohl schon eine oder die andere Kammer mit einem Bette und anderer Notdurft versehen war, nur eine alte Magd als eine Art Hüterin des Ganzen wohnte, so daß sonst kein Gesinde dort war, hatte der Sohn des besagten Niccolò, der Filippo hieß und jung und unbeweibt war, die Gewohnheit, manchmal irgendein Frauenzimmer hinzubringen und sie ein oder zwei Tage dortzubehalten, worauf er sie wegschickte. So geschah es nun, daß er eine hinbrachte, Niccolosa mit Namen, die ein schlechter Kerl, der Mangione hieß, in einem Hause in Camaldoli aushielt, um sie fallweise zu vermieten. Sie hatte eine hübsche Gestalt und war gut gekleidet und wußte sich für eine ihresgleichen ziemlich gut zu betragen und gut zu reden. Als die eines Tages zu Mittag, in einem weißen Röckchen und die Haare um den Kopf gewunden, aus ihrer Kammer zu einem Brunnen im Hofe des Hau-

ses ging, um sich Hände und Gesicht zu waschen, geschah es, daß Calandrino gerade Wasser holen sollte, und er grüßte sie freundlich. Sie erwiderte den Gruß und sah ihn eine Weile an, mehr weil er ihr ein sonderbarer Kauz schien, als aus Schelmerei. Calandrino sah sie ebenso an, und weil sie ihm schön schien, machte er sich allerhand zu schaffen und ließ seine Gesellen auf das Wasser warten; da er sie aber nicht kannte, wagte er sie nicht anzureden. Sie, die seine Blicke wohl bemerkt hatte, blickte ihn, um ihn zu ködern, ein paarmal an, wobei sie etliche Seufzerchen ausstieß; darob vernarrte sich Calandrino Knall und Fall in sie und wich auch nicht eher aus dem Hofe, als bis sie von Filippo in die Kammer zurückgerufen wurde. Wieder bei der Arbeit, tat Calandrino nichts sonst als Schnaufen; das wurde Bruno, der ihn stets beobachtete, weil er sich an seinem Gehaben baß ergötzte, gar bald gewahr und er sagte zu ihm: „Was Teufel hast du, Freund Calandrino? Du tust ja nichts sonst als Schnaufen.“ Calandrino sagte zu ihm: „Freund, wenn ich einen Menschen hätte, der mir hülfe, dann stünde es gut mit mir.“ „Wieso?“ sagte Bruno. Calandrino sagte zu ihm: „Eigentlich sollte man davon gar nicht sprechen: aber da unten ist ein Mädchen, die ist schöner als eine Hexe, und sie ist so verliebt in mich, daß du dein Wunder sehn würdest; ich habe es eben bemerkt, als ich um Wasser gegangen bin.“ „O weh,“ sagte Bruno, „gib acht, daß es nicht die Frau Filippos ist.“ Calandrino sagte: „Das wird so sein, weil er sie gerufen hat und

weil sie zu ihm in die Kammer gegangen ist; aber was hätte das zu besagen? In solchen Dingen würde ich mich nicht um Christus scheren, wie denn um Filippo. Ich will dir die Wahrheit sagen, Freund, sie gefällt mir so, daß ichs dir nicht sagen kann.“ Nun sagte Bruno: „Freund, ich werde dirs schon herausbringen, wer sie ist; und ist sie die Frau Filippos, so mache ich deine Sache mit zwei Worten richtig, weil ich sehr gut mit ihr bin. Aber wie machen wirs, daß Buffalmacco nichts davon erfährt? Ich kann nicht mit ihr reden, ohne daß er dabei wäre.“ Calandrino sagte: „Um Buffalmacco kümmere ich mich nicht, aber vor Nello müssen wir uns in acht nehmen; er ist ein Vetter Tessas und würde uns den ganzen Handel verderben.“ Bruno sagte: „Recht hast du.“ Nun wußte Bruno, wer sie war, einmal weil er sie hatte kommen sehn, und dann weil ihms Filippo gesagt hatte. Als daher Calandrino für einen Augenblick von der Arbeit ging, um sie zu sehn, sagte er alles Nello und Buffalmacco, und sie verabredeten sich heimlich miteinander, was sie bei dieser Liebschaft Calandrinos tun wollten. Und als er zurückkam, sagte Bruno leise: „Hast du sie gesehen?“ Calandrino antwortete: „O weh, ja, ich sterbe noch daran.“ Bruno sagte: „Ich will gehn und sehn, ob es die ist, die ich meine; und ist sie's, so laß mich nur machen.“ Bruno ging also hinunter und suchte sie und Filippo auf und erzählte ihnen haarklein, was für ein Mensch Calandrino sei und was er ihm gesagt habe, und verabredete mit ihnen, was

sie beide zu tun und zu sagen hätten, um an dieser Liebschaft Calandrinos ihren Spaß zu haben. Dann ging er zu Calandrino zurück und sagte zu ihm: „Sie ist schon die richtige, und deshalb heißt es gar weislich handeln; denn wenn es Filippo merkte, so könnte uns das ganze Arnowasser nicht reinwaschen. Aber was willst du, daß ich ihr in deinem Namen sage, wenn es sich trifft, daß ich mit ihr sprechen kann?“ Calandrino antwortete: „Gottstreu, du sagst ihr fürs erste und zu allererst, daß ich das gute Zeug, womit man schwängert, scheffelweise für sie habe, und dann, daß ich ihr Bedienter bin und ob sie etwas will; hast du mich verstanden?“ Bruno sagte: „Ja, laß mich nur machen.“ Als sie zur Stunde des Abendessens ihr Tagewerk beendigt hatten und in den Hof hinunterstiegen, trafen sie dort Filippo und Niccolosa, und deswegen hielten sie sich Calandrino zuliebe ein wenig auf. Calandrino ließ keinen Blick von Niccolosa und machte so viel absonderliche Gebärden, daß sie ein Blinder hätte bemerken müssen. Sie wieder tat alles, um ihn recht in die Hitze zu bringen, während Filippo, Buffalmacco und die andern, die sich nach Brunos Anweisung den Anschein gaben, als sprächen sie miteinander und bemerkten nichts davon, ihr schönstes Vergnügen daran hatten. Nach einer Weile verabschiedeten sie sich zum größten Verdrusse Calandrinos; und auf dem Wege nach Florenz sagte Bruno zu Calandrino: „Wahrlich, ich sage dir, sie verzehrt sich um dich, wie Eis an der Sonne; bei Gottes Leichnam, wenn du deine Fiedel

mitnimmst und ihr ein paar von deinen Liebesliedern dazu singst, so springt sie durchs Fenster zu dir herunter." Calandrino sagte: „Meinst du, Freund? meinst du, daß ich sie mitnehmen soll?" „Ja," antwortete Bruno. Calandrino sagte zu ihm: „Du hast mirs heute nicht glauben wollen, als ich dirs gesagt habe; sicherlich, Freund, ich merke, daß ich besser als andere Leute treffe, was ich will. Wer hätte es noch außer mir zuwege gebracht, eine Dame wie sie so schnell verliebt zu machen? Das hätten diese jungen Maulaffen nicht zuwege gebracht, die den ganzen Tag hin und widerlaufen und in tausend Jahren keine drei Handvoll Haselnüsse zusammenbringen! Ich wünschte nur, du sähest mich ein bißchen mit der Fiedel: da sähest du einmal was Rechtes. Merk dirs wohl, daß ich nicht so alt bin, wie ich dir vorkomme, und das hat sie rasch gespürt; sonst aber werde ich sie's spüren lassen, wenn ich sie unter meine Klauen bekomme: beim wahrhaftigen Leichnam Christi, ich werde ihr so aufspielen, daß sie mir nachlaufen soll wie das Kalb der Kuh." „Oh," sagte Bruno, „du wirst sie schon abschnauzeln; und mich dünkt, ich sehe dich, wie du sie mit deinen Gaffelzähnen in das rote Mündchen beißt und in ihre Wangen, die zwei Rosen gleichen, und wie du sie dann mit Haut und Haar auffrißt." Bei diesen Worten meinte Calandrino schon wirklich dabei zu sein und schritt singend und tanzend mit solcher Lust dahin, daß ihm die Haut zu eng wurde. Am andern Tage aber nahm er die Fiedel mit und sang zum

größten Vergnügen der ganzen Gesellschaft mehrere Lieder. Und binnen ganz kurzem kam er durch ihren oftmaligen Anblick in eine solche Erregung, daß er keinen Strich mehr arbeitete, sondern tausendmal des Tages ans Fenster oder zur Tür oder in den Hof lief, um sie zu sehn; listig gab sie ihm nach Brunos Anweisung Anlässe genug. Bruno wieder brachte ihm die Antworten auf seine Botschaften und manchmal auch Botschaften von ihr; wann sie nicht anwesend war, was die meiste Zeit der Fall war, ließ er Briefe von ihr kommen, worin sie ihm große Hoffnungen wegen seines Begehrens machte und ihn wissen ließ, sie sei daheim bei ihren Eltern, so daß er sie jetzt nicht sehen könne. Und auf diese Weise hatten Bruno und Buffalmacco, die nichts versäumten, das größte Vergnügen an Calandrinos Wesen, indem sie sich einmal einen Elfenbeinkamm, dann eine Börse, dann wieder ein Messerlein und mehr derlei Tand geben ließen, als ob seine Dame danach verlangt hätte, während sie ihm wertlose falsche Ringlein dawider brachten, woran Calandrino eine wundersame Freude hatte. Und überdies erhielten sie oft gutes Vesperbrot von ihm und andere kleine Gefälligkeiten, damit sie seine Sache mit allem Eifer betrieben. Als sie ihn nun gute zwei Monate in dieser Weise, ohne mehr zu tun, hingehalten hatten, begann Calandrino Bruno zu treiben und zu drängen, weil er sah, daß sich die Arbeit ihrem Ende näherte, und bedachte, daß er seine Liebe nie zu einem Ziele bringen würde, wenn ihm dies nicht vor

Beendigung der Arbeit gelänge. Als daher das Mädchen wieder einmal gekommen war, sagte Bruno, nachdem er sich früher mit ihr und Filippo verabredet hatte, was zu tun sei, zu Calandrino: „Schau, Freund, diese Frau hat mir wohl tausendmal versprochen, deinen Willen zu tun, und dann tut sie erst nichts und mir scheint fast, daß sie dich bei der Nase herumführt; und darum, weil sie nicht tun will, was sie versprochen hat, werden wir sie, wenn du das willst, zwingen, daß sie es tut, ob sie will oder nicht." Calandrino antwortete: „Ach ja, um Gottes willen, mach das nur rasch!" Bruno sagte: „Hast du das Herz, sie mit einem Breve zu berühren, das ich dir geben werde?" Calandrino sagte: „Ei jawohl." „Also," sagte Bruno, „mach, daß du mir ein Stückchen Jungfernpergament bringst und eine lebendige Fledermaus und drei Körner Weihrauch und eine geweihte Kerze und laß mich machen." Calandrino stand den ganzen Abend auf der Lauer, um eine Fledermaus zu fangen, und als er endlich eine gefangen hatte, brachte er sie mit den andern Sachen Bruno. Der zog sich in eine Kammer zurück und schrieb auf das Pergament allerlei Schnickschnack und Zauberzeichen; dann brachte er ihms und sagte: „Calandrino, wisse, daß sie dir, wenn du sie mit dieser Schrift berührst, unverzüglich folgen wird, und sie wird tun, was du willst. Wenn also Filippo heute ausgeht, so mach dich irgendwie an sie heran und berühre sie und geh dann in den Strohschuppen nebenan, wo der beste Ort dazu ist, weil dort nie-

mand hinkommt; und du wirst sehn, daß sie dir nachkommt: wann sie dann dort ist, so weißt du ja, was du zu tun hast.“ Calandrino war der seligste Mensch von der Welt; er nahm die Schrift und sagte: „Gesell, laß mich nur machen.“ Nello, vor dem sich Calandrino in acht nahm, hatte an der Geschichte denselben Spaß wie die andern und hatte gleicherweise seine Hände im Spiel, um ihn zum Narren zu halten; darum ging er, von Bruno beauftragt, nach Florenz zur Gattin Calandrinos und sagte zu ihr: „Tessa, du weißt, was für Prügel dir Calandrino ohne Grund an dem Tage gegeben hat, wo er vom Mugnone mit den Steinen heimgekommen ist, und darum denke ich, daß du dich rächen sollst, und wenn du das nicht tust, so bin ich fürderhin weder dein Vetter noch dein Freund. Er hat sich dort oben in eine Frau verliebt, und die ist so liederlich, daß sie sich zu often Malen mit ihm einschließt, und eben jetzt haben sie sich wieder zusammen bestellt; und darum will ich, daß du hinkommst und ihn überraschst und ihn dir ordentlich hernimmst.“ Das schien der Frau, als sie es hörte, doch über den Spaß zu gehn, und sie sprang auf und begann zu schreien: „O weh, du gemeiner Schuft, so treibst du's mit mir? Bei Gottes Kreuz, das soll dir nicht hingehn, ohne daß ich dich dafür bezahlte!“ und sie nahm ihren Mantel und ging, von einem Frauenzimmer begleitet, mehr laufend als im Schritt mit Nello hinauf. Als sie Bruno von weitem kommen sah, sagte er zu Filippo: „Schau, unser Freund.“ Darum ging Filippo an die Arbeitsstelle

Calandrinos und der andern und sagte: „Seid fleißig, Meister, ich muß sogleich nach Florenz gehn.“ Und er verließ sie und verbarg sich, so daß er, ohne gesehn zu werden, sehn konnte, was Calandrino treiben werde. Als Calandrino glaubte, Filippo sei schon weit genug weg, ging er in den Hof hinunter, wo er Niccolosa allein antraf, und fing mit ihr zu schwatzen an, und sie, die über ihre Obliegenheiten gehörig unterrichtet war, rückte näher zu ihm und zeigte ihm mehr Freundlichkeit als sonst. Nun berührte sie Calandrino mit der Schrift, und kaum hatte er sie berührt, so lenkte er, ohne ein Wort zu sagen, seine Schritte zu dem Schuppen, und Niccolosa ging hinter ihm her; und als sie drinnen war, schloß sie die Tür, umarmte Calandrino und warf ihn auf das Stroh, das dort lag, und sprang ihm rittlings auf den Leib und stemmte ihre Hände gegen seine Schultern, so daß er ihrem Gesichte nicht nahekommen konnte, und blickte ihn wie verzückt vor Verlangen an und sagte: „O mein süßer Calandrino, Herz meines Leibes, meine Seele, du mein Glück und meine Ruh, wie lange habe ich es ersehnt, dich an meine Brust drücken zu dürfen! Du hast mir mit deiner Anmut den Faden aus dem Hemde gezogen, du hast mir mit deiner Fiedel das Herz bezaubert! Ist es denn möglich, daß ich dich wirklich habe?“ Calandrino, der sich schier nicht rühren konnte, sagte: „Ach, meine süße Seele, laß dich küssen!“ Niccolosa sagte: „Oh, du hast es gar eilig; laß mich dich erst nach Herzenslust anschauen: laß mich meine Augen an deinem

süßen Anblicke sättigen!“ Bruno und Buffalmacco waren zu Filippo gegangen, und alle drei hörten und sahen alles. Calandrino wollte eben Niccolosa dennoch küssen, siehe, da kam Nello mit Monna Tessa daher, und Nello sagte, kaum daß er dort war: „Ich möchte meinen Kopf verwetten, daß sie beieinander sind.“ Und wie sie zur Tür des Schuppens kamen, stieß die Frau in ihrer Wut mit den Händen so fest auf sie los, daß sie aufsprang, und sah, als sie nun eintrat, Niccolosa auf Calandrino. Kaum sah die die Frau, als sie auch schon aufsprang und davonlief. Monna Tessa schlug Calandrino, der sich nicht so rasch erhoben hatte, die Nägel ins Gesicht und zerkratzte es ihm ganz und gar und packte ihn bei den Haaren und riß ihn dahin und dorthin und hob an: „Du niederträchtiger, räudiger Hund, so etwas tust du mir? Du alter Narr, vermaledeit sei all das Gute, was ich dir je gewünscht habe! Glaubst du daheim so wenig zu tun zu haben, daß du anderwärts auf Liebschaften ausgehst? Ein schöner Liebhaber! kennst du dich denn nicht, du Tropf? kennst du dich denn nicht, du Krüppel? Wenn man dich auch ganz ausdrückte, so käme nicht so viel Saft heraus, wie man zu einer Wassersuppe braucht! Gottstreu, dasmal war es nicht Tessa, die dich geschwängert hat, und Gott strafe sie, wer immer sie sei, und sie muß wohl ein ganz schändliches Mensch sein, daß sie Lust hat auf ein solches Kleinod, wie du bist!“ Als Calandrino seine Frau gesehn hatte, war er mehr tot als lebendig gewesen und hatte sich auch nicht ge-

traut, ihr ein Wort zu seiner Verteidigung zu erwidern; als er aber so zerkratzt und ganz zerschunden und zerzaust war, hob er seine Kappe auf und stand auf und begann sie demütig zu bitten, sie solle nicht schreien, wenn sie nicht wolle, daß er in Stücke gehauen werde, weil die, die bei ihm gewesen sei, das Weib des Hausherrn gewesen sei. Die Frau sagte: „Meinetwegen denn! Gott verdamme sie!“ Bruno und Buffalmacco, die mit Filippo und Niccolosa darüber nach Herzenslust gelacht hatten, gingen, wie wenn sie des Lärms halber kämen, hin und gaben, nachdem sie die Frau mit allerlei Geschwätz beruhigt hatten, Calandrino den Rat, nach Florenz zu gehn und nicht mehr herzukommen, damit ihm nicht Filippo, wenn er davon erfahre, etwas zuleide tue. So kehrte Calandrino, ganz zerschunden und ganz zerkratzt, traurig und bekümmert nach Florenz zurück und hatte fürder nicht mehr den Mut, dort hinaufzukommen; Tag und Nacht von dem Gekeife seines Weibes geplagt und gepeinigt, ließ er seine brünstige Liebe fahren, nachdem er seinen Gesellen und Niccolosa und Filippo viel zu lachen gegeben hatte.

SECHSTE GESCHICHTE

Zwei junge Männer herbergen bei einem, und der eine geht zu dessen Tochter liegen, während sich die Mutter unversehens zu dem andern legt. Der, der bei der Tochter gewesen ist, legt sich dann zum Vater und sagt ihm alles in dem Glauben, er sage es seinem Gesellen. Auf den Lärm, der davon entsteht, merkt die Frau ihren Irrtum, steigt zur Tochter ins Bett und stillt von dort aus alles mit einigen gescheiten Worten.

CALANDRINO, der die Gesellschaft schon oft lachen gemacht hatte, tat das auch diesmal; als aber die Damen nichts mehr über seine Streiche sagten, trug die Königin Panfilo auf, zu erzählen, und der sagte: Meine verehrten Damen, der Name des von Calandrino geliebten Mädchens, Niccolosa, hat mir eine Geschichte von einer andern Niccolosa ins Gedächtnis gerufen, und die will ich Euch erzählen, weil Ihr darin sehn werdet, wie die Geistesgegenwart einer trefflichen Frau ein großes Ärgernis beseitigt hat.

In der Ebene des Mugnone lebte, es ist noch nicht lange her, ein biederer Mann, der den Reisenden für ihr Geld zu essen und zu trinken gab; und obwohl er arm war und nur ein kleines Häuschen hatte, beherbergte er doch dann und wann im Notfalle, zwar nicht jedermann, aber doch manchen Bekannten. Der hatte ein sehr schönes Weib zur Frau, von der er zwei Kinder hatte, eine schöne, liebreizende Tochter von fünfzehn oder sechzehn Jahren, die noch

ohne Gatten war, und ein ganz kleines Knäblein, das noch kein Jahr alt war und von der Mutter gestillt wurde. Auf das Mädchen hatte ein anmutiger, hübscher Edelmann in unserer Stadt, der oft in die Gegend kam, ein Auge geworfen und liebte sie heiß. Und sie, die sich nicht wenig darauf zugute tat, daß sie von einem solchen Jüngling geliebt wurde, verliebte sich, indem sie es darauf anlegte, seine Liebe durch freundliche Mienen zu nähren, ebenso in ihn; und zu mehrern Malen schon hätte diese Liebe nach den Wünschen eines jeden von den beiden zu einem Ziele geführt, wenn nicht Pinuccio, so hieß der Jüngling, Scheu getragen hätte, sich und das Mädchen in Schande zu bringen. Da sich aber die Glut von Tag zu Tag steigerte, wurde die Sehnsucht, trotz alledem mit ihr zusammenzukommen, in Pinuccio so mächtig, daß er auf den Gedanken verfiel, unter irgendeinem Vorwande bei ihrem Vater zu herbergen, weil er dadurch, daß ihm alle Gelegenheit des Hauses bekannt war, hoffte, auf diese Weise zu ihr kommen zu können, ohne daß es jemand merkte; und wie ihm das in den Sinn kam, so führte ers auch unverzüglich aus. Er und ein vertrauter Gesell von ihm, Adriano geheißen, der um diese Liebe wußte, nahmen eines Abends zu später Stunde zwei Mietklepper, legten ihnen zwei Felleisen auf, vielleicht voll Stroh, verließen Florenz und kamen auf einem Umwege, als es schon Nacht war, in der Mugnoneebene an; dort machten sie kehrt und ritten, als ob sie auf dem Heimwege von der Romagna wären,

auf das Haus zu und pochten an die Tür des Biedermanns; der öffnete ihnen alsbald, weil er sie beide gut kannte. Pinuccio sagte zu ihm: „Sieh, du mußt uns heute nacht beherbergen; wir glaubten, noch bis Florenz zu kommen, haben uns aber doch nicht so sputen können, daß wir nicht erst so spät, wie du siehst, hierhergekommen wären.“ Der Wirt antwortete: „Du weißt wohl, Pinuccio, wie ich darauf eingerichtet bin, solche Leute, wie ihr seid, zu beherbergen; weil euch aber einmal die Nacht hier überrascht hat und weil euch keine Zeit bleibt, anderswohin zu reiten, so beherberge ich euch gern so gut wie ich kann.“ Die jungen Männer stiegen also ab, traten in die Herberge, versorgten vor allem ihre Klepper und aßen dann mit dem Wirte von dem, was sie mitgebracht hatten, zur Nacht. Nun hatte der Wirt nur eine sehr kleine Kammer, worein er, so gut es sich hatte tun lassen, drei Betten gestellt hatte, zwei an die eine Seite, das dritte gegenüber an die andere, so daß nur so wenig Raum geblieben war, daß man gerade noch dazwischen durchgehn konnte. Von diesen drei Betten ließ der Wirt das am wenigsten schlechte für die beiden Freunde herrichten, und sie legten sich auf sein Geheiß nieder; bald darauf, während noch keiner von ihnen schlief, obwohl sie sich schlafend stellten, hieß der Wirt seine Tochter sich in eins der übrigen legen, und ins andere stieg er mit seiner Frau, und die stellte die Wiege mit ihrem kleinen Kinde an das Bett, wo sie schlief. Als auf diese Weise alles geordnet war und Pinuccio,

dessen Aufmerksamkeit nichts entgangen war, nach einem Weilchen glaubte, es sei nun jedermann eingeschlafen, erhob er sich leise und schlich zu dem Bette, wo sein geliebtes Mädchen lag, und legte sich neben sie; er wurde von ihr, wenn sie es auch nur furchtsam tat, froh empfangen und gab sich nun mit ihr den von beiden vor allem ersehnten Wonnen hin. Pinuccio weilte noch bei dem Mädchen, als es geschah, daß eine Katze etwas umwarf, so daß die Frau, die es hörte, erwachte; in der Besorgnis, es könnte etwas andres sein, stand sie im Finstern, so wie sie war, auf und ging dorthin, woher sie das Geräusch gehört hatte. Adriano, der dessen kein acht hatte, stand von ungefähr eines natürlichen Bedürfnisses halber ebenfalls auf, und weil ihm, als er es abmachen ging, die Wiege, die die Frau hingestellt hatte, im Wege war, so daß er nicht hätte vorbeikönnen, ohne sie wegzuheben, so hob er sie von ihrem Platze weg und stellte sie an das Bett, wo er selber schlief; und als er das, weswegen er aufgestanden war, verrichtet hatte, stieg er wieder in sein Bett, ohne sich weiter um die Wiege zu kümmern. Nachdem die Frau bei ihrem Suchen gefunden hatte, daß es mit dem Gegenstande, der herabgefallen war, nichts auf sich hatte, zündete sie nicht erst ein Licht an, um weiter nachzusehn, sondern kehrte, nicht ohne die Katze ausgescholten zu haben, in die Kammer zurück und ging tappend geradeswegs auf das Bett zu, wo ihr Gatte schlief. Da sie aber die Wiege nicht vorfand, sagte sie bei sich: „Na, ich

dummes Ding, was hätte ich da gemacht! Gottstreu, ich wäre geradeswegs zu meinen Gästen ins Bett gestiegen.“ Und indem sie ein wenig weiterging, fand sie die Wiege und legte sich in das Bett daneben zu Adriano, in der Meinung, sie lege sich zu ihrem Gatten. Als das Adriano, der noch nicht eingeschlafen war, merkte, empfing er sie freundlich und froh und lud ihr Schiffchen, ohne ein Wort zu sagen, mehr als einmal voll zu ihrem größten Vergnügen. Unterdessen bekam Pinuccio Furcht, der Schlaf könnte ihn bei seinem Mädchen überraschen, und weil er die ersehnten Wonnen genossen hatte, erhob er sich von ihrer Seite, um in sein Bett schlafen zu gehn, und als er dort hinkam, glaubte er, weil er die Wiege vorfand, es sei das des Wirtes; darum ging er ein paar Schritte weiter und legte sich zum Wirte, und der erwachte bei seiner Ankunft. In dem Glauben, bei Adriano zu sein, sagte Pinuccio: „Wahrlich, ich sag dirs, es gibt nichts süßeres als Niccolosa: beim Leichnam Gottes, ich habe eine größere Lust empfunden, als je ein Mann bei einem Weibe, und ich sage dir, ich bin sechsmal und öfter in die Stadt gefahren, seitdem ich dich verlassen habe.“ Als der Wirt diese Zeitung, die ihm nicht besonders gut gefiel, hörte, sagte er zuerst bei sich: „Was Teufel macht denn der da?“ dann sagte er, mehr zornig als wohlberaten: „Pinuccio, das ist eine große Schändlichkeit, und ich weiß nicht, warum du mir das getan hast; aber bei Gottes Leichnam, ich werde dich dafür bezahlen!“ als Pinuccio, der nicht gerade

der gescheiteste war, seinen Irrtum gewahr wurde, versuchte er nicht vielleicht, die Sache nach Kräften gutzumachen, sondern sagte: „Womit willst du mich bezahlen? Was kannst du mir tun?“ Die Frau des Wirtes, die bei ihrem Manne zu sein glaubte, sagte zu Adriano: „Hör doch unsere Gäste: sie haben, ich weiß nicht warum, einen Wortwechsel.“ Adriano sagte lachend: „Laß sie machen, Gott strafe sie: sie haben gestern abend zuviel getrunken.“ Die Frau, die es deuchte, sie habe ihren Mann schelten hören, erkannte nun, als sie Adriano sprechen hörte, sofort, wo und bei wem sie gewesen war; drum stand sie, klug genug, kein Wort zu sagen, augenblicklich auf, nahm die Wiege ihres Kindes, trug sie, obwohl es in der Kammer stockfinster war, so gut sie sich zurechtfinden konnte, zu dem Bette, wo ihre Tochter schlief, und legte sich zu ihr; dann rief sie ihren Mann, als ob sie auf seinen Lärm erwacht wäre, und fragte ihn, was er mit Pinuccio habe. Der Mann antwortete: „Hörst du nicht, was er sagt, daß er heute nacht mit Niccolosa getan hat?“ Die Frau sagte: „Das lügt er in seinen Hals: bei Niccolosa hat er nicht gelegen; denn ich habe mich zu ihr gelegt und seither nicht einschlafen können. Und du bist ein Esel, wenn du ihm glaubst. Ihr trinkt abends so viel, daß ihr dann in der Nacht träumt und umhergeht, ohne etwas davon zu wissen, und schließlich wunder was glaubt; es ist nur eine Sünde, daß ihr euch nicht den Hals brecht. Aber was macht Pinuccio dort? Warum bleibt er

nicht in seinem Bette?“ Adriano wieder, der sah, daß die Frau ihre und ihrer Tochter Schande weislich zu verdecken suchte, sagte: „Pinuccio, hundertmal habe ichs dir schon gesagt, daß du nicht umhergehn sollst, weil dir diese Untugend, im Schlafe aufzustehn und das, was du träumst, als Wirklichkeit zu erzählen, noch teuer zu stehn kommen wird: komm wieder her, daß dich Gott schände!“ Als der Wirt hörte, was seine Frau sagte und was Adriano sagte, glaubte er in allem Ernste, daß Pinuccio träume; darum packte er ihn bei der Schulter, rüttelte ihn und rief ihn an und sagte: „Pinuccio, wach auf; geh in dein Bett zurück.“ Pinuccio, der aus diesen Reden das nötige entnommen hatte, begann wie ein Träumender aberwitziges Zeug zu schwatzen, so daß sich der Wirt vor Lachen ausschütten wollte. Endlich aber tat er, als ob er vom Rütteln munter würde, und rief Adriano an und sagte: „Ists denn schon Tag, daß du mich weckst?“ Adriano sagte: „Freilich, komm doch her.“ Schließlich stand Pinuccio, der noch immer den Schlaftrunkenen spielte, von dem Bette des Wirtes auf und ging zu Adriano ins Bett zurück. Und als es Tag war und sie aufgestanden waren, neckte ihn der Wirt lachend wegen seines Träumens. Und so gab ein Scherzwort das andere, bis die zwei Jünglinge ihre Klepper sattelten und, nachdem sie ihre Felleisen aufgepackt und mit dem Wirt einen Trunk getan hatten, zu Pferde stiegen, um nach Florenz zu reiten, nicht wenig zufrieden, wie hübsch und mit was für einem

Erfolge die Sache vor sich gegangen war. Und als sie andere Wege gefunden hatten, traf Pinuccio noch oft mit Niccolosa zusammen, die ihrer Mutter beteuerte, er habe wirklich geträumt. Darum sagte sich die Frau, eingedenk der Umarmungen Adrianos, sie allein sei es, die wach gewesen sei.

SIEBENTE GESCHICHTE

Talano di Molese träumt, ein Wolf zerfleische seiner Frau Hals und Gesicht, und sagt ihr, sie solle sich in acht nehmen; sie tut es nicht und es geschieht.

ALS die Geschichte Panfilos zu Ende war und alle die Geistesgegenwart der Frau gelobt hatten, sagte die Königin zu Pampinea, sie solle die ihrige erzählen, und die begann also: Früher schon, meine liebenswürdigen Damen, haben wir über die Wahrheit der von vielen verachteten Träume gesprochen; trotz all dem darüber gesagten will ich es aber nicht unterlassen, Euch in einer ganz kurzen Geschichte zu erzählen, was, es ist noch nicht lange her, einer Nachbarin von mir zugestoßen ist, weil sie einem sie betreffenden Traume ihres Mannes keinen Glauben geschenkt hat.

Talano di Molese, ein sehr ehrenwerter Mann, ich weiß nicht, ob Ihr ihn gekannt habt, hatte ein junges Mädchen, Margarita mit Namen, gefreit, die überaus schön, aber in einem so außergewöhnlichen Maße eigensinnig, unausstehlich und widerspenstig war, daß sie niemand etwas nach seinem Sinne tat

und niemand etwas nach ihrem tun konnte; obwohl das für Talano hart zu ertragen war, schickte er sich doch darein, weil ers nicht ändern konnte. Nun geschah es eines Nachts, als Talano mit seiner Margarita auf einem Landgute von ihm war, daß er im Schlafe träumte, er sehe die Frau durch ein ihnen gehöriges schönes Gehölz gehn, das nicht weit von ihrem Hause war; und während er sie so gehn sah, so deuchte es ihn, daß hinter den Bäumen ein großer, wütender Wolf hervorkomme, ihr unverzüglich an den Hals springe, sie niederreiße und die um Hilfe schreiende wegzuschleppen versuche, und dann war ihm, als sei sie seinem Rachen nur mit zerfleischtem Halse und Gesichte entkommen. Am Morgen nach dem Aufstehn sagte er zu seinem Weibe: „Obgleich mir dein Starrsinn nie auch nur einen guten Tag mit dir vergönnt hat, täte es mir doch leid, wenn dir ein Unglück zustieße; und darum verlaß du heute, wenn du meinem Rate glauben willst, das Haus nicht." Und auf ihre Frage, warum, erzählte er ihr seinen Traum. Den Kopf schüttelnd, sagte die Frau: „Wer dir ein Unglück wünscht, träumt dir ein Unglück: du tust, als wärest du weiß Gott wie besorgt um mich, dabei aber träumst du, was du gern sähest; und sicherlich, heute und alle Zeit werde ich mich in acht nehmen, dir weder durch dieses noch durch ein andres Unglück von mir eine Freude zu machen." Nun sagte Talano: „Ich habe es ja gewußt, daß du so sprechen wirst, denn das ist der Dank, den man erhält, wenn man einen Grindkopf kämmt; aber

glaube, was du willst, ich sage es dir zum guten und rate dir noch einmal, bleib heute zu Hause oder geh wenigstens nicht in unser Holz.“ Die Frau sagte: „Gut, ich wills tun.“ Und dann sagte sie zu sich selber: „Hast du gemerkt, wie tückisch er dich erschreckt zu haben glaubt, damit du heute nicht ins Holz gingest? Sicherlich hat er dort ein Stelldichein mit irgendeinem schlechten Mensch und will nicht, daß ich ihn dabei ertappe! Freilich, er hätte leicht essen, wenn er mit Blinden zu Tische säße, und ich wäre ein dummes Ding, wenn ich ihn nicht kennte und ihm traute! Aber wahrlich, das soll ihm nicht gelingen, und ich muß sehn, und sollte ich den ganzen Tag draußen bleiben, was das für ein Handel ist, den er vorhat.“ Da der Mann unterdessen das Haus verlassen hatte, verließ sie es auf der andern Seite und ging, so heimlich wie sie nur konnte, ohne jeden Verzug in das Gehölz, und dort verbarg sie sich im dichtesten Laube und schaute lauschend nach allen Seiten aus, ob sie jemand kommen sehe. Und während sie so, ohne an einen Wolf zu denken, lauerte, da brach plötzlich aus einem Dickicht neben ihr ein großer, schrecklicher Wolf, und sie hatte kaum noch so viel Zeit, um „Gott, steh mir bei!“ zu sagen, als er ihr auch schon an den Hals fuhr und sie packte und mit ihr, als ob sie ein Lämmlein gewesen wäre, davonlief. Sie konnte weder schreien, so eng hatte er sie bei der Kehle, noch sich sonst auf eine Art helfen, und darum hätte sie der Wolf bei dem Davonschleppen zweifellos erwürgt,

wenn er nicht auf etliche Hirten gestoßen wäre, die ihn durch ihr Schreien zwangen, sie fallen zu lassen; und die Hirten erkannten die Arme und trugen sie nach Hause, und dort wurde sie von den Ärzten nach langen Bemühungen geheilt, aber nicht so, daß ihr nicht der ganze Hals und ein Teil des Gesichtes auf eine solche Weise entstellt geblieben wäre, daß sie, die früher so schön gewesen war, nunmehr über die Maßen häßlich und verunstaltet aussah. Daher scheute sie sich fortan, an Orten zu erscheinen, wo man sie hätte sehn können, und beklagte zu often Malen bitter, daß sie, wo es sie doch nichts gekostet hätte, dem wahren Traume ihres Mannes aus Starrsinn keinen Glauben geschenkt hatte.

ACHTE GESCHICHTE

Ciacco, der von Biondello mit einem Mittagessen hineingelegt worden ist, rächt sich dafür in schlauer Weise, indem er ihm eine tüchtige Tracht Prügel verschafft.

ALLGEMEIN sagte jeder von der fröhlichen Gesellschaft, daß das, was Talano im Schlaf gesehen habe, kein Traum, sondern ein Gesicht gewesen sei, weil es genau so, ohne daß das geringste davon gefehlt hätte, eingetroffen sei. Als aber alle schwiegen, befahl die Königin Lauretta fortzufahren, und die sagte: So wie die, meine klugen Damen, die vor mir erzählt haben, von irgendeinem schon besprochenen Gegenstande zu ihrer Geschichte angeregt worden sind, so werde ich durch die harte Rache

des Scholaren, wovon uns gestern Pampinea erzählt hat, angeregt, Euch von einer andern Rache zu erzählen, die dem, der sie erlitten hat, schwer genug war, obwohl sie nicht gar so grausam war. Ich sage also,

Daß in Florenz einer war, der von allen Ciacco genannt wurde, ein Leckermaul, wie es kein zweites je gegeben hat. Und weil sein Vermögen die Ausgaben nicht litt, die seine Leckerei erfordert hätte, so verlegte er sich als ein im übrigen gesitteter Mann, der voll hübscher und lustiger Einfälle steckte, darauf, zwar nicht den Gesellschafter, aber den Schalk abzugeben und den Verkehr mit reichen Leuten zu suchen, die etwas auf ein gutes Essen hielten; und zu diesen ging er häufig sowohl zum Mittagmahle als auch zum Abendessen, ohne daß er jedesmal dazu gebeten gewesen wäre. Ebenso war damals einer in Florenz, der Biondello genannt wurde, ein kleines Kerlchen, zierlicher als eine Fliege und stets geschniegelt mit der Mütze auf dem Kopfe und seiner blonden Mähne, an der kein Härlein krumm liegen durfte, und der betrieb dasselbe Gewerbe wie Ciacco. Als nun Biondello eines Morgens in der Fastenzeit auf den Fischmarkt gegangen war und dort zwei prächtige Lampreten für Messer Vieri de'Cerchi kaufte, sah ihn Ciacco; der trat sofort auf ihn zu und sagte: „Was soll das bedeuten?“ Biondello antwortete ihm: „Messer Corso Donati hat gestern abend drei viel schönere als die und einen Stör geschickt bekommen; weil sie aber zur Bewirtung der und der Edelleute

nicht ausreichen, hat er mich noch diese zwei kaufen geschickt. Kommst du nicht hin?“ Ciacco antwortete: „Selbstverständlich komme ich hin.“ Und als es ihm an der Zeit schien, ging er zu Messer Corso und traf ihn in Gesellschaft einiger Nachbarn noch vor dem Essen. Auf dessen Frage, was er wolle, antwortete er: „Messer, ich komme mit Euch und Euern Gästen essen.“ Messer Corso sagte zu ihm: „Du bist willkommen; gehn wir, es ist Zeit.“ Sie setzten sich also zu Tische, und da gab es zuerst Erbsen und eingesalzenen Tunfisch und dann gebratene Arnofische und dann nichts mehr. Ciacco, der sich nicht wenig ärgerte, als er merkte, daß ihn Biondello gefoppt hatte, nahm sich vor, ihn dafür zu bezahlen; und es dauerte nicht viele Tage, so begegnete er Biondello, der schon viele über diesen Streich lachen gemacht hatte. Biondello begrüßte ihn, als er ihn sah, und fragte ihn, wie ihm die Lampreten Messer Corsos geschmeckt hätten, und Ciacco gab ihm zur Antwort: „Bevor noch acht Tage um sind, wirst du das besser zu sagen wissen als ich.“ Und ohne die Sache auf die lange Bank zu schieben, ging er von Biondello weg, dang einen abgefeimten Tagdieb, gab ihm eine gläserne Flasche, führte ihn zur Halle der Cavicciuli, zeigte ihm dort einen Ritter, Messer Filippo Argenti geheißen, der ein großer, stämmiger und kräftiger Mann, dazu auffahrend, jähzornig und reizbar wie kein anderer war, und sagte zu ihm: „Zu dem gehst du mit der Flasche da in der Hand und sagst also: ‚Messer, Biondello

schickt mich zu Euch und bittet Euch, Ihr möget es Euch gefallen lassen, ihm diese Flasche mit Eurem Wein rubinrot zu färben, weil er sich mit seinen Lustknaben ergötzen will.‘ Und nimm dich in acht, daß er dich nicht beim Kragen erwischt, denn er würde dich übel zurichten, und mir hättest du den ganzen Handel verdorben.“ Der Tagdieb sagte: „Habe ich sonst noch etwas zu sagen?“ Ciacco sagte: „Nein, geh nur; und wenn du das gesagt hast, so komm mit der Flasche wieder zu mir, und ich werde dich bezahlen.“ Der Tagdieb ging also hin und richtete Messer Filippo die Botschaft aus. Als sie Messer Filippo, der sowieso nur wenig brauchte, um aufzubrausen, hörte, schoß ihm, weil er meinte, Biondello, den er kannte, wolle ihn aufziehen, das Blut ins Gesicht, und mit den Worten: „Was soll das rubinrot färben und was sind das für Lustknaben?“ sprang er auf und wollte den Tagdieb packen; der aber, der auf seiner Hut war, war schnell und nahm Reißaus und kam von einer andern Seite zu Ciacco zurück, der alles gesehn hatte, und sagte ihm, was Messer Filippo gesagt hatte. Befriedigt bezahlte ihn Ciacco; und nun ruhte er nicht, bis er Biondello gefunden hatte, und er sagte zu ihm: „Bist du jetzt in der Halle der Cavicciuli gewesen?“ Biondello antwortete: „Keineswegs; warum fragst du mich?“ Ciacco sagte: „Darum, weil ich dir sagen kann, daß dich Messer Filippo suchen läßt; ich weiß nicht, was er will.“ Nun sagte Biondello: „Gut, ich gehe hin und werde mit ihm reden.“ Als Biondello gegangen

war, ging ihm Ciacco nach, um zu sehn, wie die Sache verlaufen werde. Messer Filippo war, nachdem er dem Tagdieb vergeblich nachgesetzt hatte, furchtbar grimmig und würgte an seinem Zorne, weil er aus den Worten des Tagdiebs keinen andern Sinn herausbekommen konnte, als daß ihn Biondello auf Anstiften von irgend jemand habe zum Narren halten wollen. Und wie er so an seinem Zorne würgte, kam Biondello daher. Kaum sah er ihn, so sprang er auch schon los auf ihn und versetzte ihm einen mächtigen Schlag ins Gesicht. „O weh, Messer," sagte Biondello, „was ist das?" Messer Filippo packte ihn bei den Haaren und zerriß ihm die Kappe auf dem Kopfe und warf ihm den Mantel auf die Erde und schrie, indem er ihms tüchtig gab: „Du Schuft, du wirst es schon sehn, was das ist! Was hast du mir von rubinrot färben und von Lustknaben sagen zu lassen? Glaubst du, ich bin ein Kind, das du foppen kannst?" Und bei diesen Worten zerschlug er ihm das ganze Gesicht mit seinen Fäusten, die wie Eisen waren, und ließ ihm kein Haar auf dem Kopfe unzerzaust und wälzte ihn durch den Kot und zerfetzte ihm alle Kleider am Leibe; und so eifrig war er bei der Sache, daß Biondello nach dem ersten Worte keins mehr sagen oder um den Grund fragen konnte. Das von dem rubinrot färben und von den Lustknaben hatte er wohl gehört, aber er wußte nicht, was es zu bedeuten habe. Als ihn endlich Messer Filippo windelweich geprügelt hatte, wurde er, zerzaust und

übel zugerichtet, wie er war, von den Leuten, die in großer Zahl zusammengelaufen waren, mit der größten Mühe der Welt befreit; und sie sagten ihm, warum ihm das Messer Filippo getan hatte, indem sie ihn ausschalten, daß er ihm so eine Botschaft geschickt habe, und sagten, er hätte doch Messer Filippo schon kennen müssen, daß er kein Mann sei, mit dem sich spaßen ließe. Weinend entschuldigte sich Biondello und sagte, daß er niemals zu Messer Filippo um Wein geschickt habe. Nachdem er sich wieder ein wenig in Ordnung gebracht hatte, ging er traurig und betrübt heim, überzeugt, daß das ein Werk Ciaccos gewesen sei. Und als er viele Tage nachher, als sich die blauen Flecken aus seinem Gesichte verloren hatten, wieder auszugehn anfing, geschah es, daß ihn Ciacco traf, und der fragte ihn grinsend: „Biondello, wie hat dir der Wein Messer Filippos geschmeckt?“ Biondello antwortete: „Ich wollte, die Lampreten Messer Corsos hätten dir ebenso geschmeckt!“ Nun sagte Ciacco: „Jetzt steht es bei dir: wenn du mir wieder so gut zu essen geben willst wie damals, so werde ich dir wieder ebenso gut zu trinken geben.“ Biondello, der einsah, daß es leichter war, Ciacco etwas Böses zu wünschen als anzutun, bat Gott, ihn in Frieden leben zu lassen, und hütete sich fortan, ihn noch einmal zum Narren zu halten.

NEUNTE GESCHICHTE

Zwei junge Männer fragen Salomo um Rat, der eine was er tun solle, um geliebt zu werden, der andere, wie er seine widerspenstige Frau zähmen könne; dem einen antwortet er, er solle selber lieben, dem andern, er solle zur Gänsebrücke gehn.

WENN die Königin Dioneos Vorrecht erhalten wollte, so war sie die einzige, die noch zu erzählen hatte; nachdem daher die Damen über den armen Biondello herzlich gelacht hatten, begann sie heiter also zu sprechen: Meine liebenswürdigen Damen, wenn man die Ordnung der Dinge mit gesundem Sinne betrachtet, erkennt man gar leichtlich, daß die gesamte Menge aller Frauen durch Natur, Brauch und Gesetz den Männern unterworfen ist und sich nach deren Wohlmeinung zu betragen und zu benehmen hat; und will daher eine mit dem Manne, dem sie angehört, in Friede und Ruhe leben, so muß sie demütig, geduldig und gehorsam sein, über alles aber die Ehrbarkeit bewahren, weil die der höchste und eigentliche Schatz eines jeden Weibes ist. Und wenn uns das nicht schon die Gesetze, die in allen Stücken das gemeine Wohl bezwecken, ebenso lehrten wie Brauch oder Sitte, wenn wirs so nennen wollen, deren Macht gar groß und ehrwürdig ist, würde es uns doch deutlich genug die Natur zeigen, die uns einen zarten, schwachen Körper, eine schüchterne, furchtsame Seele, eine sanfte Stimme und eine linde Bewegung der Glieder ge-

geben hat, lauter Dinge, die bezeugen, daß wir einer fremden Leitung bedürfen. Und wer des Schutzes und der Leitung bedarf, der soll, so will es alle Vernunft, seinem Leiter gehorsam und untertan und ehrerbietig sein. Und wer sollen unsere Leiter und Beschützer sein, wenn nicht die Männer? Also müssen wir die Männer hoch ehren und ihnen unterwürfig sein; und die, die davon abgeht, verdient nach meiner Meinung nicht nur harten Tadel, sondern auch strenge Züchtigung. Und zu dieser Betrachtung, die ich übrigens schon oft angestellt habe, hat mich kurz vorhin Pampineas Erzählung von dem widerspenstigen Weibe Talanos geführt, der Gott die Züchtigung geschickt hat, die ihr der Mann nicht zu geben wußte; und weil meinem Urteile nach, wie ich schon gesagt habe, schwere und strenge Züchtigung alle die verdienen, die sich von ihrer ihnen von der Natur, dem Brauche und den Gesetzen vorgeschriebenen Pflicht, gefügig, gutmütig und nachgiebig zu sein, entfernen, so will ich Euch von einem Ratschlage Salomos erzählen, der eine treffliche Arznei enthält, alle derartigen Frauen von ihrem Übel zu heilen. Das darf aber keine, die eine solche Arznei nicht braucht, auf sich beziehen, etwa so, wie die Männer das Sprichwort im Munde führen: Ein gutes Pferd braucht ebenso den Sporn wie ein schlechtes, und eine gute Frau braucht ebenso den Stock wie eine schlechte. Wer dieses Wort scherzhaft auslegen wollte, dem würden alle Frauen gern zugestehn, daß es wahr ist; aber selbst bei einer

ernsten Auffassung muß es, sage ich, zugestanden werden. Von Natur aus sind die Frauen willenlos und schwach, und für die, die sich über die ihnen gesetzte Grenze hinausgehn lassen, gehört der Stock, um sie zu strafen; und um die Tugend derer zu unterstützen, die sich nicht fortreißen lassen, gehört der Stock, daß er sie unterstütze und abschrecke. Indem ich aber jetzt das Predigen lasse und zu dem komme, was ich zu sagen im Sinne habe, sage ich Euch,

Daß damals, als der erhabene Ruf der wunderbaren Weisheit Salomos die ganze Welt durchlief ebenso wie der Ruf seiner Bereitwilligkeit, diese Weisheit vor jedermann, der sich darüber durch die Erfahrung Gewißheit verschaffen wollte, zu zeigen, aus den verschiedenen Teilen der Welt viele zu ihm eilten, um sich bei ihm in ihren wichtigsten und schwierigsten Angelegenheiten Rats zu erholen; und wie die andern, die sich zu ihm begaben, verließ auch ein junger, reicher Edelmann, dessen Name Melissus war, die Stadt Lajassa, wo er geboren war und wohnte. Und auf seinem Ritte gegen Jerusalem geschah es, daß er, als er Antiochia verlassen hatte, mit einem andern Jüngling, Joseph genannt, der denselben Weg hatte wie er, ein Stück zusammen ritt und, wie es Brauch der Reisenden ist, mit ihm ins Gespräch kam. Nachdem er von Joseph dessen Stand und Heimat erfahren hatte, fragte er ihn, wohin er reise und warum; Joseph sagte ihm, er reise zu Salomo, um von ihm einen Rat zu erhalten, wie er sich

mit seiner Frau verhalten solle, die widerspenstiger und bösartiger sei als jede andere, so daß er sie weder durch Bitten noch durch Liebkosungen noch auf sonst eine Art von ihrer Widerspenstigkeit abbringen könne. Und hierauf fragte Joseph ebenso ihn, woher er sei und wohin er reise und warum, und Melissus antwortete: „Ich bin von Lajassa, und so wie du deine Not hast, so habe ich die meinige: Ich bin ein reicher junger Mann und gebe mein Geld aus, um offenen Tisch zu halten und meine Mitbürger zu ehren, und es ist ein unerhörtes und absonderliches Ding, daß ich samt alledem keinen Menschen finden kann, der mir wohlwollte; und darum gehe ich dorthin, wo du hingehst, um einen Rat zu erhalten, wie ich es bewerkstelligen kann, daß ich geliebt werde.“ Die beiden Gesellen ritten miteinander weiter und wurden, als sie in Jerusalem eingetroffen waren, von einem seiner Hofleute empfangen und zu Salomo geleitet; und Melissus sagte ihm in kurzen Worten sein Anliegen. Salomo antwortete ihm: „Liebe.“ Und nach diesem Worte wurde Melissus hinausgeführt, und Joseph sagte, warum er da sei. Ihm antwortete Salomo nichts sonst als: „Geh zur Gänsebrücke.“ Und nach diesen Worten wurde Joseph ebenso entlassen; er fand Melissus auf ihn warten und sagte ihm, was er für eine Antwort erhalten hatte. Da die beiden trotz allem Nachdenken über die Bedeutung dieser Worte keine Nutzanwendung auf ihre Angelegenheiten ziehen konnten, hielten sie sich schier für verhöhnt und

machten sich auf den Heimweg. Nach einer Reise von etlichen Tagen kamen sie an einen Fluß, über den eine schöne Brücke führte; und weil eben eine große Karawane von beladenen Maultieren und Pferden darüberzog, mußten sie so lange verziehen, bis die drüben waren. Es waren schon fast alle Tiere am andern Ufer, als von ungefähr ein Maulesel, der, wie wir das häufig sehn, scheu wurde, auf keine Weise von der Stelle wollte; da nahm der Treiber einen Stecken und fing ihn zuerst ganz gelinde zu schlagen an. Aber der Esel sprang bald dorthin, bald dahin, jetzt in die Quere und dann nach rückwärts und wollte durchaus nicht weiter: über die Maßen erbost, begann ihn der Treiber jämmerlich zu prügeln, auf den Kopf und in die Weichen und auf den Rücken; aber alles war umsonst. Daraufhin sagten Melissus und Joseph, die das beobachteten, oftmals zu dem Treiber: „Du Elender, was machst du da? Willst du ihn erschlagen? Warum versuchst du ihn nicht mit Güte und Sanftmut zu führen? So ginge er viel eher als bei den Prügeln, die du ihm gibst.“ Der Treiber antwortete: „Ihr kennt Euere Pferde und ich kenne meinen Esel; laßt mich machen mit ihm.“ Und nach diesen Worten fing er ihn wieder zu prügeln an und gab ihms so tüchtig, daß der Esel vorwärts ging und er also seinen Willen durchsetzte. Als die zwei Jünglinge im Begriffe waren weiterzureiten, fragte Joseph einen Mann, der an der Brücke saß, wie sie heiße, und der Mann antwortete: „Herr, sie heißt Gänsebrücke.“ Nun erinnerte sich Joseph

der Worte Salomos und sagte zu Melissus: „Nun sage ich dir, Gesell, daß der Rat, den mir Salomo gegeben hat, gut und wahr sein kann; denn ich sehe nun deutlich ein, daß ich meine Frau nicht zu schlagen wußte, aber dieser Treiber hat mir gezeigt, was ich zu tun habe.“ Nachdem sie von dort in einigen Tagen nach Antiochia gekommen waren, behielt Joseph Melissus bei sich, damit er ein paar Tage raste; von seiner Frau nicht gerade festlich empfangen, sagte er ihr, sie solle das Abendessen so zubereiten lassen, wie es Melissus angeben werde: weil der sah, daß es Josephs Willen war, entledigte er sich dessen mit wenigen Worten. Nach ihrer alten Gewohnheit tat aber die Frau nicht das, was ihr Melissus angegeben hatte, sondern schier das gerade Gegenteil; als das Joseph sah, sagte er erzürnt: „Ist dir nicht gesagt worden, wie du das Essen zubereiten lassen sollst?“ Die Frau drehte sich hochmütig um und sagte: „Was soll das heißen? Warum ißt du nicht, wenn du essen willst? Hat man mirs anders gesagt, so hats mir so gepaßt: ists dir recht, gut; wenn nicht, so laß es stehn.“ Melissus verwunderte sich über die Antwort der Frau und hielt mit seinem Tadel nicht zurück. Aber Joseph, der das hörte, sagte: „Frau, noch immer bist du in deinem alten Wesen; aber glaube mir, ich werde dich schon anders machen.“ Und zu Melissus gewandt sagte er: „Freund, jetzt werden wir bald sehn, wie der Rat Salomos ist; ich bitte dich aber, laß es dir nicht leid sein zuzusehn und denke, daß es ein Spiel ist, was

ich machen will. Und damit du mich nicht hinderst, so erinnere dich der Antwort, die uns der Maultiertreiber gegeben hat, als uns sein Esel dauerte." Melissus sagte zu ihm: „Ich bin in deinem Hause und gedenke daher nicht, dir in deinem Willen zuwider zu sein." Joseph ging, nachdem er einen runden Stock von einer jungen Eiche geholt hatte, in die Kammer, wohin die Frau, die aus Wut vom Tische aufgestanden war, gegangen war, packte sie bei den Flechten, riß sie nieder und begann sie mit dem Stocke grimmig zu prügeln. Die Frau verlegte sich zuerst aufs Schreien und dann aufs Drohen; da sie aber sah, daß Joseph trotz alledem nicht abließ, begann sie, ganz zerbleut, um Gottes willen um Gnade zu bitten, daß er sie nicht erschlage, indem sie mehr als einmal sagte, sie wolle nimmer von seinem Willen weichen. Bei alledem hörte Joseph nicht auf, sondern schlug sie mit immer heftigern Streichen in die Seiten, auf die Hüften und über die Schultern, prügelte sie windelweich und ließ nicht früher ab von ihr, als bis er zu müde war; und kurzum, der Frau blieb kein Knochen oder sonst etwas heil im Leibe. Und hierauf ging er zu Melissus und sagte zu ihm: „Morgen werden wir sehn, wie sich der Rat ‚Geh zur Gänsebrücke' bewährt hat;" und nachdem er ein wenig geruht und sich die Hände gewaschen hatte, aß er mit Melissus, und als es an der Zeit war, gingen sie zur Ruhe. Die arme Frau erhob sich mühselig vom Boden, legte sich ins Bett und ruhte sich dort aus, so gut es ging; am nächsten Morgen stand sie

gar zeitlich auf und ließ Joseph fragen, was für ein Frühstück er wolle, daß bereitet werde. Er lachte darüber mit Melissus und gab ihr Bescheid; und als sie zur Zeit hingingen, fanden sie alles ordnungsgemäß besorgt: deswegen lobten sie Salomos Rat, den sie zuerst mißverstanden hatten, höchlich. Nach einigen Tagen beurlaubte sich Melissus von Joseph und kehrte heim; und er sagte einem weisen Manne, was für einen Rat er von Salomo erhalten hatte. Der sagte zu ihm: „Er hätte dir keinen wahrern und bessern Rat geben können. Du weißt, daß du niemand liebst, und die Ehren und Dienste, die du den Leuten erweist, erweist du ihnen nicht aus Liebe zu ihnen, sondern um großzutun. Liebe also, wie dir Salomo gesagt hat, und du wirst geliebt werden." So ist also die Widerspenstige gezähmt worden, und als der Jüngling liebte, wurde er geliebt.

ZEHNTE GESCHICHTE

Don Gianni stellt auf Anliegen Gevatter Pietros eine Beschwörung an, um dessen Frau in eine Stute zu verwandeln; als er aber darangeht, ihr den Schwanz anzusetzen, verdirbt Pietro die ganze Beschwörung, indem er sagt, er wolle keinen Schwanz.

DIE Geschichte der Königin hatte den Damen etwas zu murmeln und den jungen Männern etwas zu lachen gegeben; als sie aber aufhörten, begann Dioneo also zu sprechen: Meine anmutigen Damen, inmitten vieler weißer Tauben hebt ein

schwarzer Rabe ihre Schönheit mehr hervor, als es etwa ein weißer Schwan täte; und so vermehrt dann und wann unter vielen Weisen ein weniger Weiser nicht allein den Glanz und die Schönheit ihres gereiften Geistes, sondern auch das Vergnügen und die Lust. Darum müßt Ihr als kluge und sittsame Damen mich, der ich eher töricht als gescheit bin, um so höher schätzen, je mehr ich durch meinen Mangel Euere Vollkommenheit in helleres Licht setze, anstatt sie durch meinen eigenen Wert zu verdunkeln; und in Verfolgung dieses Grundes müßt Ihr mir, damit ich mich zeigen kann, wie ich bin, ein weiteres Feld einräumen und, was ich erzählen will, mit geduldigerm Mute anhören, als wenn ich weniger töricht wäre. Ich werde Euch also eine nicht allzu lange Geschichte erzählen, woraus Ihr ersehn werdet, wie treulich die Vorschriften derer, die etwas durch die Kraft von Beschwörungen ins Werk setzen wollen, beobachtet werden sollen und wie der kleinste Verstoß, der dabei begangen wird, alles verdirbt, was der Beschwörende gemacht hat.

Vor ein paar Jahren war in Barletta ein Priester, Don Gianni di Barolo genannt, der, weil er eine arme Pfarre hatte, um seinen Unterhalt zu beschaffen, anfing, mit einer beladenen Stute hier und dort die apulischen Märkte zu besuchen und Waren zu kaufen und zu verkaufen. Dabei kam er in vertrauten Umgang mit einem, der sich Pietro da Tresanti nannte und dasselbe Gewerbe mit einem Esel betrieb, und diesen Pietro nannte er zum Zeichen seiner Ge-

wogenheit und Freundschaft nach apulischer Sitte nicht anders als Gevatter Pietro; und sooft der nach Barletta kam, führte er ihn in sein Pfarrhaus und beherbergte ihn dort und erwies ihm alle möglichen Aufmerksamkeiten. Gevatter Pietro wieder, der ein armer Mann war und in Tresanti nur ein so kleines Häuschen hatte, daß es kaum für ihn und sein hübsches junges Weib und seinen Esel genügte, führte Don Gianni jedesmal, wann der in Tresanti war, in sein Häuschen und bezeigte sich gegen ihn so aufmerksam, wie er nur konnte, zur Vergeltung der Aufmerksamkeiten, die ihm in Barletta zuteil wurden. Was aber die Beherbergung betraf, so konnte ihn Gevatter Pietro, der nur ein kleines Bett hatte, wo er mit seinem hübschen Weibe schlief, nicht so ehrlich halten, wie er hätte wollen, sondern Don Gianni mußte, nachdem er seine Stute in einem Ställchen neben dem Esel eingestellt hatte, mit ein wenig Stroh neben ihr vorliebnehmen. Die Frau, die wußte, was für Aufmerksamkeiten der Priester ihrem Manne in Barletta erwies, hatte mehrere Male, wann der Priester gekommen war, zu einer Nachbarin, die Zita Garapresa di Giudice Leo hieß, schlafen gehn wollen, damit er bei ihrem Manne im Bette schlafen könne, und hatte das dem Priester zu often Malen gesagt, aber er hatte das nie annehmen wollen; und als sie's ihm wieder einmal anbot, sagte er: „Gevatterin Gemmata, mach dir meinethalben keine Sorgen, denn mir gehts sehr gut; wann es mir beliebt, verwandle ich meine Stute in ein hübsches Mägdlein

und unterhalte mich mit ihr, und wann ich dann will, verwandle ich sie wieder in die Stute, und darum trenne ich mich nicht von ihr.“ Die junge Frau verwunderte sich und glaubte es und sagte es ihrem Manne und fügte bei: „Wenn er dir wirklich so Freund ist, wie du sagst, warum läßt du dich nicht diese Beschwörung lehren? Da könntest du eine Stute aus mir machen und dein Geschäft mit dem Esel und mit der Stute betreiben, und wir würden noch einmal so viel einnehmen, und wann wir dann nach Hause kämen, könntest du mich wieder zu einem Weibe machen, wie ich bin.“ Gevatter Pietro, der eher ein Dummkopf war als etwas andres, glaubte alles und ging auf ihren Vorschlag ein und drang nun, so gut ers nur verstand, in Don Gianni, er solle ihn das lehren. Don Gianni gab sich alle Mühe, ihm diese Dummheit auszureden; da es ihm aber nicht gelang, sagte er endlich: „Weil ihrs denn durchaus wollt, so werden wir morgen, so wie wirs im Brauche haben, vor Tag aufstehn, und ich werde euchs zeigen, wie es gemacht wird. Das Schwierigste dabei aber ist wahrhaftig, den Schwanz anzusetzen, wie du sehn wirst.“ Gevatter Pietro und Gevatterin Gemmata, die vor lauter Ungeduld kaum ein Auge zugemacht hatten, standen, als es Tag werden wollte, auf und riefen Don Gianni, und der kam im Hemde, wie er aufgestanden war, in die Kammer Gevatter Pietros und sagte: „Auf der ganzen Welt weiß ich niemand sonst, dem ich das täte, als euch, und darum, weil ihrs denn durchaus wollt, werde ichs tun; aber da-

bei müßt ihr wahrlich alles tun, was ich euch sage, wenn ihr wollt, daß es einen Erfolg habe.“ Sie sagten, sie würden alles tun, was er sage. Don Gianni nahm also ein Licht, gab es Gevatter Pietro in die Hand und sagte: „Gib gut acht, wie ich es mache, und behalte genau im Gedächtnis, was ich sage, und hüte dich, wenn du nicht alles verderben willst, ein einziges Wörtlein zu sprechen, was du auch hörst und siehst; und bitte Gott, daß sich der Schwanz leicht ansetzen lasse.“ Gevatter Pietro nahm das Licht und sagte, er werde es schon gut machen. Nun ließ Don Gianni die Gevatterin Gemmata sich splitternackt ausziehn und sich auf Händen und Füßen hinstellen, wie die Stuten stehn, indem er sie gleicherweise unterwies, kein Wort zu reden, was auch geschehe; und dann begann er ihr mit den Händen über das Gesicht und den Kopf zu streichen und zu sagen: „Das sei ein schöner Stutenkopf,“ und über die Haare streichend: „Das sei eine schöne Stutenmähne,“ und über die Arme: „Das seien schöne Stutenbeine und Stutenfüße,“ und als er dann über die Brust strich und sie fest und rund fand, erwachte einer, den niemand angerufen hatte, und stand auf, aber er sagte: „Das sei eine schöne Stutenbrust,“ und so machte ers mit dem Rücken und dem Bauche und dem Kreuze und den Lenden und den Beinen. Und zuletzt, als ihm nichts mehr sonst zu machen übrigblieb als der Schwanz, hob er das Hemd und nahm den Nagel, womit er die Menschen pflanzte, und führte ihn hurtig in die Furche, die

dazu bestimmt ist, und sagte: „Das sei ein schöner Stutenschwanz." Gevatter Pietro, der bis jetzt alles aufmerksam beobachtet hatte, sagte, als er diesen Abschluß sah, der ihm nicht wohl gefiel: „Don Gianni, ich will keinen Schwanz! Ich will keinen Schwanz!" Schon war jedoch der Wurzelsaft, der alle Keime wachsen läßt, gekommen, als ihn Don Gianni herauszog und sagte: „O weh, Gevatter Pietro, was hast du gemacht? Habe ich dir nicht gesagt, du sollst kein Wort sprechen, was immer du siehst? Die Stute war schon fast fertig, und du mit deinem Schwatzen hast alles verdorben, und für heute ist keine Möglichkeit mehr, es wieder instand zu bringen." Gevatter Pietro sagte: „Meinetwegen, ich habe den Schwanz nicht haben wollen; warum habt Ihr nicht mir gesagt: Mach ihn du? Und dann habt Ihr ihn auch zu tief angesetzt." Don Gianni sagte: „Weil du ihn das erstemal nicht so gut hättest ansetzen können wie ich." Als die junge Frau diese Reden hörte, stand sie auf und sagte treuherzig zu ihrem Manne: „Du Schafskopf, der du bist! Warum hast du denn dir und mir den Handel verdorben? Hast du schon je eine Stute ohne Schwanz gesehn? So wahr mir Gott helfe, du bist ja arm, aber dir geschähe ganz recht, wenn du noch viel ärmer wärest." Da nun wegen der Worte, die Gevatter Pietro gesprochen hatte, keine Möglichkeit mehr war, die Frau in eine Stute zu verwandeln, kleidete sie sich bekümmert und mißmutig wieder an, und Gevatter Pietro machte sich daran, sein Gewerbe in der ge-

wohnten Weise mit einem Esel zu betreiben, und ging mit Don Gianni auf den Markt von Bitonto; und diesen Dienst verlangte er nimmer wieder von ihm.

Wieviel über diese Geschichte, die die Damen besser verstanden, als Dioneo gewünscht hätte, gelacht wurde, kann sich eine jede vorstellen, die noch darüber lachen wird. Da aber die Geschichten zu Ende waren und sich die Sonne dem Untergange neigte, erhob sich die Königin, die sah, daß das Ende ihrer Herrschaft gekommen war, nahm den Kranz ab, setzte ihn Panfilo auf, der allein noch mit dieser Würde zu bekleiden war, und sagte lächelnd: „Herr, dir verbleibt eine schwere Aufgabe, weil du als der letzte meine Fehler und die aller andern, die dieses Amt vor dir innegehabt haben, gutzumachen hast; dazu schenke dir Gott seine Gnade, wie er sie mir geschenkt hat, daß ich dich zum Könige habe machen dürfen.“ Panfilo nahm die Ehre freudig an und sagte: „Euere Tugenden und die meiner andern Untertanen werden es bewirken, daß ich geradeso Lob verdienen werde wie die andern.“ Und nachdem er nach dem Brauche seiner Vorgänger mit dem Seneschall das Nötige besprochen hatte, wandte er sich wieder zu den harrenden Damen und sagte: „Meine liebenswürdigen Damen, die Güte Emilias, unserer Königin vom heutigen Tage, hat es Euch, um Euern Kräften etwas Erholung zu gewähren, anheimgegeben, den Gegenstand Euerer Erzählungen nach Euerm Belieben zu wählen. Da Ihr nun aus-

geruht seid, meine ich, es sei gut, zu dem gewohnten Gesetze zurückzukehren; und darum will ich, daß jede morgen daran denke, von Menschen zu erzählen, die in Liebesangelegenheiten oder in andern Dingen großmütig oder hochsinnig gehandelt haben. Dergleichen Reden und Taten werden Euere zum Guten geneigten Seelen ohne Zweifel zu hochherziger Handlungsweise entflammen, auf daß sich unser Leben, das in einem sterblichen Leibe nicht anders als kurz sein kann, in ehrenvollem Andenken verewige; und das muß ja jeder, der nicht nur für den Bauch lebt wie das Tier, nicht nur begehren, sondern auch mit allen Kräften zu erreichen suchen und danach handeln.“ Die Aufgabe fand den Beifall der fröhlichen Gesellschaft, die sich nun mit Erlaubnis des neuen Königs erhob, um sich den gewohnten Vergnügungen hinzugeben, jeder wie es sein Herz verlangte, und so taten sie bis zur Abendstunde. Dann kamen sie heiter zusammen, und nach dem Mahle, bei dem sie eifrig und ordentlich bedient wurden, standen sie zu den gewohnten Tänzen auf, und nachdem eine Unzahl Lieder, mehr in den Worten ergötzlich als meisterhaft im Vortrage, gesungen worden waren, befahl der König Neifile, in ihrem Namen eines zu singen. Die begann mit klarer und heiterer Stimme voll Anmut und ohne Verzug:

Ich bin so jung, mag mich so gern ergehen
Mit Lust und Sang in schönen Maientagen,
Wo liebliche Gedanken mich umwehen.

Ich liebe durch die grüne Au zu streichen,
Wo ich viel Blumen, weiße, rote, blaue,
Bewehrte Rosen, blasse Lilien schaue,
Und all diese sind mir Liebeszeichen;
Denn mit dem Liebsten muß ich sie vergleichen,
Der mich im Herzen trägt und stets wird tragen,
Mich, die nur eines wünscht: ihn froh zu sehen.

Und find ich eine Blume, die mir scheinet,
Daß ich in ihr sein liebes Bild erkenne,
Die pflück ich, drück sie an den Mund, bekenne
Liebkosend ihr, was mich mit ihr vereinet,
Öffn ihr mein Herz und was es minnt und meinet;
Dann darf sie fröhlich in dem Kranze ragen,
Um welchen meine blonden Haare wehen.

Und wie es von Natur das Aug entzücket,
Das Kind der Flur, so blinkt es mir ins Auge,
Als ob dies ihn leibhaftig in sich sauge,
Der mich mit seiner süßen Liebe schmücket;
Doch wie mich wonnig erst sein Duft berücket,
Das kann ich nimmermehr mit Worten sagen,
Doch meine Seufzer müssen es gestehen.

Die schluchzen nicht wie andre schwer und bange,
Wenn Leid und Pein ein Frauenherz verdüstern,
Nein, warm und linde kommen sie mit Flüstern;
Sie gehn und säuseln um des Liebsten Wange,
Und er, wenn sie ihn mahnen, säumt nicht lange!
Er eilt und läßt die Wonnestunde schlagen,
Eh ich noch rufe: Komm, ich muß vergehen!

Viel Beifall wurde sowohl vom Könige als auch von allen Damen dem Liede Neifiles gespendet; hierauf befahl der König, weil schon ein gutes Stück der Nacht verstrichen war, daß alle bis zum Morgen zur Ruhe gingen.

ES ENDET DER NEUNTE TAG DES DEKAMERONS

ES BEGINNT DER

ZEHNTE UND LETZTE TAG DES DEKAMERONS

WO UNTER DER HERRSCHAFT PANFILOS VON MENSCHEN ERZÄHLT WIRD, DIE IN LIEBESANGELEGENHEITEN ODER IN ANDERN DINGEN GROSSMÜTIG ODER HOCHSINNIG GEHANDELT HABEN

NOCH WAREN IM WESTEN EINIGE Wölkchen gerötet, während die im Osten schon durch die Sonnenstrahlen, die sie immer näher trafen, an den Rändern goldig erglänzten, als sich Panfilo erhob und die Damen und seine Freunde rufen ließ. Und als alle gekommen waren, beratschlagte er mit ihnen, wohin sie zu ihrem Vergnügen gehn könnten; und dann ging er, von Filomena und Fiammetta begleitet, langsamen Schrittes voran, und die andern folgten ihm alle. Und indem sie viel über ihre künftige Lebenszeit sprachen und einander Red und Antwort standen, gingen sie ein schönes Stück Weges lustwandelnd dahin; und als die Sonne nach einem langen Spaziergange schon anfing heißer zu scheinen, kehrten sie zum Palaste zurück und ließen dort bei dem klaren Springbrunnen die Becher spülen, und wer wollte, trank, und dann ergingen sie sich in dem wohligen Schatten des Gartens bis zur Essensstunde. Und nachdem sie gegessen und, wie stets, geschlafen hatten, vereinigten sie sich, wo es dem Könige beliebte, und dort trug der König Neifile die erste Erzählung auf. Die begann heiter also:

ERSTE GESCHICHTE

Ein Ritter, der dem Könige von Spanien gedient hat, glaubt, schlecht belohnt worden zu sein; deshalb beweist ihm der König durch eine sichere Probe, daß nicht er, sondern sein widriges Schicksal schuld daran ist, und beschenkt ihn hierauf hochherzig.

FÜR eine große Gunst muß ich es halten, meine verehrten Damen, daß es gerade ich bin, die der König als erste ausersehn hat, von einer so erhabenen Sache, wie es die Großmut ist, zu erzählen; denn wie die Sonne die Schönheit und der Schmuck des ganzen Himmels ist, so ist die Großmut der Glanz und das Licht jeder andern Tugend. Ich werde Euch also eine nach meiner Meinung sehr artige Geschichte erzählen, die sicherlich nicht anders als nützlich sein kann, wenn sie im Gedächtnis behalten wird.

Ihr sollt also wissen, daß unter den tapfern Rittern, die vor langer Zeit in unserer Stadt lebten, einer und vielleicht nicht der schlechteste Messer Ruggieri de' Figiovanni hieß, ein reicher, hochherziger Mann, der, weil er bei der Betrachtung der Lebensart und der Sitten in Toskana einsah, daß er, wenn er hierbliebe, wenig oder gar keine Gelegenheit haben würde, seine Tapferkeit zu beweisen, den Entschluß faßte, auf eine Zeitlang zu Alfonso, dem Könige von Spanien, zu ziehen, dessen Tapferkeit damals berühmter war als die jedes andern Herrn. Und so begab er sich, ansehnlich ausgerüstet mit Waffen und

Pferden und Gefolge nach Spanien und wurde vom Könige gnädig empfangen. Messer Ruggieri blieb also dort und ließ durch den vornehmen Aufwand, den er machte, und durch seine wundersamen Waffentaten gar bald erkennen, daß er ein wackerer Ritter war. Als er aber eine geraume Zeit am Hofe verweilt hatte, deuchte es ihn, indem er die Handlungsweise des Königs betrachtete, daß der die Schlösser und Städte und Herrschaften, die er bald dem, bald jenem schenkte, mit sehr geringer Klugheit an Leute vergebe, die es nicht verdienten; und weil er, der sich für das hielt, was er wirklich war, nichts bekam, meinte er, daß das seinem Rufe sehr nachteilig sei: darum entschloß er sich, zu gehn, und begehrte vom Könige Urlaub. Der bewilligte ihm sein Verlangen und schenkte ihm eins der besten und schönsten Maultiere, die je geritten worden sind, und dies Geschenk war Messer Ruggieri bei der langen Reise, die er zu tun hatte, sehr lieb. Als das geschehen war, trug der König einem verständigen Diener auf, er solle sichs, wie es ihn am besten dünke, angelegen sein lassen, mit Messer Ruggieri zu reiten, auf eine Art jedoch, daß es nicht so aussehe, als ob ihn der König geschickt hätte, und sich alles, was Ruggieri sagen werde, merken, so daß er ihms wiedersagen könne, am nächsten Tage aber Ruggieri befehlen, daß er zum Könige zurückkehre. Der Diener paßte Messer Ruggieri ab, als er die Stadt verließ, und schloß sich ihm auf eine geschickte Art an unter dem Vorwande, er reise nach Italien. In-

dem er nun mit Messer Ruggieri, der das ihm vom Könige geschenkte Maultier ritt, von diesem und jenem sprach, sagte der, als es gegen die dritte Morgenstunde ging: „Ich denke, es wäre gut, wenn wir die Tiere stallen ließen;“ und als sie in den Stall traten, stallten alle, nur das Maultier nicht. Indem sie nun weiterritten, wobei der Knappe auf alle Worte des Ritters achtete, kamen sie zu einem Flusse; während sie dort ihre Tiere tränkten, stallte das Maultier in den Fluß. Und Messer Ruggieri sagte, als er dies sah: „Daß dich Gott schände, du Vieh! Du bist wie der Herr, der dich mir geschenkt hat.“ Der Diener merkte sich diese Worte, und obwohl er sich, weil er den ganzen Tag mit ihm ritt, noch viel merkte, hörte er ihn nie etwas sagen, was nicht das höchste Lob des Königs enthalten hätte; als sie daher am folgenden Morgen zu Pferde gestiegen waren, um gegen Toskana zu reiten, richtete der Diener den Befehl des Königs aus, und daraufhin kehrte Messer Ruggieri unverzüglich um. Der König, der schon erfahren hatte, was er über das Maultier gesagt hatte, ließ ihn rufen; er empfing ihn mit heiterm Gesichte und fragte ihn, warum er ihn mit seinem Maultiere oder sein Maultier mit ihm verglichen habe. Messer Ruggieri sagte mit freier Stirn: „Herr, deshalb habe ich es mit Euch verglichen, weil es, so wie Ihr dort gebt, wo es nicht am Platze ist, und dort nicht gebt, wo es am Platze wäre, geradeso dort nicht gestallt hat, wo es am Platze gewesen wäre, und dort gestallt hat, wo es nicht am

Platze war.“ Nun sagte der König: „Messer Ruggieri, daß ich Euch nicht beschenkt habe wie viele andere, die nichts wert sind im Vergleiche mit Euch, ist nicht vielleicht deswegen geschehn, weil ich Euch nicht als einen gar tapfern und jeder großen Gabe würdigen Ritter erkannt hätte, vielmehr hat Euer Schicksal, das mir das nicht verstattet hat, die Schuld daran und nicht ich; und daß ich die Wahrheit sage, werde ich Euch klärlich beweisen.“ Messer Ruggieri antwortete ihm: „Mein Herr, darüber, daß ich kein Geschenk von Euch erhalten habe, bin ich nicht etwa deswegen unwillig, weil ich es begehrt hätte, um meinen Reichtum zu vermehren, sondern darum, weil Ihr mir auf keinerlei Weise ein Zeugnis meiner Tüchtigkeit gegeben habt; nichtsdestoweniger halte ich Euere Entschuldigung für triftig und ehrenwert und bin bereit, zu sehen, was Euch beliebt, obwohl ich Euch auch ohne Augenschein glaube.“ Nun führte ihn der König in einen großen Saal, wo nach einer vorher von ihm getroffenen Anordnung zwei große verschlossene Truhen standen, und sagte zu ihm in Gegenwart vieler Herren: „Messer Ruggieri, in der einen Truhe sind meine Krone, das königliche Zepter und der Apfel und viele Gürtel, Schnallen und Ringe und alle andern Kleinode, die ich habe; die andere ist voll Erde: nehmt nun eine, und die, die Ihr nehmen werdet, sei Euer, und Ihr werdet sehn können, wer undankbar ist für Euere Tüchtigkeit, ich oder Euer Geschick.“ Da Messer Ruggieri sah, daß es des Königs Wille war, nahm er eine;

der König befahl sie zu öffnen, und es war die, die voll Erde war. Da sagte der König lächelnd: „Nun könnt Ihr sehn, Messer Ruggieri, daß das wahr ist, was ich von Euerm Geschicke gesagt habe; aber sicherlich verdient es Euere Tapferkeit, daß ich mich seinen Kräften widersetze. Ich weiß, daß Ihr nicht gesonnen seid, ein Spanier zu werden, und darum will ich Euch hier weder ein Schloß noch eine Stadt schenken, aber ich will, daß die Truhe, die Euch das Geschick nicht vergönnt hat, ihm zum Trotze Euer sei, auf daß Ihr sie in Euer Land mitnehmen und Euch bei Euern Mitbürgern durch das Zeugnis meines Geschenkes verdientermaßen Euerer Tüchtigkeit rühmen könnet.“ Messer Ruggieri nahm sie und kehrte, nachdem er dem Könige den Dank abgestattet hatte, der einem solchen Geschenke angemessen war, fröhlich heim nach Toskana.

ZWEITE GESCHICHTE

Ghino di Tacco greift den Abt von Clugny, heilt ihn von seinem Magenübel und läßt ihn dann frei; nachdem der an den Hof von Rom zurückgekehrt ist, versöhnt er ihn mit dem Papste Bonifacius und macht ihn zum Hospitaliterritter.

NACHDEM die Großmut, die der König Alfonso gegen den florentinischen Ritter bewiesen hatte, gelobt worden war, befahl der König, dem sie sehr gefallen hatte, daß Elisa fortfahre, und die begann alsbald: Daß ein König großmütig gewesen

ist, meine lieblichen Damen, und seine Großmut gegen einen, der ihm gedient gehabt hat, bewiesen hat, kann man nicht anders als eine lobenswerte und schöne Handlung nennen; was aber werden wir sagen, wenn uns erzählt werden wird, daß ein Geistlicher eine wunderbare Großmut gegen einen Mann bewiesen hat, den er, ohne von jemand getadelt zu werden, hätte als Feind verfolgen können? Sicherlich nichts andres, als daß, wenn die Tat des Königs tugendhaft war, die des Geistlichen ein Wunder war, weil diese Leute alle miteinander geiziger als die Frauen und die geschworenen Feinde jeder Freigebigkeit sind. Und obwohl sich jedermann für empfangene Beleidigungen zu rächen sucht, sind doch die Geistlichen, wie man sieht, weit mehr als die andern darauf erpicht, obwohl sie Geduld predigen und die Vergebung der Beleidigungen höchlich empfehlen. Das früher erwähnte aber, nämlich wie ein Geistlicher großmütig war, werdet Ihr aus der folgenden Geschichte offenbar entnehmen können.

Ghino di Tacco, ein durch seine Wildheit und seine Räubereien sehr berühmter Mann, wiegelte, nachdem er als Feind der Grafen von Santa Fiore aus Siena vertrieben worden war, Radicofani gegen den römischen Stuhl auf, setzte sich dort fest und ließ alle, die in der Umgebung vorbeikamen, durch seine Bande berauben. Nun begab es sich, Papst war damals Bonifaz der Achte, daß der Abt von Clugny, den man für einen der reichsten Prälaten der Welt hält, an den Hof nach Rom kam; und da er sich

dort den Magen verdarb, rieten ihm die Ärzte, er solle die Bäder von Siena aufsuchen, wo er ohne Fehl Genesung finden werde. Der Papst erlaubte es ihm, und so machte er sich, ohne sich um den Ruf Ghinos zu kümmern, mit großem Gepränge an Gepäck, Tragtieren, Pferden und Dienerschaft auf die Reise. Als Ghino di Tacco von seinem Kommen erfuhr, spannte er seine Netze und schloß ihn samt seiner Dienerschaft und all seiner Habe, ohne daß auch nur ein Troßbüblein entwischt wäre, in einem Hohlwege ein; und als das geschehn war, schickte er den tüchtigsten von seinen Leuten mit angemessener Begleitung hin, und der sagte dem Abte in seinem Auftrage mit aller Höflichkeit, er möge es sich gefallen lassen, im Schlosse Ghinos abzusteigen. Darüber überaus zornig, antwortete der Abt, das werde er nicht tun, weil er mit Ghino nichts zu schaffen habe; vielmehr werde er seinen Weg weiterziehen und wolle sehn, wer ihm das verwehren werde. Ehrerbietig antwortet ihm der Bote: „Messer, Ihr seid an einem Orte, wo außer der Allmacht Gottes nichts einen Schrecken für uns hat und wo Exkommunikation und Kirchenbann längst allesamt gebannt sind; und darum laßt es Euch als das Ratsamste gefallen, Ghino in dieser Sache zu willfahren.“ Während dieses Gespräches war schon der ganze Ort von Räubern umstellt worden; darum schlug der Abt, der sich mit den Seinigen gefangen sah, im höchsten Mißmut mit dem Boten den Weg zum Schlosse ein, und ebenso tat sein ganzes Gefolge mit

dem Gepäcke, und nachdem er abgestiegen war, wurde er nach dem Willen Ghinos ganz allein in ein sehr dunkles und dürftiges Kämmerlein eines Nebengebäudes gebracht, während all seine Leute nach ihrem Range im Schlosse treffliche Herberge fanden, und die Pferde samt dem ganzen Trosse, ohne daß etwas berührt worden wäre, in sichere Verwahrung genommen wurden. Und darauf begab sich Ghino zum Abte und sagte zu ihm: „Herr, Ghino, dessen Gast Ihr seid, läßt Euch bitten, Ihr möget so gütig sein und ihn wissen lassen, wo Ihr hinzieht und warum.“ Der Abt, der als kluger Mann seinen Hochmut abgelegt hatte, sagte ihm denn, wohin er gehe und warum. Nachdem es Ghino gehört hatte, ging er weg; und er faßte bei sich den Plan, ihn ohne Bäder zu heilen, und befahl, in seinem Kämmerlein stets ein großes Feuer zu brennen und zu unterhalten, ging aber nicht früher wieder zu ihm als am nächsten Morgen: und da brachte er ihm auf einem blendendweißen Tuche zwei geröstete Brotschnitten und einen großen Becher Süßwein von Corniglia aus dem eigenen Vorrate des Abtes und sagte zu ihm: „Messer, Ghino, der in seinen jungen Jahren die Arzneiwissenschaft betrieben hat, sagt, er habe gelernt, daß fürs Magenübel keine Arznei besser sei, als die, die er Euch bereiten wird; was ich da bringe, ist der Anfang davon, und darum nehmt es zu Euerer Stärkung.“ Der Abt, der mehr Hunger hatte als Lust, sich in einen Wortstreit einzulassen, aß das Brot und trank den Wein, wenn auch mißmutig, und sprach

dann viel stolzes Zeug und fragte um viel und gab zu vielem seinen Rat, sonderlich aber äußerte er den Wunsch, Ghino zu sehn. Ghino überging von dem, was er also hörte, einiges als eitles Geschwätz mit Schweigen und beantwortete das andere mit gefälliger Höflichkeit, wobei er beteuerte, daß ihn Ghino, sobald er nur könne, besuchen werde; und nach diesen Worten ging er weg und kam nicht früher wieder, als am nächsten Morgen, wieder mit ebensoviel geröstetem Brote und ebensoviel Wein: und so hielt er ihn mehrere Tage, bis er merkte, daß der Abt die trockenen Bohnen gegessen hatte, die er ihm mit Fleiß und heimlich hingelegt hatte. Darum fragte er ihn im Namen Ghinos, wie er sich mit seinem Magen fühle, und der Abt antwortete: „Ich würde mich ganz wohl fühlen, wenn ich nur erst aus seinen Händen wäre; nächst dem aber habe ich kein lebhafteres Verlangen, als zu essen, so gut hat mir seine Arznei bekommen." Nachdem nun Ghino durch sein eigenes Gesinde mit seinem Eigentum ein schönes Gemach hatte herrichten und ein großes Gastmahl hatte zurichten lassen, wozu außer vielen Leuten des Schlosses auch das ganze Gefolge des Abtes geladen war, ging er am folgenden Morgen zu ihm und sagte: „Messer, da Ihr Euch wohl fühlt, so ist es Zeit, die Siechenkammer zu verlassen;" und er nahm ihn bei der Hand und führte ihn in das hergerichtete Gemach; dort, wo der Abt in der Mitte der Seinigen war, verließ er ihn, um die prächtige Veranstaltung des Mahles zu betreiben. Der Abt

unterhielt sich ein Weilchen mit den Seinigen und erzählte ihnen, wie sein Leben beschaffen gewesen sei, wogegen sie allesamt sagten, sie seien von Ghino mit Aufmerksamkeiten überhäuft worden. Als aber die Essensstunde gekommen war, wurden der Abt und alle andern nach der Ordnung mit herrlichen Speisen und trefflichen Weinen bedient, noch immer ohne daß sich Ghino dem Abte zu erkennen gegeben hätte. Nachdem aber der Abt einige Tage auf diese Weise verbracht hatte, ließ Ghino sein ganzes Gepäck in einen Saal bringen, und in einen Hof, der darunter lag, alle seine Pferde bis zum elendesten Klepper stellen, ging dann zum Abte und fragte ihn, wie er sich fühle und ob er sich Kräfte genug zutraue, um reiten zu können. Der Abt antwortete, kräftig sei er genug und das Magenübel sei geheilt, aber wohl fühlen würde er sich erst dann, wann er aus den Händen Ghinos wäre. Nun führte ihn Ghino in den Saal, wo sein Gepäck samt seiner ganzen Dienerschaft war, und ließ ihn ans Fenster treten, so daß er alle seine Pferde sehn konnte, und sagte: „Herr Abt, Ihr sollt wissen, daß es nicht Bösartigkeit des Herzens, sondern edle Geburt, Verbannung aus seinem Hause, Armut und die Feindschaft vieler mächtiger Herren sind, die Ghino di Tacco, und der bin ich, dazu gebracht haben, ein Feind des römischen Hofes und ein Straßenräuber zu werden, um sein Leben und seinen Adel verteidigen zu können; da Ihr mir aber ein wackerer Herr zu sein scheint, will ich Euch, nachdem ich Euch schon von

Euerm Magenübel geheilt habe, nicht behandeln, wie ichs einem andern täte, dem ich, wenn er mir in die Hände fiele wie Ihr, nach meinem Belieben einen Teil seiner Sachen nähme, sondern ich will, daß Ihr mir mit Rücksicht auf meine Lage nach Euerm Belieben einen Teil Eurer Sachen überlasset. Sie sind hier unversehrt vor Euch, und Eure Pferde könnt Ihr von dem Fenster da im Hofe sehn; und darum nehmt einen Teil oder das Ganze, wie es Euch beliebt, und von Stund an steht es in Euerm Belieben, zu reiten oder zu bleiben." Voll Verwunderung, aus dem Munde eines Straßenräubers so hochherzige Worte zu vernehmen, fand der Abt einen solchen Gefallen daran, daß sein ganzer Zorn und Ärger augenblicklich verschwand, ja sich in Wohlwollen wandelte, und er Ghino, von Herzen sein Freund geworden, zu umarmen eilte mit den Worten: „Ich schwöre dirs bei Gott, daß ich, um der Freundschaft eines solchen Mannes willen, wie du meiner Überzeugung nach bist, gern eine viel größere Unbill litte, als die ist, die ich bis jetzt geglaubt habe, daß du mir angetan hättest. Vermaledeit sei das Geschick, daß dich zu einem so verdammenswerten Gewerbe zwingt!" Und hierauf befahl er seinen Leuten, von seinen vielen Sachen nur ganz wenige und unumgänglich notwendige zu nehmen und ebenso von den Pferden, und ließ ihm sonst alles und kehrte nach Rom zurück. Der Papst hatte schon von der Gefangenschaft des Abtes erfahren gehabt, und obwohl es ihn sehr verdrossen hatte, fragte er ihn doch,

als er ihn sah, wie ihm die Bäder angeschlagen hätten. Lachend antwortete ihm der Abt: „Ich habe näher als die Bäder einen tüchtigen Arzt gefunden, der mich aufs beste geheilt hat;“ und er erzählte ihm, wieso, und der Papst lachte darüber. Nun bat ihn der Abt, der in seiner Rede fortfuhr, durch seine Hochherzigkeit getrieben, um eine Gnade. Der Papst, der glaubte, er werde etwas anderes verlangen, bewilligte sie ihm bedingungslos. Und der Abt sagte: „Heiliger Vater, das, was ich von Euch zu verlangen gedenke, ist, daß Ihr meinem Arzte Ghino di Tacco wieder Euere Gnade zuwendet, weil er unter all den wackern Männern, die ich je kennen gelernt habe, sicherlich einer der wackersten ist; und das Schlechte, was er tut, schreibe ich vielmehr der Schuld seines Geschickes als seiner eigenen zu; wenn Ihr seine Lage dadurch ändert, daß Ihr ihn so begabt, daß er seinem Stande gemäß leben kann, so zweifle ich keineswegs, daß Ihr in kurzer Zeit über ihn ebenso denken werdet wie ich.“ Als das der Papst hörte, sagte er als hochherziger Mann und Freund wackerer Männer, er werde es gern tun, wenn Ghino wirklich so sei, wie der Abt sage, und er solle ihn mit freiem Geleite kommen lassen. Im Vertrauen darauf kam also Ghino auf den Wunsch des Abtes an den Hof; und er war noch nicht lange in der Umgebung des Papstes, so erkannte ihn der Papst als einen wackern Mann und gab ihm, nachdem er sich mit ihm ausgesöhnt hatte, eine Großpriorei des Hospitalordens, zu dessen Ritter er ihn gemacht hatte.

Die hatte er als Freund und Diener der Kirche und des Abtes von Clugny sein Leben lang inne.

DRITTE GESCHICHTE

Mithridanes, der Nathan aus Eifersucht wegen seiner Hochherzigkeit töten will, begegnet ihm, ohne ihn zu kennen, und der gibt ihm selbst die Mittel dazu an die Hand; als er ihn, wie es bestimmt war, in einem Wäldchen trifft, erkennt er ihn tief beschämt und wird schließlich sein Freund.

SCHIER wie ein Wunder deuchte es alle, was sie hörten, nämlich daß ein Geistlicher einmal hochherzig gehandelt hätte; als aber die Damen endlich aufhörten, darüber zu sprechen, befahl der König, daß Filostrato fortfahre, und der begann unverzüglich: Meine edeln Damen, groß war der Hochsinn des Königs von Spanien und vielleicht unerhört der des Abtes von Clugny; aber vielleicht wird es Euch nicht minder wunderbar dünken, zu hören, daß ein Mann, um sich freigebig gegen den zu erzeigen, der nach seinem Blute, ja nach seinem Leben trachtete, umsichtig alle Anstalten getroffen hat, es ihm zu geben, und ihms auch gegeben hätte, wenn es der hätte nehmen wollen: und das gedenke ich Euch in meiner kleinen Geschichte darzulegen.

Wenn man den Berichten einiger Genueser und anderer Leute, die in diesen Gegenden gewesen sind, Glauben schenken darf, ist es eine ausgemachte Sache, daß im Lande zu Catai einmal ein Mann aus

edelm Geschlechte und von unvergleichlichem Reichtum war, Nathan mit Namen. Der besaß ein Gut an einer Straße, die schier mit Notwendigkeit jeder, der vom Niedergange zum Aufgange oder vom Aufgange zum Niedergange wollte, einschlagen mußte; und weil er hochsinnig und freigebig war und danach trachtete, das durch die Tat zu beweisen, ließ er dort von seinen Meistern, deren er viele hatte, in ganz kurzer Zeit einen der schönsten und reichsten Paläste, die man je gesehn hatte, errichten und mit all den Dingen, die der Empfang und die Bewirtung vornehmer Leute erforderte, aufs beste ausstatten; und da er ein großes und ansehnliches Gesinde hielt, ließ er jeden, welcher kam und ging, empfangen und bewirten. Und in diesem löblichen Brauche verharrte er so lange, daß er endlich nicht nur im Aufgange, sondern auch schier überall im Niedergange durch seinen Ruf bekannt war. Und als er, obwohl schon hochbetagt, doch nicht müde wurde, seine Großmut zu üben, geschah es, daß sein Ruf in einem Lande, nicht weit von dem seinigen, einem jungen Manne, der Mithridanes hieß, zu Ohren kam, und der wurde, da er sich bewußt war, nicht minder reich zu sein als Nathan, so eifersüchtig auf den Ruf seiner Tugend, daß er sich entschloß, diesen Ruf durch eine größere Freigebigkeit zunichte zu machen oder zu verdunkeln. Und nachdem er einen ähnlichen Palast wie Nathan hatte errichten lassen, begann er die ungemessenste Großmut, die je jemand geübt hat, bei jedem, der kam oder ging, zu üben;

und so erwarb er sich zweifellos in kurzer Zeit einen weit verbreiteten Ruf. Nun geschah es eines Tages, daß ein armes Weiblein, das durch ein Tor des Palastes eingetreten war, den Jüngling, der eben ganz allein im Hofe weilte, um ein Almosen bat und es empfing; und nachdem sie durch das zweite Tor zurückgekommen war, empfing sie es wieder und so der Reihe nach bis zum zwölften: und als sie das dreizehnte Mal zurückkam, sagt Mithridanes: „Gute Frau, du betreibst dein Bitten gar eifrig," gab ihr aber trotzdem das Almosen. Auf diese Worte hin sagte die Alte: „O Nathan, wie wunderbar ist deine Freigebigkeit! Durch alle zweiunddreißig Tore, die sein Palast hat so wie dieser, bin ich nacheinander eingetreten, und jedesmal habe ich ihn um ein Almosen gebeten, aber er hat mich, nach seinem Gesichte zu schließen, nicht erkannt und mir immer gegeben; und hieher bin ich nicht öfter gekommen als dreizehnmal, und schon bin ich erkannt und gescholten worden." Und damit schied sie und kam nicht mehr wieder. Über diese Worte der Alten geriet Mithridanes, der in allem, was er von dem Rufe Nathans hörte, eine Schmälerung des seinigen erblickte, in grimmigen Zorn und sagte: „Ich Unseliger! Wann werde ich denn Nathans Freigebigkeit im Großen erreichen, von Übertreffen, wie ich trachte, gar nicht zu reden, wenn ich ihm nicht einmal in Kleinigkeiten nahekommen kann? Wahrlich, ich bemühe mich umsonst, wenn ich ihn nicht aus der Welt schaffe; und das muß ich, weil ihn das

Alter nicht hinwegrafft, ohne Verzug mit eigener Hand tun." Und in diesem Ungestüm sprang er auf und stieg, ohne seine Absicht jemand mitgeteilt zu haben, mit kleinem Geleite zu Pferde; und nach drei Tagen kam er dorthin, wo Nathan wohnte. Seinen Leuten trug er auf, sie sollten so tun, als gehörten sie weder zu ihm, noch kennten sie ihn, und sie sollten sich Unterkunft verschaffen, bis er ihnen einen andern Befehl geben werde; und als er, auf diese Weise allein, gegen Abend hinkam, traf er Nathan, der nicht weit von dem Palaste ganz allein und ohne jeglichen Prunk in der Kleidung lustwandelte; da er ihn nicht kannte, fragte er ihn, ob er ihm angeben könne, wo Nathans Wohnsitz sei. Heiter antwortete Nathan: „Niemand, mein Sohn, ist in dieser Gegend, der dir das besser zeigen könnte als ich, und darum will ich dich, wenn es dir beliebt, hinführen." Der Jüngling sagte, das sei ihm sehr recht, aber wenn es möglich sei, möchte er, daß ihn Nathan weder sehe noch kennen lerne. Nathan sagte: „Auch das will ich machen, da es dir beliebt." Mithridanes stieg also vom Pferde und ging mit Nathan, der sogleich ein angenehmes Gespräch mit ihm begann, bis zu seinem schönen Palaste. Dort hieß Nathan einen Diener das Pferd des Jünglings nehmen und flüsterte ihm, nähertretend, den Auftrag zu, es augenblicklich alle im Hause wissen zu lassen, daß niemand dem Jünglinge sagen dürfe, er sei Nathan; und so geschahs. Als sie aber im Palaste waren, brachte er Mithridanes in ein herrliches Ge-

mach, wo ihn niemand sah als die, die er zu seiner Bedienung bestimmt hatte, erwies ihm alle möglichen Aufmerksamkeiten und leistete ihm selbst Gesellschaft. Indem sie so beieinander waren, fragte ihn Mithridanes, obwohl er ihm wie einem Vater Ehrfurcht bewies, doch, wer er sei. Nathan antwortete ihm: „Ich bin ein geringer Diener Nathans, bei dem ich von Kindheit auf geweilt habe bis in mein Alter, ohne daß er mich zu etwas anderm, als du siehst, erhoben hätte; deswegen habe ich, obwohl ihn sonst alle Welt mit Lob überhäuft, wenig Lob für ihn.“ Diese Worte gaben Mithridanes etwas Hoffnung, sein heimtückisches Vorhaben mit besserm Rate und mit größerer Sicherheit zur Ausführung bringen zu können. Nun fragte ihn Nathan mit großer Höflichkeit, wer er sei und was für ein Geschäft ihn herführe, indem er ihm, soweit es ihm möglich sei, Rat und Hilfe anbot. Mithridanes zauderte erst ein bißchen, dann aber entschloß er sich, sich ihm anzuvertrauen, bat ihn vor allem mit langen Umschweifen um Verschwiegenheit, dann um Rat und Hilfe, und entdeckte ihm endlich ausführlich, wer er sei und wozu und warum er gekommen sei. Nathan entsetzte sich zwar, als er Mithridanes von seinem gräßlichen Vorhaben reden hörte, gab ihm aber, ohne lange zu zögern, mit festem Sinne und fester Stirn Antwort: „Mithridanes, ein edler Mann war dein Vater, aus dessen Art du nicht schlagen willst, da du dir ein so hohes Ziel gesteckt hast, nämlich freigebig gegen jedermann zu sein, und gar

sehr gefällt mir deine Eifersucht auf die Tugend Nathans, weil diese Welt, die so elend ist, bald besser würde, wenn es mehr von deiner Art gäbe. Dein Vorhaben, das du mir entdeckt hast, wird ohne Zweifel verschwiegen bleiben; aber ich kann dir dabei eher nützlichen Rat als werktätige Hilfe leihen, und das folgendermaßen: Von hier aus kannst du, vielleicht eine halbe Meile entfernt, ein Wäldchen sehn, wo Nathan schier alle Morgen eine geraume Zeit ganz allein lustwandelt; dort wird es dir ein leichtes Ding sein, ihn zu treffen und deinen Willen auszuführen. Wenn du ihn getötet hast, so schlage, damit du ungehindert heimkehren kannst, nicht den Weg ein, den du gekommen bist, sondern den, der, wie du siehst, zur Linken aus dem Wäldchen führt, weil der, wenn er auch ein wenig verwachsen ist, doch näher und für dich sicherer ist.“ Nachdem sich Nathan nach dieser Unterweisung entfernt hatte, ließ Mithridanes seine Begleiter, die ebenso hingekommen waren, wissen, wo sie ihn am nächsten Tage erwarten sollten. Als nun der neue Tag gekommen war, ging Nathan, ohne seinen Sinn, der nicht anders war als der Mithridanes erteilte Rat, irgendwie geändert zu haben, allein in das Wäldchen, um dort zu sterben. Mithridanes stand auf, nahm, weil er keine andern Waffen hatte, seinen Bogen und sein Schwert, stieg zu Pferde und ritt in das Wäldchen ein, und da sah er schon von weitem, wie sich Nathan ganz allein lustwandelnd erging; und da er beschlossen hatte, ihn, bevor er ihn töte,

zu sehn und sprechen zu hören, sprengte er auf ihn zu, packte ihn bei dem Turban auf seinem Kopfe und sagte: „Alter, du mußt sterben!“ Darauf antwortete Nathan nichts sonst als: „Also habe ich es verdient.“ Als Mithridanes seine Stimme hörte und sein Gesicht sah, erkannte er auf der Stelle, daß das der war, der ihn gütig empfangen und freundlich begleitet und treulich beraten hatte: darum wich seine Wut augenblicklich und sein Zorn verwandelte sich in Scham. Er warf das Schwert weg, das er schon zum Todesstreiche gezückt gehabt hatte, sprang vom Pferde und warf sich weinend Nathan zu Füßen und sagte: „Klar erkenne ich nun, teuerster Vater, Euere Freigebigkeit, wenn ich betrachte, wie gleichmütig Ihr gekommen seid, um mir Euer Leben zu geben, wonach ich mich, ohne daß ich einen Grund gehabt hätte, so sehr sehnte, daß ichs Euch selbst entdeckt habe; aber Gott, der sich um meine Pflicht mehr gekümmert hat als ich selbst, hat mir in dem Augenblicke, wo es am nötigsten war, die Augen des Geistes geöffnet, die mir elender Neid verschlossen gehabt hat. Und darum erachte ich mich, je bereitwilliger Ihr wart, mir zu willfahren, für desto mehr verpflichtet, meinen Fehler zu büßen: nehmt also die Rache an mir, die Euch meiner Schuld angemessen erscheint.“ Nathan hob Mithridanes auf und umarmte ihn zärtlich, küßte ihn und sagte zu ihm: „Mein Sohn, wegen deines Unternehmens, ob du es nun schlecht oder anders nennen willst, braucht es weder eines Bittens um Verzeih-

ung noch einer Gewährung dieser Bitte, weil du es nicht aus Haß, sondern um für besser gelten zu können, ins Werk gesetzt hast. Von mir aus brauchst du dich nichts Schlimmem zu versehn, und nimm es für gewiß, daß kein Mensch lebt, der dich so liebte wie ich, der ich deine Hochherzigkeit berücksichtige, die dich nicht angetrieben hat, Geld anzuhäufen, wie es die Schlechten tun, sondern das Angehäufte zu verschenken. Schäme dich auch nicht, daß du mich hast töten wollen, um berühmt zu werden, und glaube auch nicht, daß ich mich darüber verwunderte; die erhabensten Kaiser und die größten Könige haben, um ihr Reich und damit auch ihren Ruhm zu mehren, fast kein andres Mittel angewandt, als zu töten, aber nicht einen Menschen, wie es deine Absicht war, sondern unzählige, und die Länder zu verbrennen und die Städte zu zerstören; darum hast du, indem du mich einzigen hast töten wollen, um deinen Ruhm zu mehren, nichts Außergewöhnliches und nichts Neues getan, sondern etwas sehr Alltägliches." Mithridanes, der sein Unnatürliches Trachten nicht zu entschuldigen versuchte, hingegen die ehrenwerte Entschuldigung, die Nathan dafür gefunden hatte, lobte, kam im Gespräche mit ihm dazu, ihm zu sagen, er wundere sich über die Maßen, daß sich Nathan habe dazu entschließen und ihm selbst Mittel und Wege dazu habe geben können. Nathan sagte zu ihm: „Mithridanes, ich will nicht, daß du dich über meinen Rat und meinen Entschluß wunderst; denn seit der Zeit, daß

ich mein eigener Herr bin und mir dasselbe wie du zu tun vorgenommen habe, hat niemand seinen Fuß in mein Haus gesetzt, den ich nicht nach meinen Kräften in dem, was er von mir verlangte, zufriedengestellt hätte. Du bist hergekommen mit dem Begehren nach meinem Leben, und damit du nicht der einzige wärest, der von hier hätte weggehn müssen, ohne sein Verlangen erfüllt zu haben, habe ich sofort, als ich wußte, was du verlangst, beschlossen, es dir zu geben, und damit du es bekämest, habe ich dir den Rat erteilt, der nach meiner Meinung imstande gewesen wäre, es zu machen, daß du mein Leben bekommen hättest, ohne das deinige zu verlieren; und darum sage ich dir noch und bitte dich, nimm es, wenn dir etwas daran liegt, und stelle dich selbst zufrieden: ich weiß nicht, wie ich es besser hingeben könnte. Ich habe es nun schon achtzig Jahre lang zu meiner Lust und zu meinem Troste genutzt und weiß, daß es mir nach dem Laufe der Natur, wie es das Beispiel der andern Menschen und allgemein jedes Geschöpfes bewährt, nur noch eine kurze Zeit gelassen werden kann; darum geht mein Urteil dahin, daß es viel besser ist, es zu verschenken, wie ich stets meine Schätze verschenkt und hingegeben habe, als es so lange hüten zu wollen, bis es mir von der Natur gegen meinen Willen genommen wird. Ein kleines Geschenk ist es, hundert Jahre zu verschenken; um wie viel geringer ist es also, die sechs oder acht Jahre zu verschenken, die ich etwa noch vor mir hätte? Nimm es dir also, wenn es dir

lieb ist, ich bitte dich darum; in der ganzen Zeit, die ich gelebt habe, habe ich noch niemand gefunden, der ein Begehren danach gehabt hätte, und ich weiß nicht, wann ich wieder einen finden werde, wenn nicht du es nimmst, der du danach verlangst. Und wenn es wirklich geschähe, daß ich einen fände, so erkenne ich, daß sich der Wert meines Lebens, je länger ich es hüte, desto mehr verringern wird; und darum nimm es, ehe es ganz wertlos ist.“ Voller Scham sagte Mithridanes: „Gott bewahre, daß ich etwas so kostbares, wie Euer Leben ist, von Euch trennen und Euch nehmen sollte, ja auch nur daran denken sollte, wie ich vor kurzem getan habe; lieber wollte ich, anstatt seine Jahre zu verringern, von den meinigen dazugeben.“ Sofort sagte Nathan zu ihm: „Und wenn du das könntest, möchtest du sie wirklich dazugeben und wolltest du es gestatten, daß ich dir etwas täte, was ich noch niemand getan habe, nämlich von deinem Eigentum zu nehmen, wo ich noch von niemand etwas angenommen habe?“ „Ja,“ sagte Mithridanes sofort. „Dann,“ sagte Nathan, „tue also, wie ich dir sagen werde. Du wirst, jung wie du bist, in meinem Hause bleiben und Nathan heißen, und ich werde in deines gehn und mich Mithridanes nennen.“ Nun sagte Mithridanes: „Wenn ich ebenso trefflich zu handeln verstünde, wie Ihr versteht und verstanden habt, so nähme ich Euer Anerbieten ohne viel Überlegung an; da es mir aber als unbedingt gewiß erscheint, daß meine Handlungen den Ruhm Nathans vermin-

dern würden, und ich nicht gedenke, etwas zu verderben, was ich mir selber nicht zu verschaffen weiß, so kann ich es nicht annehmen.“ Nachdem sie diese und viele andere angenehme Gespräche geführt hatten, kehrten sie auf den Wunsch Nathans miteinander in den Palast zurück; dort erwies Nathan mehrere Tage lang Mithridanes die höchsten Ehren und bestärkte ihn nach Kräften und Wissen in seinem erhabenen und großen Vorsatze. Und als Mithridanes mit seiner Begleitung heimkehren wollte, entließ ihn Nathan, und Mithridanes nahm die Überzeugung mit, daß er ihn niemals an Freigebigkeit werde übertreffen können.

VIERTE GESCHICHTE

Messer Gentile de' Carisendi, der von Modena gekommen ist, zieht eine Dame, die er liebt und die als tot begraben worden ist, aus der Gruft; ins Leben zurückgerufen, genest sie eines Knäbleins, und Messer Gentile gibt sie samt dem Kinde ihrem Gatten Niccoluccio Caccianimico zurück.

WUNDERBAR schien es allen, daß jemand mit seinem eigenen Blute freigebig gewesen wäre, und alle beteuerten, daß Nathan die Großmut des Königs von Spanien und die des Abtes von Clugny übertroffen habe. Nachdem aber darüber hin und wider geredet worden war, bedeutete der König Lauretta durch einen Blick, daß es sein Wunsch sei, daß sie erzähle; und darum begann sie alsbald: So großartige und schöne Dinge sind erzählt worden, meine

jungen Damen, und alle sind wir derart eingenommen von der Erhabenheit dieser Beweise von Großmut, daß es mir scheinen will, es sei uns, die wir noch zu erzählen haben, schier kein Tummelplatz für unsere Erzählungen geblieben, wenn wir uns nicht dem Gebiete der Liebe zuwenden, das zu jedem Gegenstande unerschöpflichen Redestoff bietet; ich will Euch also, sowohl deswegen als auch darum, weil uns unsere Jugend vorzüglich dahin leiten muß, von einer großmütigen Handlung eines Verliebten erzählen, die Euch, wenn Ihr alles betrachtet, vielleicht nicht geringer als eine der erzählten dünken wird, wenn es anders wahr ist, daß man Schätze verschenkt, Feindschaften vergißt und, was mehr ist, Leben, Ehre und Ruf tausend Gefahren aussetzt, um den geliebten Gegenstand besitzen zu können.

Es war also in Bologna, der edeln lombardischen Stadt, ein wegen seiner Tapferkeit und wegen des Adels seines Blutes ansehnlicher junger Mann, Messer Gentile Carisendi mit Namen, und der verliebte sich in eine edle Dame, die Madonna Catalina genannt wurde und die Gattin eines gewissen Niccoluccio Caccianimico war; weil es aber mit der Erwiderung dieser Liebe schlecht stand, ging er, schier verzweifelt, nach Modena, zu dessen Vogt man ihn berufen hatte. In dieser Zeit – Niccoluccio war gerade nicht in Bologna – hatte sich die Dame, weil sie schwanger war, auf eine ihr gehörige Besitzung, etwa drei Meilen weit von der Stadt, begeben, und dort geschah es, daß sie plötzlich von einer Ohn-

macht befallen wurde, die derart und so heftig war, daß in ihr jedes Lebenszeichen erlosch und sie daher auch von einem Arzte für tot erklärt wurde; und weil ihre nächsten Verwandten sagten, sie habe ihnen gesagt, sie sei noch nicht so lange schwanger, daß das Kind schon völlig ausgebildet sein könnte, so setzte man sie, wie sie war, ohne weitere Umstände mit vielen Tränen in einer Gruft in einer nahen Kirche bei. Dies wurde Messer Gentile von einem Freunde augenblicklich zu wissen gemacht; er betrübte sich herzlich, obwohl sie mit ihrer Gunst sehr karg zu ihm gewesen war, und sagte sich endlich: „So bist du denn tot, Madonna Catalina! Solange du gelebt hast, habe ich von dir nicht einmal einen Blick erhalten können; darum muß ich dir, tot wie du bist, wenigstens jetzt, wo du dich nicht wehren kannst, ein paar Küsse rauben." Und nach diesen Worten und nachdem er Auftrag gegeben hatte, seine Abreise geheimzuhalten, stieg er mit einem Diener zu Pferde und ritt, ohne zu rasten, dorthin, wo die Dame begraben war; er öffnete die Gruft, trat vorsichtig hinein und legte sich an ihre Seite, brachte sein Gesicht zu dem ihrigen und küßte sie zu often Malen unter bittern Tränen. Da sich aber, wie wir sehn, die Begierden der Männer mit keinem Ziele zufriedengeben, sondern sich stets auf immer höheres richten, und sonderlich die der Liebenden, sagte er sich, als er eben beschlossen hatte, nicht mehr länger zu verweilen: „Ach was, warum betaste ich nicht, wenn ich schon einmal da bin, ein

bißchen ihre Brüste? Ich darf sie ja nie mehr betasten und habe sie nie betastet.“ Überwältigt von dieser Begierde griff er ihr mit der Hand in den Busen, und indem er die Hand dort eine Zeitlang hielt, kam es ihm vor, als fühle er ihr Herz ganz schwach schlagen. Alle Furcht von sich scheuchend, untersuchte er sie mit größerer Sorgfalt und fand endlich, daß sie gewiß nicht tot war, obwohl er sich sagen mußte, es sei nur ein geringes und schwaches Leben in ihr; darum zog er sie mit der Hilfe seines Dieners so behutsam, wie er nur konnte, aus der Gruft: er nahm sie vor sich aufs Pferd und brachte sie heimlich in sein Haus in Bologna. Dort war seine Mutter, eine wackere, kluge Frau, und die rief, nachdem sie von ihrem Sohne alles erfahren hatte, von Mitleid bewegt, durch Hitze und Bäder langsam das entflohene Leben zurück. Als Monna Catalina wieder zu sich kam, stieß sie einen tiefen Seufzer aus und sagte: „Ach, wo bin ich?“ Die wackere Frau antwortete ihr: „Tröste dich, du bist an einem guten Orte.“ Als sie aber, nachdem auch die letzte Spur ihrer Ohnmacht geschwunden war, umherblickte, ohne enträtseln zu können, wo sie sei, und Messer Gentile vor sich sah, bat sie seine Mutter voll Verwunderung, ihr zu sagen, auf was für eine Weise sie hierhergekommen sei; nun erzählte ihr Messer Gentile alles der Reihe nach. Betrübt darüber, erstattete sie ihm nach einem Weilchen den Dank, den sie vermochte, und dann bat sie ihn bei der Liebe, die er einst zu ihr getragen habe, und bei seinem ritter-

lichen Sinne, daß ihr in seinem Hause nichts widerfahre, was ihre Ehre oder die ihres Gatten schmälern könnte, und daß er sie, wann es Tag geworden sei, in ihr eigenes Haus heimkehren lasse. Messer Gentile antwortete ihr: „Madonna, da mir Gott wegen meiner Liebe, die ich früher zu Euch getragen habe, die Gnade gewährt hat, Euch mir vom Tode zum Leben zurückzugeben, so gedenke ich Euch, was immer in vergangener Zeit mein Begehren gewesen sein mag, weder jetzt, noch in Zukunft, nicht hier und nicht anderswo, anders zu begegnen, als wie einer teuern Schwester; aber der Dienst, den ich Euch heute nacht geleistet habe, ist einer Belohnung wert, und darum möchte ich, daß Ihr mir die Gunst, um die ich Euch bitten will, nicht versagtet.“ Gütig antwortete die Dame, sie sei dazu bereit, wenn nur diese Gunst in ihrer Macht stehe und ehrbar sei. Nun sagte Messer Gentile: „Madonna, alle Euere Verwandten und ganz Bologna glauben und sind überzeugt, daß Ihr tot seid, und deshalb gibt es niemand, der Euch zu Hause erwartete; und darum will ich von Euch die Gunst, daß Ihr es Euch gefallen ließet, still hier bei meiner Mutter so lange zu bleiben, bis ich von Modena heimkehre, und das wird sehr bald sein. Und der Grund, warum ich das von Euch heische, ist der, daß ich Euch vor den besten Bürgern Bolognas Euerm Gatten als teueres Festgeschenk zu übergeben beabsichtige.“ Die Dame, die einsah, daß sie dem Ritter verpflichtet war und daß sein Verlangen ehr-

bar war, entschloß sich trotz ihrer großen Sehnsucht, ihre Verwandten durch ihr Leben zu erfreuen, doch zu tun, was Messer Gentile verlangte; und so versprach sie ihms auf ihr Wort. Und kaum hatte sie ihre Antwort ausgesprochen, als sie fühlte, daß die Zeit ihrer Entbindung da war, und es dauerte nicht lange, so genas sie mit dem zarten Beistande der Mutter Gentiles eines schönen Knäbleins: und das verdoppelte noch ihre und Messer Gentiles Freude. Messer Gentile ordnete an, daß alle notwendigen Anstalten getroffen würden und daß sie so bedient werde, als ob sie seine eigene Gattin gewesen wäre; und dann kehrte er heimlich nach Modena zurück. Als er von dort am Ende seiner Amtszeit nach Bologna zurückkehren sollte, ordnete er für den Morgen, wo er in Bologna eintreffen sollte, ein großes, schönes Gastmahl für viele Edelleute Bolognas, unter denen auch Niccoluccio Caccianimico war, in seinem Hause an; und sofort als er nach seiner Ankunft vom Pferde gestiegen war, besuchte er die Dame, die er schöner und gesunder fand als je, wie es auch ihrem Knäblein gut ging, und hierauf verfügte er sich zu seinen Gästen, führte sie mit einer Freude, die nicht ihresgleichen hatte, zu Tische und ließ sie mit vielerlei Gerichten köstlich bedienen. Und als sich das Essen seinem Ende näherte, begann er, nicht ohne vorher die Dame über seine Absichten unterrichtet und ihr Verhaltungsmaßregeln gegeben zu haben, also zu sprechen: „Meine Herren, ich erinnere mich, einmal gehört zu haben, daß in Persien

ein nach meiner Meinung hübscher Brauch geübt wird, nämlich, daß man, wenn man seinem Freunde eine besondere Ehre erweisen will, ihn in sein Haus einlädt und ihm dort das Teuerste, was man hat, zeigt, sei es die Gattin oder die Geliebte oder die Tochter oder was immer es sei, wobei man beteuert, daß man ihm, so wie man ihm das zeige, viel lieber noch das eigene Herz zeigen würde, und diesen Brauch möchte ich in Bologna beobachten. Ihr habt mir die Gunst erwiesen, mein Mahl zu ehren, und ich will euch auf persische Weise ehren, indem ich euch das Teuerste zeige, was ich auf der Welt habe oder jemals haben kann. Bevor ich das aber tue, bitte ich euch, mir euere Meinung über einen Zweifel zu sagen, den ich euch vorlegen will. Jemand hat in seinem Hause einen guten und gar treuen Diener, und der erkrankt schwer; nun läßt ihn der Herr, ohne sein Ende abzuwarten, mitten auf die Straße legen und kümmert sich nicht weiter um ihn. Ein Fremder kommt und nimmt den Kranken, von Mitleid bewegt, nach Hause und heilt ihn dort mit vielen Mühen und Kosten. Nun möchte ich wissen, ob der erste Herr nach Recht und Billigkeit über den ersten unwillig sein oder sich über ihn beklagen darf, wenn der den Diener behält und ihn zu seinen Diensten verwendet und ihn, dazu aufgefordert, nicht wieder hergeben will." Als die Edelleute mancherlei darüber unter sich geredet hatten, aber alles auf einen Spruch hinauslief, übertrugen sie die Antwort Niccoluccio Caccianimico, weil der

die Worte schön und zierlich zu setzen wußte. Nachdem er vorerst dem persischen Brauche seinen Beifall gezollt hatte, sagte er, er und alle miteinander seien der Meinung, daß der erste Herr kein Recht mehr an seinen Diener habe, weil er ihn bei diesem Sachverhalte nicht nur verlassen, sondern sogar weggeworfen habe; und wegen der Wohltaten, die der zweite auf ihn verwandt habe, scheine der Diener rechtlich dessen Eigentum geworden zu sein, so daß der zweite dadurch, daß er ihn behalte, dem ersten keinerlei Kränkung, keinerlei Gewalt und keinerlei Unbill antue. Alle andern, die bei Tische waren, und es waren wackere Männer unter ihnen, sagten einmütig, sie hielten Niccoluccios Antwort für recht. Zufrieden über diesen Bescheid und daß ihn gerade Niccoluccio gegeben hatte, beteuerte der Ritter, auch er sei dieser Meinung, und hierauf sagte er: „Nun ist es Zeit, daß ich euch nach meinem Versprechen ehre." Und er rief zwei seiner Diener, schickte sie zu der Dame, die er hatte herrlich kleiden und schmücken lassen, und ließ sie bitten, sie möge so gütig sein, die edeln Herren mit ihrer Gegenwart zu erfreuen. Ihr schönes Knäblein auf dem Arme und von zwei Dienern geleitet, betrat sie den Saal und setzte sich, wie es der Ritter wünschte, neben einen wackern Mann. Und der Ritter sagte: „Meine Herren, diese Frau ist das Teuerste, was ich habe und zu haben gedenke; seht, ob euch dünkt, daß ich recht habe." Die edeln Männer erwiesen ihr alle Ehre und beteuerten dem Ritter mit vielen Lobes-

erhebungen, daß er sie wert halten müsse, und begannen sie prüfend zu betrachten: und es waren nicht wenige, die gesagt hätten, daß sie die sei, die sie wirklich war, wenn sie die nicht für tot gehalten hätten. Mehr als alle betrachtete sie aber Niccoluccio, und als der Ritter auf ein Weilchen hinausgegangen war, konnte er sich, weil er vor Begierde brannte, zu erfahren, wer sie sei, nicht zurückhalten und fragte sie, ob sie aus Bologna oder eine Fremde sei. Als sie es vernahm, daß es ihr Gatte war, der sie fragte, hielt sie sich nur mit Mühe zurück zu antworten; und sie schwieg nur, um den ihr erteilten Auftrag einzuhalten. Ein anderer fragte sie, ob das Knäblein ihr gehöre, und ein dritter, ob sie die Gattin Messer Gentiles oder seine Verwandte sei; sie gab ihnen keine Antwort. Als aber Messer Gentile dazukam, sagte einer von seinen Gästen: „Herr, schön ist sie, Euere Dame, aber sie scheint stumm zu sein; ist sie's denn?“ „Meine Herren,“ sagte Messer Gentile, „daß sie bis jetzt nicht gesprochen hat, ist kein geringes Zeichen ihrer Tugend.“ „So sagt uns also“, fuhr der Sprecher fort, „wer sie ist.“ Der Ritter sagte: „Das werde ich gern tun, aber nur, wenn ihr mir versprecht, daß sich, ich mag sagen, was ich will, keiner von seinem Platze rühren wird, bis ich meine Geschichte zu Ende gebracht habe.“ Das versprach jedermann; Messer Gentile setzte sich, nachdem die Tische weggenommen worden waren, neben die Dame und sagte: „Meine Herren, diese Dame ist der getreue Diener, dessentwegen ich euch

vorhin die Frage vorgelegt habe; von den Ihrigen wenig wert gehalten und wie ein schlechtes, nutzloses Ding auf die Straße geworfen, ist sie von mir aufgelesen und durch meinen werktätigen Eifer den Händen des Todes entrissen worden, und Gott, der meine redliche Absicht betrachtet hat, hat sie mir aus einem schauerlichen Leichnam so schön werden lassen. Damit ihr aber mit größerer Deutlichkeit verstehet, wie sich mir das zugetragen hat, werde ichs euch in kurzen Worten aufklären." Und indem er damit begann, wie er sich in sie verliebt hatte, erzählte er alles aufrichtig, was sich bis zu diesem Tage zugetragen hatte, zur größten Verwunderung der Zuhörer, und dann setzte er hinzu: „Aus diesen Gründen ist diese Dame, wenn ihr nicht euern Spruch in der kurzen Zeit geändert habt, und sonderlich Niccoluccio nicht, verdientermaßen mein Eigen und niemand kann sie mir mit gerechtem Anspruche abfordern." Niemand antwortete darauf, sondern alle warteten, was er weiter sagen werde. Niccoluccio und die andern, die da waren, und die Dame weinten vor Rührung; aber Messer Gentile stand auf, nahm das Kindlein in seinen Arm und die Dame bei der Hand, trat auf Niccoluccio zu und sagte: „Steh auf, Gevatter, deine Frau, die deine und ihre Verwandten weggeworfen haben, gebe ich dir nicht wieder, aber ich will dir diese Dame, meine Gevatterin, schenken samt ihrem Knäblein, das sicherlich aus deinem Blute ist und das ich aus der Taufe gehoben und Gentile genannt habe: und ich

bitte dich, laß sie dir darum nicht weniger teuer sein, weil sie fast drei Monate in meinem Hause gewesen ist; denn ich schwöre dir bei demselben Gotte, der mir einst die Liebe zu ihr vielleicht deswegen eingeflößt hat, damit diese Liebe, wie es auch eingetroffen ist, der Anlaß zu ihrer Rettung werde, daß sie niemals, weder bei ihrem Vater noch bei ihrer Mutter noch bei dir, ehrbarer gelebt hat als in meinem Hause bei meiner Mutter.“ Und nach diesen Worten wandte er sich zur Dame und sagte: „Madonna, hiermit entbinde ich Euch aller Versprechen, die Ihr mir gegeben habt, und überlasse Euch in Freiheit Euerm Gatten.“ Und er legte sie und das Kind Niccoluccio in die Arme und ging zu seinem Sitze zurück. Voller Sehnsucht empfing Niccoluccio seine Frau und sein Kind, um so freudiger, je ferner ihm alle Hoffnung gewesen war, und dankte dem Ritter nach seinem besten Können und Wissen; und auch die andern, die allesamt vor Rührung weinten, priesen den Ritter höchlich, und jedermann, der es hörte, pries ihn. Mit wundersamer Freude wurde die Dame in ihrem Hause empfangen, und wie eine Wiedererstandene wurde sie lange Zeit von den Bolognesern angestaunt; und Messer Gentile blieb stets der Freund von Niccoluccio und seinen und ihren Verwandten. Was werdet Ihr nun sagen, meine gütigen Damen? Werdet Ihr dafürhalten, daß die Tat eines Königs, das Zepter und die Krone zu verschenken, oder die Tat eines Abtes, einen Missetäter mit dem Papste zu versöhnen, ohne

daß es ihn etwas gekostet hätte, oder die Tat eines Greises, dem Messer seines Feindes die Kehle zu bieten, zu vergleichen sei mit der Tat Messer Gentiles? Der war ein Jüngling und feurig und glaubte einen gerechten Anspruch auf das zu haben, was die Unachtsamkeit der andern weggeworfen und was er zu seinem Glücke aufgelesen hatte, hat aber nicht nur ehrbar seine Glut gemäßigt, sondern auch das, was er seit langem mit allen seinen Sinnen ersehnt und zu rauben getrachtet hatte, zurückgegeben, als es sein war. Wahrlich, nichts was bisher erzählt worden ist, scheint mir dieser Großmut zu gleichen.

FÜNFTE GESCHICHTE

Madonna Dianora verlangt von Messer Ansaldo im Jänner einen Garten, so schön wie im Mai. Messer Ansaldo gibt ihn ihr, indem er sich einem Schwarzkünstler verpflichtet. Ihr Gatte gestattet ihr, Messer Ansaldo zu Willen zu sein; der entbindet sie, als er von dieser Großmut ihres Gatten hört, ihres Versprechens, und der Schwarzkünstler entbindet Messer Ansaldo, ohne von ihm etwas nehmen zu wollen.

VON jedem in der ganzen Gesellschaft war Messer Gentile mit Lob bis in den Himmel erhoben worden, als der König Emilia auftrug fortzufahren; und die fing dreist und als ob sie nur darauf gewartet hätte, reden zu dürfen, also an: Niemand, meine lieblichen Damen, wird mit Recht sagen können, daß Messer Gentile nicht großherzig gehandelt habe; wenn man aber sagen wollte, daß es

unmöglich sei, noch großherziger zu handeln, so wäre es vielleicht nicht gar so schwierig, zu beweisen, daß das doch möglich ist, und das gedenke ich Euch in meinem Geschichtchen darzutun.

In Friaul, einem zwar kalten, aber wegen seiner schönen Berge, vielen Flüsse und klaren Quellen heitern Lande, ist eine Stadt, Udine genannt, und dort war eine schöne edle Dame, Madonna Dianora mit Namen und Gattin eines vornehmen, reichen Mannes, der Gilberto hieß und von großer Liebenswürdigkeit und Offenherzigkeit war. Und diese Dame wurde, wie sie es auch verdiente, ihrer trefflichen Eigenschaften wegen innig von einem edeln, vornehmen Herrn geliebt, der Messer Ansaldo Gradense hieß, einem Manne von hohem Stande, der durch Waffentaten und ritterlichen Sinn allbekannt war. Obwohl er in seiner glühenden Liebe alles, was er nur konnte, tat, um von ihr geliebt zu werden, und sie oft darum durch Botschaften bestürmte, blieb doch all seine Mühe eitel. Und da der Dame sein Drängen widerwärtig war und da sie einsah, daß er, obwohl sie ihm alles abschlug, was er verlangte, doch nicht abließ, sie zu lieben und sie zu bestürmen, gedachte sie sich ihn durch ein unerhörtes und ihrer Meinung nach unmögliches Verlangen vom Halse zu schaffen, und so sagte sie eines Tages zu einem Weibe, das zu often Malen in seinem Auftrage zu ihr kam: „Gutes Weib, gar oft hast du mir versichert, daß mich Messer Ansaldo über alles liebe, und hast mir in seinem Namen wundersame

Geschenke geboten, aber die mag er sich behalten, weil ich mich ihretwegen nie entschließen werde, ihn zu lieben oder ihm zu willfahren; könnte ich aber sicher sein, daß er mich wirklich so liebt, wie du sagst, würde ich mich ohne Fehl entschließen, ihn zu lieben und seinen Willen zu tun: will er mir also darüber durch das, was ich verlangen werde, den Beweis liefern, so bin ich zu seinen Befehlen bereit.“ Das gute Weib sagte: „Was ist das, Madonna, was Ihr begehrt, daß er tun soll?“ Die Dame antwortete: „Was ich begehre, ist das: ich will im kommenden Monat Jänner in der Nähe dieser Stadt einen Garten mit grünen Kräutern, mit Blumen und mit belaubten Bäumen, nicht anders als ob es Mai wäre, und wenn er mir den nicht schafft, soll er mir weder dich noch eine andere jemals mehr schicken; denn wenn er mich weiter bestürmte, so würde ich ihn mir vom Halse zu schaffen trachten, indem ich mich darüber bei meinem Gatten und meinen Verwandten beklagte, statt wie ich bis jetzt getan habe, alles vor ihnen geheimzuhalten.“ Obwohl dem Ritter, als er hörte, was seine Dame verlangte und vorschlug, die Ausführung gar schwer und schier unmöglich schien, und obwohl er erkannte, daß sie es aus sonst keinem Grunde verlangt hatte, als um ihm jede Hoffnung zu nehmen, entschloß er sich trotzdem, versuchen zu wollen, was davon auszurichten sei; und er ließ in vielen Gegenden der Welt suchen, ob sich niemand finde, der ihm mit Rat und Tat an die Hand ginge, und so

stieß er auf einen, der sich erbot, es gegen gute Bezahlung durch die schwarze Kunst auszurichten. Da Messer Ansaldo mit ihm um eine große Summe Geldes einig wurde, erwartete er freudig die ihm bestimmte Zeit. Als die gekommen war und grimmige Kälte herrschte und alles voll Schnee und Eis war, bewirkte es der tüchtige Mann in der Nacht vor dem ersten Jänner, daß auf einer wunderschönen Wiese in der Nähe der Stadt am Morgen ein Garten erstand, der nach dem Zeugnisse aller, die ihn sahen, schöner war, als man je einen gesehn hatte, mit Kräutern und Bäumen und Früchten aller Arten. Messer Ansaldo, der ihn mit der größten Freude sah, ließ sofort einige der schönsten Früchte und der schönsten Blumen, die dort waren, pflücken und sie seiner Dame heimlich überreichen und sie einladen, den von ihr verlangten Garten zu besichtigen, damit sie daraus die Überzeugung von seiner Liebe zu ihr gewinne und sich an ihr ihm gegebenes und mit einem Eide bekräftigtes Versprechen erinnere und es ihm nun als rechtschaffene Frau zu erfüllen trachte. Als die Dame, die schon viel von dem wunderbaren Garten hatte erzählen hören, die Blumen und die Früchte sah, begann sie ihr Versprechen zu bereuen. Aber samt all ihrer Reue ging sie doch aus Neugierde mit vielen Damen der Stadt den Garten besichtigen; und nachdem sie ihn, ohne ihr Staunen zu verhehlen, gar sehr gelobt hatte, kehrte sie bekümmerter als irgendeine nach Hause zurück, weil sie an das dachte, wozu sie sich verpflichtet

hatte, und ihr Kummer war so groß, daß sie ihn nicht verbergen konnte, sondern daß er, weil er sich in ihrem Äußern zeigte, von ihrem Gatten bemerkt werden mußte, und der wollte von ihr durchaus die Ursache erfahren. Lange schwieg die Dame aus Scham; endlich aber eröffnete sie ihm notgedrungen alles. Zuerst war Gilberto, als er das hörte, heftig aufgebracht; da er aber dann die lautere Absicht der Dame betrachtete, sagte er, besser beraten, nachdem er seinen Zorn verscheucht hatte: „Dianora, es ist nicht die Art einer klugen und auch nicht die einer ehrbaren Frau, dergleichen Botschaften anzuhören und sich mit irgend jemand in einen Handel über ihre Keuschheit einzulassen. Die Worte, die durch die Ohren ins Herz dringen, haben eine größere Macht, als viele glauben, und den Liebenden ist schier nichts unmöglich: du hast also schlecht getan, zuerst durch das Anhören und dann durch den Handel; weil ich aber die Lauterkeit deiner Seele erkenne, will ich dir, um dich von dem Bande deines Versprechens zu lösen, etwas zugestehn, was vielleicht ein anderer nicht täte: dazu verleitet mich auch noch die Furcht vor dem Schwarzkünstler, durch den uns vielleicht Messer Ansaldo, wenn du ihn hintergingest, etwas antun lassen könnte. Ich will, daß du zu ihm gehst und, wenn du's nur irgendwie kannst, trachtest, deines Versprechens, ohne daß deine Ehre verletzt würde, ledig zu werden; wenn es aber anders unmöglich ist, dann gib ihm für dieses Mal deinen Körper hin, aber nicht deine

Seele.“ Über diese Worte ihres Gatten weinte die Dame und beteuerte, daß sie eine solche Gunst von ihm nicht wolle. Obwohl sie das oft und oft beteuerte, bestand Gilberto doch auf seinem Willen. Die Dame begab sich also am nächsten Morgen gegen Sonnenaufgang, ohne sich viel geschmückt zu haben, mit zwei Dienern, die vorausgingen, und einer Kammerfrau, die ihr folgte, zu Messer Ansaldo. Als dieser hörte, daß seine Dame zu ihm gekommen sei, stand er, baß verwundert, auf, ließ den Schwarzkünstler rufen und sagte zu ihm: „Ich will, daß du siehst, was für ein Gut mich deine Kunst hat gewinnen lassen.“ Dann ging er ihr entgegen und empfing sie, ohne einer unzüchtigen Begierde Ausdruck zu geben, mit einer ehrerbietigen Verbeugung; und sie traten alle drei in ein hübsches Gemach, wo ein großes Feuer brannte, und dort sagte er, nachdem er ihr einen Sitz hatte bringen lassen: „Madonna, ich bitte Euch, daß Ihr es Euch, wenn die lange Liebe, die ich zu Euch getragen habe, irgendeinen Lohn verdient, nicht verdrießen lasset, mir den wahren Grund zu eröffnen, der Euch zu einer solchen Stunde und mit solcher Begleitung hat hierherkommen lassen.“ Voll Scham und schier mit Tränen in den Augen antwortete die Dame: „Messer, weder Liebe zu Euch noch mein beschworenes Versprechen hat mich hierhergeführt, sondern mein Gatte hat mich hierhergehen heißen, weil er auf die Bemühungen Euerer zügellosen Liebe eine größere Rücksicht nimmt als auf seine und

meine Ehre; und auf seinen Befehl bin ich für dieses Mal zu allem bereit, was Euch beliebt." Hatte sich Messer Ansaldo schon vorher gewundert, so begann er sich, als er die Dame hörte, noch mehr zu wundern; und gerührt von der Großmut Gilbertos, begann er seine Glut in Mitleid zu verkehren und sagte: „Madonna, nie möge es Gott zulassen, daß ich, wie die Sachen nach Euern Worten stehn, der Schänder der Ehre dessen würde, der Mitleid mit meiner Liebe hat; und darum soll Euere Anwesenheit hier, solange sie Euch gefallen wird, nicht anders sein, als ob Ihr meine Schwester wäret, und Ihr mögt, wann es Euch beliebt, frei weggehn, nur bitte ich Euch, daß Ihr Euerm Gatten für so viel Edelmut, wie er gezeigt hat, den Euch gebührend scheinenden Dank abstattet und mich für alle Zukunft als Euern Bruder und Diener anseht." Als die Dame diese Worte hörte, sagte sie, fröhlicher als je: „Mit Rücksicht auf Euere Trefflichkeit hätte mich nichts verleiten können, zu glauben, daß aus meinem Kommen etwas andres erfolgen werde, als das, was ich jetzt sehe, das Ihr tut und wofür ich Euch immerdar verpflichtet sein werde." Und nachdem sie sich verabschiedet hatte, kehrte sie, ehrenvoll geleitet, zu Gilberto zurück und erzählte ihm, was geschehn war; darob entspann sich zwischen ihm und Messer Ansaldo eine innige und treue Freundschaft. Der Schwarzkünstler, dem sich Messer Ansaldo die versprochene Bezahlung zu geben anschickte, sagte, weil er die Freigebigkeit Gilbertos

gegen Messer Ansaldo und die Messer Ansaldos gegen die Dame gesehn hatte: „Gott behüte, daß ich, da ich gesehn habe, wie freigebig Gilberto mit seiner Ehre und Ihr mit Euerer Liebe waret, nicht ebenso freigebig mit meinem Lohne sei; darum soll er, weil ich sehe, daß er bei Euch in guten Händen ist, Euer bleiben.“ Beschämt trachtete ihn der Ritter zu bewegen, daß er entweder alles oder einen Teil annehme; aber seine Mühe blieb eitel. Als der Schwarzkünstler seinen Garten nach drei Tagen weggeschafft hatte und nun abreisen wollte, entließ ihn Messer Ansaldo; und indem er die begehrliche Liebe zu der Dame in seinem Herzen ertötete, verblieb ihm nur noch die Flamme einer ehrbaren Zuneigung. Was sollen wir davon sagen, meine liebenswürdigen Damen? Wollen wir die halbtote Dame oder die durch eine kraftlos gewordene Hoffnung erkaltete Liebe der vorigen Geschichte höher stellen als die Freigebigkeit dieses Messer Ansaldo, der in heißerer Liebe als je und schier brennend von größerer Hoffnung die so lange verfolgte Beute in den Händen gehabt hat? Töricht schiene es mir zu glauben, daß die Großmut Messer Gentiles mit der Messer Ansaldos verglichen werden könnte.

SECHSTE GESCHICHTE

Der siegreiche König Karl der Ältere, der sich in ein junges Mädchen verliebt hat, schämt sich seines törichten Gedankens und verheiratet sie und ihre Schwester ehrenvoll.

WOLLTE einer ausführlich die verschiedenen Gespräche erzählen, die unter den Damen darüber stattfanden, ob sich in der Geschichte von Madonna Dianora Gilberto oder Messer Ansaldo oder der Schwarzkünstler einer höhern Großmut beflissen habe, so würde das allzu lang sein. Nachdem aber der König die Erörterung ein Weilchen geduldet hatte, befahl er Fiammetta mit einem Blicke, durch ihre Geschichte dem Streite ein Ende zu machen, und die begann ohne allen Verzug: Stets war ich der Meinung, meine besten Damen, daß man in Gesellschaften, wie die unsere eine ist, so breit sprechen müsse, daß nicht die allzu große Knappheit zum Anlasse einer Erörterung über die in dem Gesagten liegende Absicht werden könne. So etwas ist mehr für die jungen Gelehrten an den Schulen am Platze als bei uns, die wir kaum dem Rocken und der Spindel gewachsen sind. Und darum werde ich, weil ich Euch im Wortwechsel über das bisher Erzählte sehe, darauf verzichten, etwas zweifelhaftes, das ich vielleicht im Sinne gehabt hätte, vorzubringen, und werde Euch dafür, nicht etwa von einem geringen Menschen, sondern von einem wackern Könige erzählen, wie er ritterlich gehandelt hat und ohne sich an seiner Ehre das geringste zu vergehen.

Jede von Euch hat wohl schon oft den König Karl den Ältern oder Ersten erwähnen hören, der durch sein großartiges Unternehmen und später durch den glorreichen Sieg über König Manfred die Ghibellinen aus Florenz verjagt und die Welfen zurückgeführt hat. Aus diesem Grunde verließ ein Ritter, Messer Neri decli Uberti genannt, mit seiner ganzen Familie und vielem Gelde die Stadt, wollte sich aber nirgend anderswohin begeben, als unter den Schutz König Karls, und zog, um an einem einsamen Orte zu weilen und sein Leben in Ruhe zu endigen, nach Castello da Mare di Distabia; und dort kaufte er, vielleicht einen Bogenschuß von den Siedlungen der Stadt entfernt, zwischen Oliven und Nußbäumen und Kastanien, woran die Gegend einen Überfluß hat, eine Besitzung, errichtete ein hübsches, geräumiges Haus und legte daneben einen anmutigen Garten an und mitten darin, nach unserer Weise, da er fließendes Wasser genug zur Verfügung hatte, einen hübschen kleinen Weiher, den er mühelos mit vielerlei Fischen füllte. Und indem er sich mit nichts sonst abgab, als seinen Garten tagtäglich zu verschönern, geschah es, daß König Karl zur heißen Jahreszeit, um sich ein wenig zu erholen, nach Castello da Mare kam; als er dort von der Schönheit des Gartens Messer Neris hörte, begehrte er ihn zu sehn, und da er hörte, wer der Eigentümer war, gedachte er sich gegen den Ritter, weil der von einer gegnerischen Partei war, um so freundlicher zu beweisen, und ließ ihm sagen, daß er am folgenden

Abende mit vier Begleitern in seinem Garten ohne alle Umstände essen wolle. Das war Messer Neri sehr lieb: er bereitete alles prächtig vor und verabredete mit seiner Familie, was zu tun sei; dann empfing er den König in seinem schönen Garten so freudig, wie er nur konnte und wußte. Nachdem der König den ganzen Garten und das Haus Messer Neris mit vielem Beifalle besehn hatte, setzte er sich nach dem Händewaschen an einen der neben dem Weiher aufgestellten Tische, hieß den Grafen Guido di Monforte, der einer seiner Begleiter war, sich an die eine Seite von ihm setzen und Messer Neri an die andere und befahl den übrigen dreien, die mit ihm gekommen waren, sie sollten sie nach den von Messer Neri getroffenen Anordnungen bedienen. Die Speisen, die aufgetragen wurden, waren schmackhaft und der Wein gar gut und köstlich und alles ging in schönster Ordnung und lobenswert ohne Lärm oder Verstimmung vonstatten; und das fand allen Beifall des Königs. Und während er heiter aß und sich der einsamen Stille des Ortes erfreute, da betraten zwei Mädchen den Garten, beide etwa fünfzehn Jahre alt, mit Haaren, so blond wie Goldfäden und durchaus geringelt und umwunden mit einem leichten Kranze von Immergrün, und so lieblich und schön von Antlitz, daß sie eher Engel zu sein schienen als etwas andres; und bekleidet waren sie mit Gewändern aus schneeweißem dünnem Linnen, die sie auf dem bloßen Leibe trugen und die oberhalb des Gürtels eng anliegend waren, unten aber

wie ein Zeltdach weiter wurden und bis zu den Füßen reichten. Die, die voranging, trug auf den Schultern zwei Fischernetze, die sie mit der linken Hand festhielt, und in der rechten hatte sie einen langen Stab; die, die hinter ihr kam, hatte auf der linken Schulter eine Pfanne und unter dem linken Arme ein Reisigbündel und in der Hand einen Dreifuß und in der andern Hand einen Krug mit Öl und eine angezündete Fackel. Über diesen Anblick verwunderte sich der König und wartete neugierig, was es bedeuten sollte. Ehrbar und verschämt traten die Mädchen vor und verbeugten sich vor dem Könige und gingen zu der Stelle, wo man in den Weiher stieg; die, welche die Pfanne hatte, legte sie und die andern Sachen nieder und nahm den Stab, den die andere trug, und nun stiegen beide in den Weiher, dessen Wasser ihnen bis zur Brust reichte. Sofort zündete ein Diener Messer Neris das Feuer an, setzte die Pfanne auf den Dreifuß, goß Öl hinein und wartete nun auf die Fische, die ihm die Mädchen zuwerfen sollten. Die eine scheuchte die Fische auf, wo sie wußte, daß sie sich verbargen, die andere hielt das Netz bereit, und so fingen sie zum größten Vergnügen des Königs, der aufmerksam zusah, in kurzer Zeit eine Menge Fische, und die warfen sie dem Diener zu, der sie schier noch lebendig in die Pfanne tat; darauf begannen sie, wie sie unterwiesen worden waren, schönere zu fangen und auf den Tisch vor den König und den Grafen Guido und ihren Vater zu werfen. Die Fische hüpf-

ten auf dem Tische umher, und das machte dem König ein wundersames Vergnügen; und er nahm ebenso etliche und warf sie den Mädchen höflich zurück, und so scherzten sie eine Weile, bis der Diener seine Fische gebraten hatte, die nach Messer Neris Auftrag mehr als ein Zwischengericht, denn als eine köstliche, leckere Speise dem Könige vorgesetzt wurden. Als die Jungfrauen genug gefangen hatten und sahen, daß die Fische gebraten waren, stiegen sie aus dem Weiher, und ihr dünnes weißes Gewand hatte sich ihnen so an den Leib geschmiegt, daß es schier nichts an ihrem lieblichen Körper verbarg; und nachdem jede die Sachen, die sie mitgebracht hatte, aufgehoben hatte, schritten sie schamhaft vor dem Könige vorbei und kehrten ins Haus zurück. Der König und der Graf hatten ebenso wie die, die sie bedienten, die Mädchen genau betrachtet, und jeder hatte sie bei sich wegen ihrer Schönheit und ihrer Wohlgestalt und überdies wegen ihrer lieblichen Sittsamkeit gepriesen; mehr als allen andern aber hatten sie dem Könige gefallen. Er hatte, als sie aus dem Wasser kamen, jeden Teil ihres Körpers so genau betrachtet, daß er es in diesen Augenblicken nicht gefühlt hätte, wenn er gestochen worden wäre; und indem er immer mehr an sie dachte, ohne daß er gewußt hätte, wer und was sie seien, fühlte er in seinem Herzen ein glühendes Begehren, ihnen zu gefallen, woran er denn gar leichtlich erkannte, er sei im Begriffe, verliebt zu werden, wenn er sich nicht in acht nehme, und dabei wußte er aber selbst

nicht, welche von beiden die sei, die ihm mehr gefalle, so ähnlich waren sie einander in allen Stücken. Als er aber diesen Gedanken eine Zeitlang nachgehangen hatte, wandte er sich zu Messer Neri und fragte ihn, wer die zwei Jungfrauen seien: Messer Neri antwortete ihm: „Gnädiger Herr, das sind meine Töchter, Zwillingskinder, und die eine heißt Ginevra die Schöne und die andere Isotta die Blonde. Der König pries sie höchlich und riet ihm, sie zu verheiraten. Dessentwegen entschuldigte sich Messer Neri mit seinem geringen Vermögen. Als unterdessen das Mahl vorüber war bis auf die Früchte, kamen die beiden Mädchen in Leibchen aus schönem Zendeltaffet mit zwei großen silbernen Platten voll mancherlei Früchte, wie sie die Jahreszeit brachte, und setzten sie vor den König auf den Tisch. Dann traten sie etwas zurück und begannen ein Lied zu singen, dessen Worte also begannen:

Liebe, wohin ich gekommen bin,
Läßt sich nicht lang erzählen,

und das mit solcher Süßigkeit und so anmutig, daß es den König, der sie betrachtete und ihnen zuhörte, deuchte, alle Chöre der Engel seien dort herabgestiegen, um zu singen. Und als der Gesang beendigt war, ließen sie sich auf die Knie nieder und baten den König ehrerbietig, sie zu beurlauben, und das bewilligte er ihnen, obwohl ihn ihr Weggehn schmerzte, mit heiterm Gesichte. Da also das Mahl zu Ende war, stiegen der König und seine Begleiter zu Pferde, verließen Messer Neri und kehrten, von dem und

jenem sprechend, ins Hoflager zurück. Hier konnte der König, der seine Neigung verborgen hielt, trotz allen wichtigen Geschäften, die ihn in Anspruch nahmen, doch die Schönheit und Anmut Ginevras der Schönen nicht vergessen, der zuliebe er auch die ihr ähnliche Schwester liebte, so daß er sich so in den Schlingen der Liebe verstrickte, daß er schier an nichts andres zu denken vermochte; und indem er Vorwände gebrauchte, unterhielt er mit Messer Neri einen vertrauten Verkehr und besuchte ihn oft in seinem Garten, um Ginevra zu sehn. Als ers aber nicht länger aushalten konnte und er schon, weil er keinen andern Weg vor sich sah, auf den Einfall geraten war, dem Vater nicht nur das eine, sondern beide Mädchen wegzunehmen, enthüllte er dem Grafen Guido sowohl seine Liebe als auch seinen Plan; und der Graf, der ein wackerer Mann war, sagte zu ihm: „Gnädiger Herr, ich bin baß erstaunt über das, was Ihr mir sagt, und mein Staunen ist um so größer, als es vielleicht bei einem andern wäre, je mehr ich Euern Lebenswandel von Kindheit auf bis jetzt besser zu kennen glaube, als irgendein anderer. Und da ich bei Euch auch in der Jugendzeit, wo doch die Liebe viel leichter hätte ihre Klauen ausstrecken müssen, nie eine solche Leidenschaft gekannt zu haben glaube, so dünkt mich diese Wahrnehmung, daß Ihr Euch jetzt an der Schwelle des Greisenalters verliebt habt, so seltsam und fremd, daß es mir schier ein Wunder scheint; und wenn es daher meine Sache wäre, Euch zu tadeln, so wäre ich

nicht verlegen, was ich Euch zu sagen hätte in Anbetracht, daß Ihr noch immer mit den Waffen in der Hand in einem erst neugewonnenen Reiche seid, unter einem Euch unbekannten Volke voller List und Verrat, daß Ihr überhäuft seid mit den größten Sorgen und den wichtigsten Geschäften, daß Ihr Euch noch immer keine Ruhe habt gönnen dürfen und daß Ihr bei alledem der schmeichlerischen Liebe Raum gegeben habt. Das ist nicht die Art eines hochherzigen Königs, sondern die eines kleinmütigen Knaben. Und überdies, und das ist viel schlimmer, sagt Ihr, daß Ihr überlegt habt, die beiden Töchter dem armen Ritter wegzunehmen, der Euch in seinem Hause über sein Vermögen geehrt und sie Euch, um Euch noch mehr zu ehren, schier nackt gezeigt hat, wodurch er dargetan hat, wie groß das Vertrauen ist, das er in Euch setzt, und daß er überzeugt ist, daß Ihr ein König seid und kein räuberischer Wolf. Ist es denn so rasch Euerm Gedächtnis entschwunden, daß es gerade die von Manfred verübten Vergewaltigungen der Frauen waren, die Euch den Eingang in dieses Reich geöffnet haben? Was für ein Verrat ist je begangen worden, der ewige Strafen mehr verdient hätte als der, den Ihr beginget, wenn Ihr dem, der Euch ehrt, seine Ehre nähmet und seine Hoffnung und seinen Trost? Was würde man von Euch sagen, wenn Ihr das tätet? Ihr meint vielleicht, es wäre eine genügende Entschuldigung, zu sagen: ‚Ich habe das getan, weil er ein Ghibelline ist.‘ Wäre das eine Gerechtigkeit eines Königs,

daß die, die sich, wer immer sie auch seien, unter seinen Schutz geflüchtet haben, also behandelt würden? Ich erinnere Euch daran, mein König, daß es Euch zu hohem Ruhme gereicht, Manfred überwunden zu haben; aber viel größer ist der Ruhm, sich selbst überwunden zu haben: und darum sage ich Euch, der Ihr andere zu leiten habt, überwindet Euch selbst und zügelt diese Begierde und wollet nicht das glorreich Erworbene mit einem solchen Makel beflecken." Bitter verwundeten diese Worte die Seele des Königs und bekümmerten ihn um so mehr, je mehr er einsah, daß sie wahr waren; darum sagte er nach einem heißen Seufzer: „Graf, wahrlich, jeder andere Feind, wie stark er auch sei, ist, glaube ich, für einen erfahrenen Krieger ein schwacher und leicht überwindbarer Gegner im Vergleiche zu der eigenen Begierde; wie groß auch das Leid sei und was für eine ungeheure Kraft erheischt werde, Euere Worte haben mich so angespornt, daß ich Euch, bevor noch allzu viele Tage vorbei sein werden, durch die Tat sehn lassen will, daß ich, ebenso wie ich andere zu überwinden weiß, auch meiner selbst Herr zu werden weiß." Und nach diesem Gespräche waren noch nicht viele Tage vergangen, als sich der König, der nach Neapel zurückgekehrt war, sowohl um sich jede Gelegenheit zu einer niedrigen Handlung zu nehmen, als auch um den Ritter für die von ihm empfangene Ehre zu belohnen, wie hart es auch für ihn war, einen andern zum Besitzer dessen zu machen, was er über alles für sich ersehnte,

nichtsdestoweniger entschloß, die beiden Mädchen zu verheiraten, aber nicht wie die Töchter Messer Neris, sondern als ob sie seine eigenen gewesen wären. Und indem er sie mit Einwilligung Messer Neris prächtig ausstattete, gab er Ginevra die Schöne an Messer Maffeo da Palizzi und Isotta die Blonde an Messer Guglielmo della Magna, die beide edle Ritter und große Herren waren; und nachdem er sie ihnen überantwortet hatte, begab er sich mit unbeschreiblichem Schmerze nach Apulien. Und er bändigte durch fortwährende Mühsal seine wilde Begierde so, daß er, als er die Liebesketten zersprengt und zerbrochen hatte, sein Leben lang dieser Leidenschaft ledig blieb. Vielleicht werden einige sein, die sagen werden, es sei ein kleines Ding für einen König, zwei Mädchen verheiratet zu haben, und das werde ich zugestehn; stets aber werde ich es sehr groß und überaus groß nennen, wenn wir sagen, daß es ein verliebter König war, der die, die er liebte, verheiratet hat, ohne von seiner Liebe Blatt, Blume oder Frucht gepflückt zu haben oder zu pflücken. So also hat der hochherzige König gehandelt, indem er den edeln Ritter hoch belohnt, die geliebten Mädchen rühmlich geehrt und sich selbst tapfer bezwungen hat.

SIEBENTE GESCHICHTE

König Peter, der von der glühenden Liebe gehört hat, die die sieche Lisa zu ihm trägt, spricht ihr zu; dann vermählt er sie an einen edeln Jüngling und küßt sie auf die Stirn und nennt sich fortan ihren Ritter.

NACH dem Ende von Fiammettas Erzählung war die männliche Großmut König Karls viel gelobt worden, wenn sich auch eine Dame, die eine Ghibellinin war, davon ausgeschlossen hatte, als Pampinea, der es der König aufgetragen hatte, begann: Es wird, meine verehrungswürdigen Damen, keinen verständigen Menschen geben, der nicht über den guten König Karl derselben Ansicht wäre wie ich, es sei denn, daß er ihm aus einem andern Grunde übel wollte; weil mir aber etwas nicht minder lobenswertes einfällt, was einer seiner Gegner für ein junges Mädchen aus Florenz getan hat, so will ich Euch das erzählen.

Zu der Zeit, wo die Franzosen aus Sizilien vertrieben wurden, war in Palermo ein Landsmann von uns, ein Spezereihändler mit Namen Bernardo Puccini, ein sehr reicher Mann, der von seiner Frau als einziges Kind eine sehr schöne, schon mannbare Tochter hatte; und König Peter von Aragonien, der damals Herr der Insel geworden war, veranstaltete mit seinen Baronen in Palermo wundersame Festlichkeiten. Da er dabei an einem Lanzenbrechen nach catalanischer Weise teilnahm, geschah es, daß ihn die Tochter Bernardos, Lisa geheißen, von einem

Fenster, wo sie mit andern Frauen war, rennen sah, und er gefiel ihr so wundersam, daß sie sich, ihn hin und wieder anblickend, glühend in ihn verliebte; und nach dem Feste konnte sie, im Hause ihres Vaters weilend, an nichts sonst denken als an ihre hohe und erhabene Liebe. Und was sie dabei am meisten kränkte, war die Erkenntnis ihres niedrigen Standes, die ihr fast keine Hoffnung ließ, zu einem glücklichen Ende zu gelangen; trotzdem wollte sie ihrer Liebe zum Könige nicht entsagen, wagte sie aber auch aus Furcht vor größerm Ungemach nicht zu offenbaren. Der König hatte davon nichts wahrgenommen und kümmerte sich auch nicht darum: und so litt sie denn einen unerträglichern Schmerz, als man sich denken kann. Auf diese Art geschah es, daß das schöne Mädchen, weil die Liebe in ihr fort und fort wuchs und Schwermut über Schwermut über sie kam, endlich am Ende ihrer Kräfte war und erkrankte und sich von Tag zu Tag zusehends verzehrte, wie der Schnee an der Sonne. Betrübt über dieses Siechtum standen ihr die Eltern mit ununterbrochenen Tröstungen und mit Ärzten und Arzneien bei; aber alles war eitel, weil sie sich, an ihrer Liebe verzweifelnd, vorgenommen hatte, nicht länger leben zu wollen. Nun geschah es, daß ihr, weil ihr der Vater anbot, allen ihren Willen zu tun, der Gedanke kam, ihre Liebe und ihren Vorsatz, wenn dies auf eine anständige Art anginge, vor ihrem Tode den König wissen zu lassen; und darum bat sie eines Tages ihren Vater, Minuccio von Arezzo kommen

zu lassen, der damals als ein gar trefflicher Sänger und Spielmann galt und bei König Peter gern gesehen war. Da Bernardo meinte, Lisa wolle ihn singen und spielen hören, ließ er ihm das sagen, und Minuccio, der ein gefälliger Mann war, kam unverzüglich; und nachdem er sie mit liebreichen Worten etwas getröstet hatte, spielte er ihr ein paar süße Weisen auf seiner Viola und sang ihr dann etliche Lieder: und das war für die Liebe des Mädchens Feuer und Flamme, statt daß es sie, wie er glaubte, getröstet hätte. Hierauf sagte das Mädchen, daß es ihm allein ein paar Worte sagen wolle; als darum alle hinausgegangen waren, sagte sie: „Minuccio, ich habe dich zu einem treuen Bewahrer meines Geheimnisses erwählt, in der Hoffnung, einmal, daß du es nie jemand anderm als dem, den ich dir sagen werde, enthüllen wirst, und dann, daß du mir darin nach deinen Kräften helfen wirst: und darum bitte ich dich. Du mußt also wissen, Minuccio, daß ich unsern Herrn, den König Peter, an dem Tage, wo er das große Fest wegen seiner Thronbesteigung veranstaltet hat, bei seinem Lanzenstechen in einer solchen Stunde gesehn habe, daß sich aus Liebe zu ihm in meiner Seele ein Feuer entzündet hat, das mich in den Zustand, den du siehst, gebracht hat; und in der Erkenntnis, wie schlecht sich für mich diese Liebe zu meinem Könige schickt, habe ich es, weil ich sie weder verscheuchen noch vermindern kann und weil ich über die Maßen schwer an ihr zu tragen habe, als kleineres Übel erwählt,

sterben zu wollen, und das werde ich auch tun. Und es ist wahr, daß ich völlig ungetröstet von hinnen ginge, wenn er es nicht früher erführe; und weil ich nicht weiß, durch wen ich ihm meinen Entschluß besser mitteilen lassen könnte als durch dich, so will ich dir das übertragen und bitte dich, mirs nicht abzuschlagen, und wenn du's getan hast, so laß es mich wissen, damit ich mich durch einen getrösteten Tod von dieser Pein erlöse." Und nachdem sie das weinend gesagt hatte, schwieg sie. Voll Verwunderung über ihre Hochsinnigkeit und ihren harten Vorsatz, fühlte er herzliches Mitleid mit ihr; plötzlich aber schoß ihm ein Gedanke durch den Sinn, wie er ihr auf eine ehrbare Art dienen könne, und er sagte zu ihr: „Lisa, ich verpfände dir meine Treue, so daß du sicher sein kannst vor jedem Truge; und mit allem Lobe, daß du dich eines so hohen Beginnens unterfangen hast, deinen Sinn auf einen so großen König zu richten, biete ich dir meine Hilfe an, durch die ich es, wenn du dich beruhigen willst, zu bewerkstelligen hoffe, daß ich dir, bevor noch der dritte Tag um ist, eine Kunde bringen kann, die dir überaus lieb sein wird: und um keine Zeit zu verlieren, will ich sogleich ans Werk gehn." Lisa bat ihn noch einmal inständigst, versprach ihm, sich zu beruhigen, und hieß ihn in Gottes Namen gehn. Minuccio schied von ihr, suchte einen gewissen Mico aus Siena auf, der damals ein trefflicher Verskünstler war, und nötigte ihn durch Bitten, ein Lied zu machen, und das lautete:

Geh, Amor, geh zu meinem hohen Herrn
Und sag ihm, daß ich heiße Pein erleide,
Daß ich vom Leben scheide,
Aus Scheu verhüllend meiner Hoffnung Stern.

O Amor, dich ruf ich mit Händeringen,
Geh hin zu des Gebieters Aufenthalt:
Sag ihm, wie meine Pulse nach ihm ringen,
Wie ihm mein armes Herz entgegenwallt,
Wie in den Gluten, die mich ganz durchdringen,
Ich sterben muß und ahne schon, wie bald
Mit mir vergehen wird die Allgewalt
Der Pein, die ich mit Furcht und Scham im stillen
Erdulde seinetwillen;
O Amor, sag es meinem Herrn.

Als diese Liebe jäh in mir erwachte,
Gabst du der zagen, Amor, nicht den Mut,
Daß ich ein einzig Mal ihn ahnen machte,
Geschweige sehn, wie mich erschöpft die Glut
Um ihn, der so in Todesnot mich brachte,
Daß so zu sterben wahrlich wehe tut.
Vielleicht verschmähte nicht sein Edelmut,
Zu hören, wie der Schmerz mir nagt am Leben,
Hätt er mir Mut gegeben,
Mein Leid zu klagen meinem hohen Herrn.

Nun dir es, Amor, nicht genehm gewesen,
Der Liebe so viel Kühnheit zu verleihn,
Daß ich ihn hätt im Herzen lassen lesen
Durch Botschaft oder durch den Augenschein,

So mögst du meine Sache selbst verwesen:
Geh hin zu ihm, laß eingedenk ihn sein
Des Tags, da er in edler Ritter Reihn
Mit Schild und Speer im Waffenspiel sich wiegte
Und dieses Herz besiegte,
Das sich verzehrt um meinen hohen Herrn.

Zu diesen Worten setzte Minuccio sogleich eine süße, rührende Weise, wie sie ihr Inhalt erforderte; und am dritten Tage ging er zu einer Zeit an den Hof, wo der König Peter noch beim Essen war, und der sagte ihm, er solle etwas zu seiner Viola singen. Nun begann er das Lied so süß zu spielen und zu singen, daß alle, so viele ihrer im königlichen Saale waren, Verzückten glichen, so still lauschten sie, und der König schier mehr als die andern. Und als Minuccio geendet hatte, fragte ihn der König, woher dieses Lied stamme, das er noch nie gehört zu haben glaube. „Gnädiger Herr," antwortete Minuccio, „es sind noch keine drei Tage her, daß die Worte gemacht worden sind und die Weise." Als ihn dann der König fragte, für wen, antwortete er: „Das wage ich niemand zu entdecken als Euch." Begierig, es zu hören, ließ ihn der König, als die Tische weggenommen waren, in sein Gemach kommen, und dort erzählte Minuccio alles der Reihe nach, wie ers gehört hatte. Sehr erfreut darüber lobte der König das Mädchen höchlich und sagte, mit einem so trefflichen Mädchen heiße es Mitleid haben, und darum solle er in seinem Namen zu ihr

gehn und sie trösten und ihr sagen, daß er sie ohne Fehl an diesem Tage gegen Abend besuchen kommen werde. Glücklich, dem Mädchen eine so willkommene Zeitung bringen zu dürfen, ging Minuccio, ohne zu säumen, mit seiner Viola hin und erzählte ihr, indem er mit ihr allein sprach, alles, was geschehn war, und sang ihr dann das Lied zu seiner Viola. Darüber war das Mädchen so selig, daß sich auf der Stelle offenkundig sichtbare Zeichen der Genesung einstellten; und in heller Sehnsucht begann sie, ohne daß irgend jemand im Hause gewußt oder geahnt hätte, was das sei, den Abend zu erwarten, wo sie ihren Herrn sehn sollte. Der König, der ein leutseliger und gütiger Herr war, empfand, weil er das junge Mädchen und ihre Schönheit sehr wohl kannte, desto mehr Teilnahme für sie, je öfter er das ihm von Minuccio Erzählte überdachte; und gegen Abend stieg er zu Pferde, und kam, indem er so tat, als ritte er zu seinem Vergnügen, zu dem Hause des Spezereihändlers: dort ließ er bitten, ihm den schönen Garten, den der Spezereihändler hatte, zu öffnen, und ging hinein; und nach einem Weilchen fragte er Bernardo, was seine Tochter mache und ob er sie schon verheiratet habe. Bernardo antwortete: „Gnädiger Herr, sie ist noch nicht verheiratet, aber sie war und ist noch sehr krank: freilich geht es ihr seit der dritten Nachmittagsstunde wunderbarerweise besser.“ Sofort verstand der König, was es für ein Bewandtnis mit dieser Besserung hatte, und sagte: „Meiner Treu, es wäre jammerschade, wenn

ein so schönes Wesen so früh der Welt entrissen würde; wir wollen sie besuchen gehn.“ Und bald darauf begab er sich nur mit zwei Begleitern und mit Bernardo in ihr Gemach, trat ein und ging auf das Bett zu, wo ihn das Mädchen, etwas aufgerichtet, sehnsüchtig erwartete, nahm ihre Hand in die seine und sagte: „Madonna, was soll das bedeuten? Ihr seid jung und solltet der Trost anderer sein und Ihr laßt es Euch selber schlimm gehn: wir wollen Euch bitten, daß Ihr Euch uns zuliebe auf eine Weise aufrafft, daß Ihr bald genest.“ Als das Mädchen fühlte, wie der, den sie über alles liebte, ihre Hand berührte, fühlte sie, obwohl sie sich ein wenig schämte, doch so viel Wonne im Herzen, als ob sie im Paradiese gewesen wäre; und sie antwortete ihm, so gut sie konnte: „Mein Herr, daß ich meinen geringen Kräften zugemutet habe, eine allzu schwere Bürde auf sich zu nehmen, ist schuld an meiner Krankheit, von der Ihr mich, dank Euch, bald befreit sehn werdet.“ Nur der König verstand die verdeckte Sprache des Mädchens, und deshalb stieg seine Achtung für sie noch mehr, und zu often Malen verwünschte er bei sich selbst das Schicksal, das sie zur Tochter eines solchen Mannes gemacht hatte; und nachdem er eine Weile bei ihr geblieben war und ihr noch mehr zugesprochen hatte, verließ er sie. Diese Huld des Königs wurde hoch gepriesen und dem Spezereihändler und seiner Tochter zu hoher Ehre gerechnet; und über das Mädchen war eine solche Zufriedenheit gekommen, wie je über eine

Frau durch ihren Geliebten, und gefördert von besserer Hoffnung, genas sie in wenigen Tagen und wurde schöner, als sie je gewesen war. Als sie aber genesen war, stieg der König eines Tages, nachdem er mit der Königin Rat gehalten hatte, was für einen Lohn eine solche Liebe erheische, mit vielen Hofleuten zu Pferde, ritt zum Hause des Spezereihändlers, trat in den Garten und ließ den Spezereihändler und seine Tochter rufen; unterdessen war auch die Königin mit vielen Damen dorthin gekommen, und die zogen das Mädchen in ihre Gesellschaft und überhäuften sie mit Liebenswürdigkeiten. Und nach einem Weilchen riefen der König und die Königin Lisa herbei, und der König sagte zu ihr: „Treffliches Mädchen, die große Liebe, die Ihr zu uns getragen habt, hat Euch eine große Ehre bei uns erworben und wir wollen, daß Ihr Euch uns zuliebe damit zufrieden gebt: und diese Ehre ist die, daß wir, da Ihr doch mannbar seid, wollen, daß Ihr den zum Gatten nehmet, den wir Euch geben werden, wobei wir dessen ungeachtet die Absicht haben, uns immerdar Euern Ritter zu nennen, ohne für so viel Liebe von Euch mehr zu wollen, als einen einzigen Kuß." Das Mädchen, das vor Scham im ganzen Gesicht erglühte, machte den Willen des Königs zu ihrem und antwortete mit leiser Stimme also: „Herr, ich bin fest überzeugt, daß mich, wenn es bekannt würde, daß ich mich in Euch verliebt habe, die meisten Leute für eine Törin hielten und vielleicht glaubten, ich hätte vergessen, wer ich bin, und hätte mei-

nen Stand und überdies den Euern nicht bedacht; aber Gott, der allein in die Herzen der Sterblichen sieht, weiß, daß ich in der Stunde, wo Ihr mir zuerst gefallen habt, überlegt habe, daß Ihr der König seid und ich die Tochter Bernardos, des Spezereihändlers, und daß es sich für mich schlecht schickt, die Glut der Seele auf ein so hohes Ziel zu richten. Wie Ihr viel besser wißt als ich, verliebt sich niemand nach schuldiger Wahl, sondern nach dem Begehren und dem Verlangen; gegen dieses Gesetz haben sich meine schwachen Kräfte gar oft gesträubt: als aber alles vergeblich war, habe ich Euch geliebt und ich liebe Euch und ich werde Euch immerdar lieben. Und als ich gefühlt habe, wie mich die Liebe zu Euch ergriffen hat, so habe ich mich wahrlich entschlossen, immerdar Euern Willen zu meinem zu machen; und darum werde ich nicht nur den Gatten, den Euch mir zu geben belieben wird, damit er mir Ehre und Stand verleihe, willig nehmen und werthalten, sondern wenn Ihr sagtet, ich solle durchs Feuer gehn, so wäre mir das eine Lust, wenn ich glaubte, Euch dadurch zu gefallen. Euch, den König, zum Ritter zu haben, das wißt Ihr, wie wenig sich das für mich schickte, und darum antworte ich Euch darüber nichts weiter; und auch der Kuß, den Ihr als einzige Gunst meiner Liebe wollt, wird Euch ohne die Erlaubnis der Frau Königin nicht zugestanden werden. Nichtsdestoweniger vergelte Euch Gott eine so große Gnade, wie Ihr mir mit der Frau Königin, die hier ist, beweist, an meiner Statt mit

Dank und Lohn, weil ich nichts habe, um sie Euch zu vergelten.“ Und damit schwieg sie. Der Königin gefiel diese Antwort ungemein, und das Mädchen deuchte sie wirklich so klug zu sein, wie ihr der König gesagt hatte. Der König ließ die Eltern des Mädchens rufen, und da er von ihnen vernahm, sie seien zufrieden mit dem, was er zu tun gedachte, ließ er einen Jüngling rufen, der zwar ein Edelmann, aber arm war und Perdicone hieß, gab ihm ein Paar Ringe in die Hand und hieß ihn, der nichts dawider hatte, sich mit Lisa verloben. Und auf der Stelle gab ihnen der König außer vielen köstlichen Kleinoden, die er und die Königin dem Mädchen schenkten, noch Cefallù und Calatabellotta, zwei sehr schöne, erträgnisreiche Güter, indem er sagte: „Diese schenken wir dir als Mitgift der Frau; was wir für dich tun wollen, das wirst du in der Zukunft sehn.“ Und nach diesen Worten wandte er sich zu dem Mädchen und sagte: „Nun wollen wir die Frucht pflücken, die wir von Eurer Liebe haben sollen.“ Und er nahm ihr Haupt in beide Hände und küßte sie auf die Stirn. Perdicone und die Eltern Lisas und auch Lisa waren glücklich und veranstalteten ein großes Fest und eine fröhliche Hochzeit. Und der König hielt, wie viele behaupten, der jungen Frau sein Versprechen; denn solange er lebte, nannte er sich immerdar ihren Ritter, ging auch nie zu einem Ritterspiele mit einer andern Schärpe, als die ihm die junge Frau geschickt hatte. Solche Handlungen sind es, die die Herzen der Untertanen gewinnen, andern Anlaß

geben, gut zu handeln, und ewigen Ruhm erwerben. Aber dazu spannen heute wenige oder niemand den Bogen des Geistes, und die meisten Herren sind grausame Tyrannen geworden.

ACHTE GESCHICHTE

Sophronia, die die Gattin von Gisippus zu sein glaubt, ist die Gattin von Titus Quinctius Fulvus und zieht mit ihm nach Rom; weil sich Gisippus, der dort in armseligem Zustande ankommt, von Titus verachtet glaubt, behauptet er, um zu sterben, er habe einen Menschen getötet. Um ihn zu retten, sagt Titus, nachdem er ihn erkannt hat, er selber habe den Mord begangen, und daraufhin gibt sich der wirkliche Täter selbst an; darum werden alle von Octavianus freigesprochen, und Titus gibt Gisippus seine Schwester zum Weibe und teilt sein Vermögen mit ihm.

NACHDEM Pampinea zu reden aufgehört und jedermann, mehr als alle aber die Ghibellinin, König Peter gelobt hatte, begann Filomena auf Befehl des Königs: Wer wüßte nicht, meine edeln Damen, daß die Könige, wenn sie wollen, alles Große zu tun vermögen, und daß daher besonders von ihnen eine edle Handlungsweise gefordert wird? Wer nun als einer, der viel vermag, das tut, was ihm zukommt, handelt gut; deswegen darf man ihn aber nicht so bewundern und nicht so mit Lobeserhebungen überhäufen, wie es einem andern zukommt, der gut handelt, ohne daß es aber, weil er wenig vermag, von ihm verlangt werden dürfte. Wenn Ihr daher die Taten der Könige so überschwenglich lobt und schön

findet, so zweifle ich keineswegs, daß Euch die von unsersgleichen noch weit mehr gefallen und mehr Lob von Euch erhalten werden, wenn sie denen der Könige gleichkommen und sie übertreffen; darnm habe ich im Sinne, Euch zu erzählen, was für einen preisenswerten Edelmut zwei befreundete Männer aus bürgerlichem Stande gegeneinander bewiesen haben.

Zu der Zeit also, wo Octavianus Cäsar noch nicht den Namen Augustus führte, sondern das Römische Reich in dem Amte, das Triumvirat genannt wurde, regierte, war in Rom ein edler Mann, Publius Quinctius Fulvus mit Namen, der seinen Sohn Titus Quinctius Fulvus wegen dessen wunderbaren Geistesanlagen zur Erlernung der Weltweisheit nach Athen schickte und ihn dort nach Kräften einem adeligen Manne empfahl, der Chremes hieß und von alters her sein Freund war. Der nahm Titus in sein eigenes Haus und gesellte ihn seinem Sohne Gisippus; und er übergab Titus und Gisippus einem Philosophen, der Aristippus hieß, damit sie von ihm gleicherweise unterrichtet würden. Und indem die beiden Jünglinge miteinander umgingen, fanden sie in ihrem Wesen eine solche Übereinstimmung, daß zwischen ihnen eine Freundschaft und Brüderlichkeit entstand, die bis an ihr Lebensende dauerte. Keiner fühlte sich wohl oder ruhig, wann der andere nicht bei ihm war. Sie hatten ihre Studien miteinander begonnen, und da sie gleicherweise mit den schönsten Geistesanlagen begabt waren, erstiegen sie mit gleichen

Schritten zu ihrem wundersamen Lobe den glorreichen Gipfel der Weltweisheit; und in dieser Lebensweise verharrten sie wohl drei Jahre lang zur größten Freude von Chremes, der keinen mehr als den andern als Sohn hielt. Als die drei Jahre zu Ende waren, geschah es, wie es mit allem geschieht, daß Chremes, der schon alt war, aus diesem Leben schied; darüber trugen sie gleiches Leid wie für einen gemeinsamen Vater, und weder die Freunde noch die Verwandten von Chremes fanden heraus, wer von den beiden wegen dieses Unglücks mehr des Trostes bedürftig sei. Nach etlichen Monaten geschah es nun, daß sich die Freunde und Verwandten von Gisippus bei ihm einfanden und ihm zusammen mit Titus zuredeten, ein Weib zu nehmen; und sie suchten ihm ein wunderschönes junges Mädchen von gar edler Abstammung aus, eine Bürgerin von Athen, die Sophronia hieß und etwa fünfzehn Jahre alt war. Und als der Hochzeitstag näher kam, bat Gisippus eines Tages Titus, er solle mit ihm gehn und sie ansehn, weil er sie noch nicht gesehn hatte; nachdem sie zu ihr gegangen waren und sich das Mädchen zwischen beide gesetzt hatte, begann sie Titus, als eine Art bestellter Beurteiler der Schönheit der Braut seines Freundes, mit eingehender Aufmerksamkeit zu betrachten, und indem ihm alles an ihr über die Maßen gefiel, entflammte er sich, während er sie bei sich außerordentlich pries, so heftig, aber ohne sich etwas merken zu lassen, für sie, wie sich nur je ein Liebender für eine Frau entflammt hat. Sie blieben

eine kurze Zeit bei ihr, nahmen dann Abschied und kehrten heim. Dort begann Titus, der allein in seine Kammer gegangen war, an das liebliche Mädchen zu denken, und je mehr er diesem Gedanken nachhing, desto mehr entflammte er sich für sie. Als er dies gewahr wurde, begann er sich nach vielen heißen Seufzern zu sagen: „Ach, über dein elendes Leben, Titus! Wohin und auf wen richtest du deinen Sinn und deine Liebe und deine Hoffnung? Bedenkst du denn nicht, daß du dieses Mädchen, sowohl wegen der Güte, die dir Chremes und seine ganze Familie bewiesen haben, als auch wegen der innigen Freundschaft zwischen dir und Gisippus, dessen Braut sie ist, nicht mit andern Augen ansehn darfst als wie eine Schwester? Was liebst du sie also? Wohin läßt du dich fortreißen von der trügerischen Liebe? Wohin von der schmeichlerischen Hoffnung? Öffne die geistigen Augen und erkenne dich selbst, du Unseliger! Gib der Vernunft Raum, zügle die lüsterne Begierde, mäßige die unsinnige Sehnsucht und richte deinen Sinn anderswohin; tritt dieser Begehrlichkeit jetzt im Anfange entgegen und überwinde dich selbst, solange es noch Zeit ist. Was du willst, darf nicht sein, es ist nicht ehrenhaft; was du dich da zu verfolgen anschickst, das müßtest du auch dann, wenn du, was du nicht bist, sicher wärest es zu erreichen, in Anbetracht dessen fliehn, was die wahre Freundschaft fordert und was deine Pflicht ist. Was wirst du also tun, Titus? Du wirst diese unziemliche Liebe lassen, wenn du das tun willst, was dir ziemt.“ Als

er sich aber wieder Sophronias erinnerte, verwarf er mit umgewandeltem Sinne alles, was er gesagt hatte: „Das Gesetz der Liebe ist mächtiger als alle andern: es bricht nicht nur das der Freundschaft, sondern auch das göttliche; wie oft hat nicht schon der Vater die Tochter geliebt? der Bruder die Schwester? die Stiefmutter den Stiefsohn? Lauter viel absonderlichere Dinge, als wenn einer das Weib seines Freundes liebt, was schon tausendmal geschehn ist. Überdies bin ich jung, und die Jugend ist völlig dem Gesetze der Liebe unterworfen. Was also Amor gefällt, muß mir gefallen. Ehrbarkeit gehört für reifere: ich kann nichts andres wollen, als was Amor will. Die Schönheit dieses Mädchens verdient von jedermann geliebt zu werden; und wenn ich sie liebe, der ich jung bin, wer darf mich deshalb billig tadeln? Ich liebe sie nicht deswegen, weil sie Gisippus angehört, nein, ich liebe sie, weil ich sie lieben würde, wem immer sie angehörte. Das ist des Schicksals Schuld, daß es sie lieber meinem Freunde Gisippus gewährt hat, als einem andern; und wenn sie denn geliebt sein muß – und das muß sie, und verdientermaßen, ihrer Schönheit halber – so muß Gisippus, wenn ers erfährt, zufrieden sein, daß ich sie liebe und nicht ein anderer." Und von dieser Betrachtung fiel er wieder, sich selbst verspottend, ins Gegenteil zurück und von diesem in jenes und von jenem in dieses und brachte so nicht nur diesen Tag samt der darauffolgenden Nacht hin, sondern noch viele andere, bis ihn endlich, weil er nicht mehr essen und schlafen

konnte, seine Schwäche zwang, liegenzubleiben. Gisippus, der ihn mehrere Tage lang stets in Gedanken versunken gesehn hatte und ihn nun krank sah, bekümmerte sich darüber ungemein und bemühte sich, ihn, ohne von seiner Seite zu weichen, mit aller Kunst und Sorgfalt aufzurichten und fragte ihn oft und dringend um den Grund seiner Tiefsinnigkeit und seiner Krankheit. Nachdem ihm aber Titus zu mehrern Malen mit Ausflüchten geantwortet hatte, konnte er endlich, weil dies Gisippus herausgefunden hatte, nicht mehr ausweichen und antwortete ihm mit Tränen und Seufzern in folgender Art: „Gisippus, wenn es den Göttern gefallen hätte, so wäre mir der Tod viel lieber als das Leben, weil ich bedenke, daß mich das Geschick in eine Lage gebracht hat, wo ich meine Tugend hätte bewahren sollen und wo ich zu meiner Schande gefunden habe, daß sie unterlegen ist; aber wahrlich, bald erwarte ich den Lohn, der mir dafür gebührt, nämlich den Tod, der mir teuerer sein wird als zu leben mit dem Bewußtsein meiner Nichtswürdigkeit, die ich dir, weil ich dir nichts verhehlen kann oder darf, nicht ohne Schamröte entdecken werde.“ Und indem er vom Anfange an begann, entdeckte er ihm den Grund seiner Tiefsinnigkeit und seine Gedanken und ihren Kampf und endlich, auf wessen Seite der Sieg gewesen sei, und daß er vor Liebe zu Sophronia vergehe, indem er beteuerte, daß er in der Erkenntnis, wie unziemlich das für ihn sei, als Buße den Tod gewählt habe und an dieses Ziel bald zu gelangen

hoffe. Als das Gisippus hörte und seine Tränen sah, stand er eine Weile unschlüssig, weil er selbst, wenn auch mäßiger, von der Anmut des jungen Mädchens eingenommen war; aber alsbald entschied er sich, daß ihm das Leben des Freundes teuerer sein müsse als Sophronia, und so antwortete er ihm, von seinen Tränen zu Tränen hingerissen, weinend: „Titus, wenn du nicht des Trostes so bedürftig wärest, wie du bist, so würde ich mich bei dir über dich selber beklagen als über einen Menschen, der unsere Freundschaft verletzt hat, indem du deine ungestüme Leidenschaft so lange vor mir geheimgehalten hast; und wenn du sie auch für unehrbar gehalten hast, so darf das Unehrbare ebensowenig wie das Ehrbare dem Freunde verhehlt werden, weil der, der ein Freund ist, ebenso wie er sich über das Ehrbare mit dem Freunde freut, das Unehrbare aus dem Sinne des Freundes zu schaffen trachtet. Aber ich will das einstweilen lassen und komme auf das, was ich erkenne, daß dir mehr not tut. Darüber, daß du Sophronia, die ich gefreit habe, glühend liebst, wundere ich mich nicht, vielmehr würde ich mich wundern, wenn es nicht so wäre; kenne ich doch ihre Schönheit ebensogut wie den Adel deiner Seele, der einer Leidenschaft um so fähiger ist, je vollkommener der Gegenstand ist, der ihm gefällt. Und mit ebensoviel Billigkeit, wie du Sophronia liebst, mit ebensoviel Unbilligkeit beklagst du dich, wenn du das auch nicht laut werden läßt, über das Schicksal, daß es sie mir gewährt hat, indem du deine Liebe

zu ihr für ehrenhaft hieltest, wenn sie einem andern angehörte als mir; wenn du aber so klug bist, wie sonst, wem hätte sie denn das Schicksal gewähren können, daß du mehr Grund hättest, eben dem Schicksal dankbar zu sein, als weil es sie mir gewährt hat? Wem immer sie zuteil geworden wäre, jeder hätte sie trotz aller Ehrenhaftigkeit deiner Liebe sicherlich mehr für sich geliebt als für dich, und das brauchst du bei mir, wenn du mich wirklich so für deinen Freund hältst, wie ich es bin, nicht zu fürchten; und der Grund dafür ist der, daß ich mich nicht erinnere, daß ich jemals seit dem Beginne unserer Freundschaft etwas gehabt hätte, was nicht geradeso dein gewesen wäre wie mein. Das würde ich, wenn es schon so weit wäre daß es sich nicht mehr ändern ließe, auch in diesem Falle ebenso halten, wie früher bei dem andern; aber diesmal steht es noch nicht an dem Ende, daß ich dich nicht zum alleinigen Besitzer Sophronias machen könnte, und das werde ich auch tun; denn ich wüßte nicht, wie dir meine Freundschaft wert sein könnte, wenn ich in einer Sache, die es auf ehrenhafte Weise zuläßt, deinen Willen nicht zu dem meinigen zu machen wüßte. Es ist ja wahr, daß Sophronia meine Braut ist und daß ich sie herzlich geliebt und unsere Hochzeit mit großer Freude erwartet habe; weil aber du, viel einsichtiger als ich, diesen Schatz, der sie ist, mit größerer Inbrunst begehrst, so sei sicher, daß sie nicht als meine, sondern als deine Gattin in mein Gemach treten wird. Und darum laß die Gedanken, verscheuche

den Trübsinn und rufe die verlorene Gesundheit zurück samt dem Troste und der Heiterkeit, und erwarte von Stund an freudig den Lohn, dessen deine Liebe viel würdiger ist als meine wäre.“ Als Titus diese Worte von Gisippus hörte, war das Vergnügen, das er über die schmeichlerischen Hoffnungen empfand, ebenso groß wie die Scham, die er bei der schuldigen Überlegung fühlte, weil ihm die sagte, daß es, je größer die Großmut von Gisippus sei, um so unziemlicher für ihn erscheine, davon Gebrauch zu machen. Darum antwortete er, unaufhörlich weinend, mühsam also: „Gisippus, deine großmütige, wahre Freundschaft zeigt mir deutlich genug, was die meinige zu tun hat. Gott behüte, daß ich die, die er dir als dem würdigern gegeben hat, von dir als mein annähme. Hätte er gesehn, daß sie mir gebühre, so dürftest weder du noch ein anderer glauben, daß er sie dir gewährt hätte. Genieße also froh deine Wahl und den besonnen Rat der andern und sein Geschenk, und mich überlaß meinen Tränen, die er mir als einem, der eines solchen Gutes unwürdig ist, gesandt hat; entweder ich überwinde sie, und das wird dir lieb sein, oder sie überwinden mich, und ich bin aller Pein ledig.“ Gisippus sagte zu ihm: „Titus, wenn mir unsere Freundschaft die Erlaubnis erteilen kann, daß ich dich zwingen darf, meinem Willen nachzukommen, und wenn sie dich bewegen kann, ihm nachzukommen, so soll es jetzt sein, wo ich sie ausnützen will; und wenn du dich nicht willig meinen Bitten fügst, so werde ich die

Gewalt, die man zum Wohle eines Freundes gebrauchen darf, anwenden, um zu bewerkstelligen, daß Sophronia die Deine wird. Ich weiß, was die Macht der Liebe vermag, und weiß, daß sie die Liebenden nicht einmal, sondern viele Male zu einem elenden Tode geführt hat; und dem sehe ich dich so nahe, daß du nicht umkehren und nicht die Tränen überwinden könntest, sondern, auf deiner Bahn fortschreitend, überwunden unterlägest, und ich würde dir ohne Zweifel bald nachfolgen. Wenn ich dich also um nichts andres liebte, so ist mir dein Leben schon um meines Lebens willen teuer. Sophronia sei also dein, weil du nicht leicht eine andere fändest, die dir ebenso gefiele; und ich werde, indem ich meine Liebe leicht einer andern zuwende, dich und mich befriedigt haben. Ich wäre in dieser Sache vielleicht nicht so freigebig, wenn sich eine Gattin ebenso selten und mit derselben Schwierigkeit finden ließe, wie ein Freund; weil ich jedoch leicht eine andere Gattin, nicht aber einen andern Freund finden kann, will ich sie lieber – ich sage nicht verlieren, weil ich sie, wenn ich sie dir gebe, nicht verliere, sondern sie meinem andern Ich mit Gewinn vertausche – will ich sie also lieber eintauschen, als dich verlieren. Wenn daher meine Bitten irgend etwas über dich vermögen, so bitte ich dich, dich von diesem Grame loszumachen und zu derselben Stunde dich und mich zu trösten; und froher Hoffnung schicke dich an, die Wonnen hinzunehmen, die deine heiße Liebe zu dem geliebten Mädchen ersehnt." Obwohl sich

Titus schämte, einzuwilligen, daß Sophronia seine Gattin werde, und sich darum noch immer weigerte, sagte er endlich, da ihn auf der einen Seite die Liebe zog und auf der andern der Zuspruch von Gisippus antrieb: „Schau, Gisippus, ich weiß nicht, ob ich sagen soll, daß ich meinen oder daß ich deinen Willen erfülle, wenn ich das tue, was du mir bittend sagst, daß es so sehr dein Wille ist; weil aber dein Edelmut so groß ist, daß er meine schuldige Scham überwindet, so werde ichs tun: sei aber überzeugt, daß ich das nicht als ein Mann tue, der nicht genau erkennte, daß er von dir nicht nur die Geliebte, sondern auch sein Leben empfängt. Ich bitte die Götter, sie möchten mir, wenn es geschehn kann, die Gelegenheit geben, daß ich dir einmal zu deinem Nutz und Frommen zeigen kann, wie glücklich ich über das bin, was du, barmherziger mit mir als ich selbst, für mich tust." Nach diesen Worten sagte Gisippus: „Titus, in dieser Sache scheint mir, daß wir, wenn wir Erfolg haben wollen, folgenden Weg einzuschlagen haben. Wie du weißt, ist Sophronia erst nach langen Verhandlungen zwischen meinen Verwandten und den ihrigen meine Braut geworden, und wenn ich nun ginge und sagte, daß ich sie nicht zur Gattin haben will, würde das ein großes Ärgernis geben und ihre und meine Verwandten aufbringen. Darum würde ich mich nicht kümmern, wenn ich sähe, daß sie dadurch die Deine würde; aber ich fürchte, daß sie ihre Verwandten, wenn ich sie auf diese Weise ließe, auf der Stelle einem andern gäben,

der wahrscheinlich nicht du wärest, und so hättest du das verloren, was ich nicht gewonnen hätte. Daher meine ich, daß ich, wenn du damit zufrieden bist, so fortfahre, wie ich begonnen habe, und sie als die Meine heimführe und Hochzeit halte, und dann legst du dich heimlich, wie wir das schon werden zu machen wissen, zu ihr als zu deiner Gattin. Später machen wir die Sache bei Zeit und Gelegenheit bekannt; ists ihnen dann recht, so ists gut; wenn nicht, so ists eben geschehn, und sie müssen sich, weil sie's nicht mehr ändern können, damit abfinden." Titus billigte diesen Vorschlag: und als er wieder frisch und munter war, empfing sie Gisippus als die Seine in seinem Hause; und nach dem großen Feste verließen die Frauen die Neuvermählte in dem Bette ihres Gatten und gingen fort. Das Gemach von Titus war neben dem von Gisippus, und man konnte von einem ins andere gehn; Gisippus ging also, nachdem er alles Licht in seinem Gemache ausgelöscht hatte, leise zu Titus und sagte zu ihm, er solle zu seiner Geliebten liegen gehn. Als das Titus sah, wollte er, vor Scham vergehend, zurücktreten und weigerte sich zu gehn; aber Gisippus, der mit ganzer Seele und nicht nur mit den Worten zu seinem Willen bereit war, nötigte ihn nach langem Widerstreben ins Gemach. Als er zu dem Bette kam, nahm er das Mädchen in seine Arme und fragte sie, wie scherzend, leise, ob sie seine Gattin sein wolle. In dem Glauben, es sei Gisippus, antwortete sie mit ja; nun steckte er ihr einen schönen, kostbaren Ring

an den Finger und sagte: „Und ich will dein Gatte sein.“ Und dann vollzog er die Ehe; und lange Zeit genoß er mit ihr die Wonnen der Liebe, ohne daß sie oder sonst jemand gemerkt hätte, daß ein anderer als Gisippus bei ihr lag. Während es um die Ehe von Sophronia und Titus also stand, schied sein Vater Publius aus diesem Leben: deshalb schrieb man ihm, er solle ohne Verzug nach Rom zurückkommen, um nach dem Seinigen zu sehn, und er traf mit Gisippus die Abrede, zu gehn und Sophronia mitzunehmen. Das hätte nun nicht geschehn dürfen oder schicklich geschehn können, ohne daß ihr entdeckt worden wäre, wie sich die Sache verhielt. Sie riefen sie also eines Tages ins Gemach und erzählten ihr haarklein, wie es sich zugetragen hatte, und Titus überzeugte sie davon durch die Anführung vieler Einzelheiten aus seinem Verkehre mit ihr. Nachdem sie den einen wie den andern vorwurfsvoll angesehn hatte, begann sie bitterlich zu weinen und sich über den von Gisippus verübten Betrug zu beklagen; und ohne im Hause von Gisippus ein Wort darüber zu sagen, ging sie auf der Stelle in das Haus ihres Vaters und erzählte dort ihm und der Mutter den Betrug, den Gisippus ihr und ihnen gespielt hatte, indem sie dabei beteuerte, sie sei die Gattin von Titus und nicht, wie sie glaubten, von Gisippus. Das war dem Vater Sophronias hart genug, und er machte mit seinen Verwandten und mit denen von Gisippus viel Aufhebens davon, und es gab viel Händel und Ärgernis. So hatte sich Gisippus mit seinen und

Sophronias Angehörigen verfeindet, und jedermann sagte, er verdiene nicht nur Tadel, sondern schwere Strafe; er aber behauptete, er habe ehrenhaft gehandelt und ihre Verwandten seien ihm Dank schuldig, weil er sie einem bessern vermählt habe, als er sei. Titus wieder erfuhr alles und trug es mit großem Kummer; weil er aber wußte, daß es die Art der Griechen ist, so lange Lärm zu schlagen und sich in Drohungen zu gefallen, bis sie an einen geraten, der ihnen entgegnet, dann aber nicht nur bescheiden, sondern sogar kriecherisch zu werden, so dachte er, ihr Geschrei dürfe nicht länger ohne Entgegnung hingenommen werden, und veranstaltete, weil er römischen Mut und athenische Klugheit hatte, auf gar geschickte Weise eine Zusammenkunft der Verwandten von Gisippus mit denen Sophronias in einem Tempel, kam, nur von Gisippus begleitet, hin und sprach zu der erwartungsvollen Versammlung also: „Viele, die sich mit der Weltweisheit abgeben, glauben, daß jede Handlung der sterblichen Bestimmung und Ratschluß der unsterblichen Götter sei, und darum wollen einige, daß alles, was man tut oder tun wird, mit Notwendigkeit geschehe, wiewohl es auch einige gibt, die diese Notwendigkeit nur auf das, was getan worden ist, einschränken. Wenn man diese Meinung mit etwas Einsicht betrachtet, so sieht man ganz offenbar, daß etwas, was nicht mehr rückgängig gemacht werden kann, zu tadeln, nichts andres heißt, als sich weiser zeigen wollen als die Götter, von denen wir doch glauben

müssen, daß sie mit uns und unsern Angelegenheiten in ewiger Vernunft und ohne Irrtum schalten und walten. Wie töricht und kindisch daher die Anmaßung ist, an ihren Werken mäkeln zu wollen, das könnt Ihr leicht ersehn und ebenso, was für Ketten die verdienen, die sich von ihrem Vorwitz so weit fortreißen lassen. Zu denen aber gehört Ihr meiner Meinung nach alle miteinander, wenn das wahr ist, was Ihr, wie ich höre, darüber, daß Sophronia meine Gattin geworden ist, obwohl Ihr sie Gisippus gegeben habt, gesagt haben und noch sagen sollt, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß sie schon von aller Ewigkeit her nicht Gisippus, sondern mir bestimmt war, wie man ja jetzt tatsächlich erkennt. Weil jedoch das Sprechen von einer verborgenen Vorsehung und Absicht der Götter vielen durchaus nicht einleuchten will, so will ich mich, indem ich einmal den Fall setze, sie kümmerten sich gar nicht um unsere Angelegenheiten, auf die Ratschlüsse der Menschen beschränken; und wenn ich von diesen spreche, werde ich zweierlei tun müssen, was meinem Wesen zuwider ist, nämlich einmal mich loben und dann andere tadeln oder herabsetzen: weil ich mich aber weder bei dem einen noch bei dem andern von der Wahrheit entfernen will und weil es der Gegenstand erfordert, will ich es immerhin tun. Euere Beschwerden, die mehr der Wut als der Überlegung entstammen, gelten samt dem ununterbrochenen Murren oder, besser gesagt, Lärmmachen meinem Freunde Gisippus, den Ihr

deswegen tadelt, lästert und verdammt, weil er mir durch seinen Ratschluß die zur Gattin gegeben hat, die Ihr ihm mit Euerm gegeben habt, wogegen ich der Meinung bin, daß er deswegen höchlich zu loben ist, und zwar aus zwei Gründen, nämlich einmal deswegen, weil er gehandelt hat, wie ein Freund handeln soll, und dann, weil er viel weislicher gehandelt hat als Ihr. Was das heilige Gesetz der Freundschaft will, daß ein Freund für den andern tue, das jetzt auseinanderzusetzen, ist nicht meine Absicht, sondern ich bescheide mich damit, Euch wenigstens daran zu erinnern, daß die Bande der Freundschaft viel enger verbinden als die des Blutes oder der Verwandtschaft: zu Freunden haben wir ja doch die, die wir uns wählen, zu Verwandten aber die, die uns das Geschick gibt. Daß daher Gisippus mein Leben teuerer war als Euer Wohlwollen, darüber darf sich niemand wundern, weil ich, wie ich dafürhalte, sein Freund bin. Aber kommen wir zu dem zweiten Grunde, wobei ich Euch eindringlicher zeigen muß, daß er weiser gewesen ist als Ihr; denn Ihr scheint mir von der Vorsehung der Götter nichts zu verstehn und noch weniger von den Wirkungen der Freundschaft zu erfassen. Ich sage also, daß Euer Ratschluß Sophronia nach Einsicht und Überlegung meinem Gisippus als einem weltweisheitsbeflissenen Jüngling gegeben hat: sein Ratschluß hat sie einem weltweisheitsbeflissenen Jüngling gegeben; Euer Ratschluß hat sie einem Athener gegeben, seiner einem Römer, Euer Ratschluß einem edeln Jüngling, seiner

einem edlern, Euerer einem reichen Jüngling, seiner einem der reichsten, Euerer einem Jüngling, der sie nicht nur nicht geliebt, sondern sogar kaum gekannt hat, seiner einem Jüngling, der sie über all sein Glück und mehr als sein Leben liebt. Und daß das, was ich sage, wahr ist, und daß es mehr Lob verdient, als was Ihr getan habt, das wollen wir einzeln betrachten. Daß ich ein Jüngling und der Weltweisheit beflissen bin wie Gisippus, das können ohne vieles Reden mein Gesicht und meine Studien bezeugen; sein Alter ist gleich dem meinen, und mit gleichen Schritten sind wir in der Wissenschaft vorwärtsgedrungen. Wahr ist es, daß er ein Athener ist und ich ein Römer. Wenn es nun den Ruhm der Stadt gilt, so sage ich, daß ich aus einer freien Stadt bin und er aus einer zinspflichtigen: ich sage, daß meine Stadt die Gebieterin der Welt ist, während seine der meinigen untertan ist: ich sage, daß ich aus einer in der Blüte der Waffen, der Macht und der Wissenschaften stehenden bin, während er seine nur wegen der Wissenschaften preisen kann. Überdies stamme ich, wenn Ihr mich auch hier als bescheidenen Schüler seht, nicht vielleicht aus der Hefe des römischen Volkes: meine Häuser und die öffentlichen Plätze Roms sind voll alter Standbilder meiner Vorfahren, und die römischen Jahrbücher verzeichnen viele Triumphe, die die Quinctier auf das römische Kapitol geführt haben; auch ist der Ruhm unsers Namens nicht durch das Alter verwelkt, sondern er blüht heute herrlicher als je. Aus Scham schweige ich von meinem Reich-

tum, weil ich gedenke, daß die ehrenhafte Armut ein altes und allgemeines Erbe der edeln Bürger Roms ist; wird sie aber von dem gemeinen Urteile verworfen und werden die Schätze gepriesen, so habe ich deren, nicht als ein Nimmersatt, sondern als Liebling des Glücks, einen Überfluß. Und ich weiß es genugsam, daß es Euer Wunsch war und Euer Wunsch hat sein müssen und sein muß, Gisippus zum Verwandten zu haben; aber ich sehe keinen Grund, daß ich in Rom Euch minder lieb sein dürfte, wenn Ihr bedenkt, daß Ihr an mir einen gefälligen Gastfreund haben werdet und einen nützlichen, eifrigen und mächtigen Beschützer, sowohl was die Stadt betrifft als auch Euch selbst. Wer wird denn also, wenn jedes Vorurteil beiseite bleibt und nur die Vernunft spricht, Euern Ratschluß mehr loben als den von Gisippus? Kein Mensch. So ist denn Sophronia gut vermählt an Titus Quinctius Fulvus, einen edeln, alten und reichen Bürger von Rom und Freund von Gisippus: wer sich also darüber kränkt oder beklagt, der tut nicht, was er soll, und weiß nicht, was er tut. Vielleicht wird es einige geben, die sagen werden, Sophronia sei nicht deswegen gekränkt, daß sie die Gattin von Titus ist, sondern über die Art, wie er sie zu seiner Gattin gemacht hat, heimlich, verstohlen, ohne Vorwissen eines Freundes oder Verwandten. Das ist aber weder ein Wunder noch etwas, was zum ersten Male geschähe. Ich schweige meinetwegen von denen, die ihre Gatten gegen den Willen der Eltern genommen haben, und von denen,

die mit ihren Geliebten geflohen sind und also Dirnen waren, bevor sie Gattinnen geworden sind, und von denen, deren Ehe durch die Schwangerschaft und die Niederkunft bekannt geworden ist, anstatt durch ihr Geständnis, so daß man sich die Ehe notgedrungen hat gefallen lassen müssen: das trifft bei Sophronia nicht zu, sondern Gisippus hat sie in aller Ordnung, Klugheit und Ehrbarkeit an Titus gegeben. Und andere werden sagen, es habe sie jemand verheiratet, dessen Sache es nicht gewesen sei, sie zu verheiraten. Das ist ein albernes und weibisches Greinen, das von einem Mangel an Überlegung herrührt. Es ist nichts Neues, daß das Geschick mancherlei Wege und absonderliche Werkzeuge benützt, um die Dinge zu dem vorbestimmten Ausgange zu führen. Was habe ich mich zu kümmern, wenn der Schuster statt des Philosophen in einer Angelegenheit von mir nach seinem Gutdünken gehandelt hat, ob nun insgeheim oder öffentlich, wenn nur das Ende gut ist? War freilich der Schuster dabei nicht verständig, so werde ich mich hüten müssen, ihn das noch einmal tun zu lassen, und mich für das Getane bedanken. Hat Gisippus Sophronia vermählt, so ist es eine überflüssige Torheit, sich über die Art und über ihn zu beklagen. Wenn Ihr seiner Vernunft nicht traut, so hütet Euch, ihn noch einmal eine vermählen zu lassen, und bedankt Euch bei ihm für dieses Mal. Überdies müßt Ihr wissen, daß ich weder durch List noch durch Trug getrachtet habe, die Ehre und die Reinheit Euers Bluts in der Person Sophronias zu beflecken:

ich habe sie ja heimlich zur Gattin genommen, aber ich bin nicht darauf ausgegangen, ihr als ein Räuber die Jungfräulichkeit zu nehmen, noch sie als ein Feind auf eine unehrbare Art zu besitzen, indem ich es verschmäht hätte, mich mit Euch zu verschwägern, sondern ich war glühend entbrannt für ihre Reize und Tugenden und wußte wohl, daß sie mir, wenn ich um sie auf die Weise, die Ihr vielleicht nennen wollt, geworben hätte, nicht zuteil geworden wäre, weil Ihr besorgt hättet, daß ich sie, an der Ihr so hängt, nach Rom mitnähme. Darum habe ich mich der heimlichen List bedient, die Euch jetzt bekannt sein mag, und Gisippus bewogen, auf meine Verantwortung in etwas zu willigen, was er nicht zu tun gesonnen war; und dann habe ich trotz aller Glut meiner Liebe nach ihren Umarmungen nicht als ein Liebhaber, sondern als ein Gatte getrachtet, und bin ihr nicht früher genaht, als bis ich mich mit ihr, wie sie selbst in Wahrheit bezeugen kann, mit den schuldigen Worten und dem Ringe vermählt habe, weil sie auf meine Frage, ob sie mich zum Gatten wolle, mit ja geantwortet hat. Hält sie sich für betrogen, so bin nicht ich zu tadeln, sondern sie, weil sie mich nicht gefragt hat, wer ich sei. Das große Übel, große Verbrechen und große Unrecht, das Gisippus als Freund und ich als Liebender begangen haben, besteht also darin, daß Sophronia heimlich die Gattin von Titus Quinctius geworden ist; und deshalb verlästert, bedroht und verfolgt Ihr Gisippus. Was könntet Ihr denn mehr tun, wenn er sie einem Bauern,

einem Spitzbuben, einem Sklaven gegeben hätte? Was für Ketten, was für ein Kerker, was für ein Kreuz würden Euch dann genügen? Aber lassen wir das jetzt; die Zeit ist da, die ich noch lange nicht erwartet hätte, nämlich daß mein Vater gestorben ist und ich nach Rom heimkehren muß, und darum habe ich Euch, weil ich Sophronia mitnehmen will, das geoffenbart, was ich vielleicht sonst noch verborgen gehalten hätte, und das werdet Ihr, wenn Ihr weise seid, guten Muts hinnehmen, weil ich sie, wenn ich Euch hätte betrügen oder beschimpfen wollen, entehrt hätte verlassen können: aber Gott behüte, daß eine solche Niederträchtigkeit jemals in einem römischen Herzen wohnen könnte. Sie, nämlich Sophronia, ist also durch die Zustimmung der Götter und durch die lobenswerte Klugheit meines Gisippus und durch meine verliebte Schlauheit mein; daß Ihr das verdammt, weil Ihr Euch vielleicht klüger dünkt als die Götter oder die andern Menschen, laßt Ihr mich töricht genug zu meinem größten Verdrusse doppelt fühlen: einmal, indem Ihr mir Sophronia vorenthaltet, an der Ihr kein andres Recht habt, als mir beliebt, und dann, indem Ihr Gisippus, dem Ihr verdientermaßen verpflichtet wäret, wie einen Feind behandelt. Wie albern Ihr dabei tut, das will ich Euch jetzt nicht weiter auseinandersetzen, aber ich will Euch als Freund den Rat geben, legt Euern Zorn ab und laßt Euern Ärger fahren und gebt mir Sophronia zurück, damit ich als Euer Verwandter zufrieden von Euch gehe und der Eurige bleibe; denn

ob Euch das, was geschehn ist, recht ist oder nicht, jedenfalls könnt Ihr, wenn Ihr anders handeln wollt, sicher sein, daß ich Gisippus mitnehme und mir, wenn ich einmal in Rom bin, Euch zum Trotze ohne Fehl die holen werde, die füglich die Meine ist, und Ihr werdet es an Euch erfahren, was der römische Zorn in steter Anfeindung vermag.“ Nachdem das Titus gesagt hatte, erhob er sich, Unwillen in jeder Miene, nahm Gisippus bei der Hand und verließ den Tempel mit einem trotzigen und drohenden Gehaben, das denen, die dort waren, zeigte, wie wenig er sich um sie allesamt scherte. Diese, zu einem Teile durch die von Titus vorgebrachten Gründe für die Verwandtschaft und Freundschaft mit ihm eingenommen, zum andern Teile durch seine letzten Worte in Schrecken gesetzt, kamen zu dem einmütigen Ratschlusse, es sei besser, an der Stelle von Gisippus, der es ja verschmäht hatte, Titus zum Verwandten zu haben, als Gisippus als Verwandten verloren und Titus zum Feinde gewonnen zu haben. Darum riefen sie Titus zurück und sagten ihm, es sei ihnen recht, daß Sophronia die Seine sei, und sie wollten ihn als lieben Verwandten und Gisippus als guten Freund betrachten; und nachdem sie einander herzlich als Verwandte und Freunde begrüßt hatten, nahmen die Verwandten Sophronias Abschied von ihm und schickten ihm Sophronia zurück. Klug, wie sie war, machte sie aus der Not eine Tugend und übertrug die Liebe, die sie Gisippus entgegengebracht hatte, sogleich auf Titus; und sie zog mit ihm nach

Rom und wurde dort mit großen Ehren empfangen. Gisippus, der in Athen geblieben war, wurde schier allgemein wenig geachtet; und nach nicht langer Zeit wurde er wegen eines gewissen Bürgerzwistes samt allen Mitgliedern seines Hauses arm und elend aus Athen vertrieben und zu ewiger Verbannung verurteilt. Mit diesem Banne behaftet und nicht nur arm, sondern ein Bettler geworden, kam er mit knapper Not nach Rom, um den Versuch zu machen, ob sich Titus seiner erinnern werde; und nachdem er erfahren hatte, Titus sei am Leben und bei allen Römern wohlangesehn, ließ er sich sein Haus zeigen und stellte sich dort auf und wartete, bis Titus kam. Bei dem Elende, in dem er war, wagte er ihn aber nicht anzureden, sondern trachtete sich ihm bemerklich zu machen, damit ihn Titus erkenne und ihn rufen ließe; weil jedoch Titus an ihm vorübergegangen war, deuchte es Gisippus, Titus habe ihn gesehn, ihn aber verachtet, und so ging er in der Erinnerung an das, was er einst für ihn getan hatte, unwillig und verzweifelt weg. Und da es schon Nacht war und er nüchtern und ohne Geld war, dazu nicht wußte, wohin sich wenden, kam er, den Tod mehr als sonst etwas ersehnend, in einen wüsten Winkel der Stadt; dort sah er eine große Höhle, und er ging hinein, um drinnen die Nacht zu verbringen, legte sich in seinen Lumpen auf die Erde und schlief, vom langen Weinen erschöpft, ein. In diese Höhle kamen gegen Morgen zwei Leute, die in der Nacht mitsammen auf Diebstahl ausgegangen waren, mit

dem gestohlenen Gute; sie gerieten in Streit, und der stärkere tötete den andern und machte sich davon. Als das Gisippus gesehn und gehört hatte, deuchte es ihn, er habe den Weg zu dem von ihm so heiß ersehnten Tode gefunden, ohne daß er sich hätte selbst zu töten brauchen; darum verzichtete er aufs Weggehn und blieb so lange, bis die Gerichtsschergen, die schon von der Tat gehört hatten, kamen und ihn wegschleppten. Im Verhöre gestand er, er habe ihn getötet, sei aber dann nicht imstande gewesen, die Höhle zu verlassen; daher fällte der Prätor, der Marcus Varro hieß, den Spruch, daß er, wie das damals Brauch war, gekreuzigt werde. Von ungefähr war Titus um diese Stunde auf das Prätorium gekommen; als er nun, nachdem er das Urteil gehört hatte, dem armen Sünder ins Gesicht sah, erkannte er auf der Stelle, daß es Gisippus war, voll Staunen sowohl über seinen elenden Zustand als auch über seine Ankunft. Da er keinen andern Weg, ihn zu retten, sah, als sich selbst zu beschuldigen und ihn zu entschuldigen, sprang er in dem glühenden Begehren, ihm zu helfen, vor und schrie: „Marcus Varro, laß den armen Mann zurückkommen, den du verurteilt hast; denn er ist unschuldig. Ich habe die Götter schon genug durch die eine Schuld beleidigt, daß ich den, den deine Schergen heute morgen gefunden haben, getötet habe, und will sie nun nicht noch einmal durch den Tod eines Unschuldigen beleidigen.“ Varro verwunderte sich und war unzufrieden, daß das das ganze Prätorium gehört hatte; da er aber nicht um-

hin konnte, zu handeln, wie es das Gesetz heischte, ließ er Gisippus zurückkommen und sagte in der Gegenwart von Titus zu ihm: „Wieso warst du so töricht, daß du ohne peinliche Frage etwas gestanden hast, was du gar nicht getan hast, wo es doch um dein Leben ging? Du hast gesagt, du seist es gewesen, der heute nacht den Mann getötet hat, und jetzt kommt der da und sagt, daß nicht du, sondern er ihn erschlagen hat." Gisippus blickte auf und sah, daß es Titus war, und erkannte sehr wohl, daß er das aus Dankbarkeit für den einst empfangenen Dienst tat, um ihn zu retten. Darum sagte er, vor Rührung weinend: „Varro, wahrlich, ich habe ihn erschlagen, und das Mitleid von Titus kommt für meine Rettung zu spät." Titus wieder sagte: „Prätor, wie du siehst, ist er ein Fremder und er ist ohne Waffen neben dem Getöteten gefunden worden, und du kannst sehn, daß ihn sein Elend bestimmt, sterben zu wollen; und darum laß ihn frei und bestrafe mich, der ichs verdient habe." Verwundert über die Hartnäckigkeit der zwei Männer vermutete Varro schon, daß keiner schuldig sei, und dachte schon über die Art nach, wie sie loszusprechen seien, als plötzlich ein Jüngling eintrat, der Publius Ambustus hieß, ein hoffnungslos in Verbrechen verhärteter und in Rom stadtbekannter Dieb, der der wirkliche Täter war: da er wußte, daß keiner von beiden dessen schuldig war, wessen sie sich selbst bezichtigten, kam wegen der Unschuld der beiden eine so tiefe Rührung über sein Herz, daß er, von innigem Mitleid

erfaßt, vor Varro hintrat und sagte: „Prätor, mich hat mein Schicksal hergeführt, damit ich den harten Zwist dieser Männer entscheide, und ich weiß nicht, was für ein Gott mich innerlich anstachelt und quält, mein Verbrechen zu bekennen; und darum wisse, daß keiner von den beiden dessen schuldig ist, wessen sie sich selber bezichtigen. In Wirklichkeit bin ich es, der heute morgen vor Tag den Mann getötet hat, und diesen armen Schelm, der hier ist, habe ich dort schlafen sehn, während ich das gestohlene Gut mit dem geteilt habe, den ich dann getötet habe; bei Titus hat es keine Not, daß ich ihn entschuldigte: sein Name ist so rein, daß ihm niemand so etwas zumuten wird. Laß sie also frei und verhänge über mich die Strafe, die mir das Gesetz auferlegt." Nun hatte aber schon Octavianus von der Sache gehört; er ließ daher alle drei kommen, um von ihnen zu hören, was für ein Grund jeden bewogen habe, die eigene Verurteilung zu betreiben: und das erzählte ein jeder. Octavianus ließ die zwei ihrer Unschuld halber und den dritten ihnen zuliebe frei. Mit wundersamer Freude umarmte Titus seinen Gisippus, nachdem er ihn erst wegen seiner Lauheit und seines Mißtrauens gescholten hatte, und führte ihn in sein Haus, und dort empfing ihn Sophronia mit Tränen der Rührung wie einen Bruder; und nachdem Titus für seine Erholung gesorgt, ihn wieder mit Kleidern versehn und ihn wieder seiner Tugend und seinem Stande gemäß ausgestattet hatte, teilte er zuerst alle seine Besitzungen mit ihm, gab ihm dann seine junge

Schwester Fulvia zur Gattin und sagte hierauf zu ihm: „Gisippus, nun steht es bei dir, ob du hier bei mir bleiben oder mit allem, was ich dir geschenkt habe, nach Achaia zurückkehren willst.“ Gisippus, den auf der einen Seite die Verbannung aus seiner Stadt, auf der andern die Liebe nötigte, die er schuldigermaßen zu der dankbaren Freundschaft von Titus trug, entschloß sich, ein Römer zu werden. Dort lebten sie nun, er mit seiner Fulvia und Titus mit seiner Sophronia, immer in einem Hause lange Zeit in Freude, und ihre Freundschaft wurde mit jedem Tage inniger, das heißt, sie wäre es geworden, wenn es möglich gewesen wäre. Ein heilig Ding ist also die Freundschaft und verdient nicht nur besondere Ehrfurcht, sondern auch ewige Lobpreisungen, weil sie als kluge Mutter der Großmut und Ehrenhaftigkeit, als Schwester der Dankbarkeit und der Nächstenliebe und als Feindin des Hasses und des Geizes stets und ohne eine Bitte zu erwarten bereit ist, dem andern ebenso zu tun, wie sie wünschte, daß ihr getan würde. Daß aber ihre heiligen Wirkungen heute nur zu seltenen Malen an zwei Menschen gesehn werden, das ist die Schuld und die Schmach der menschlichen Selbstsucht, die sie, immer nur auf den eigenen Vorteil bedacht, über die äußersten Grenzen der Erde in ewige Verbannung gewiesen hat. Was für eine Liebe, was für Reichtümer, was für eine Verwandtschaft hätten die Glut, die Tränen und die Seufzer von Titus mit solcher Wirksamkeit zum Herzen von Gisippus dringen lassen,

daß er um ihretwillen die schöne, edle und geliebte Braut Titus überlassen hätte, wenn nicht die Freundschaft? Was für ein Gesetz, was für Drohungen, was für eine Furcht hätten die jungen Arme von Gisippus im stillen Gemache, im eigenen Bette von der Umarmung der jungen Schönen, die ihn manchmal vielleicht selbst dazu einlud, abgehalten, wenn nicht die Freundschaft? Was für Ehren, was für Belohnungen, was für Aussichten hätten Gisippus gleichgültig gemacht gegen den Verlust Sophronias und seiner Verwandten, gleichgültig gegen das häßliche Murren des Volkes, gleichgültig gegen allen Spott und Hohn, wenn nicht die Freundschaft? Und was hätte wieder Titus die Bereitwilligkeit eingeflößt, ohne Zaudern und obwohl er sich füglich hätte stellen können, als sehe er ihn nicht, den eigenen Tod zu betreiben, um Gisippus von dem Kreuze zu retten, das er für sich selber heischte, wenn nicht die Freundschaft? Was hätte Titus zu solcher Freigebigkeit veranlaßt, unverzüglich sein reiches Erbe mit Gisippus, dem das Geschick das seinige genommen gehabt hat, zu teilen, wenn nicht die Freundschaft? Was hätte Titus ohne Bedenken das heiße Verlangen eingegeben, die Schwester an Gisippus, dessen Armut und äußerstes Elend er sah, zu vermählen, wenn nicht die Freundschaft? Sollen nur die Männer nach recht vielen Weibern, nach einem Schwarm von Brüdern und nach einer Kinderschar verlangen und mit ihrem Gelde die Zahl ihrer Diener vermehren; und sollen sie nicht bedenken, daß diese alle mitein-

ander bei der geringsten Gefahr, die ihnen dabei selber droht, keinen Finger rühren werden, um den Vater oder den Bruder oder den Herrn vor den größten Gefahren zu bewahren, während das gerade Gegenteil davon der Freund tut.

NEUNTE GESCHICHTE

Saladin, der als Kaufmann verkleidet ist, wird von Messer Torello geehrt und bewirtet. Der Kreuzzug beginnt; Messer Torello, der seiner Frau eine Frist zu einer zweiten Vermählung gegeben hat, wird gefangen und wird dadurch, daß er Falken abrichtet, dem Sultan bekannt, und der erkennt ihn wieder, gibt sich ihm zu erkennen und ehrt ihn außerordentlich. Messer Torello erkrankt und wird durch Zauberkunst in einer Nacht nach Pavia gebracht; bei der Hochzeit, die für seine wiedervermählte Gattin gefeiert wird, wird er von ihr erkannt und kehrt mit ihr in sein Haus zurück.

NACHDEM Filomena ihre Worte geendigt hatte und die hochherzige Dankbarkeit von Titus von allen gleichermaßen gepriesen worden war, fing der König, indem er den letzten Platz Dioneo vorbehielt, also zu sprechen an: Meine reizenden Damen, ohne Fehl spricht Filomena in dem, was sie über die Freundschaft sagt, nur die Wahrheit, und mit Recht beklagt sie in ihren Schlußworten, daß sie heute bei den Sterblichen wenig gilt. Und wenn wir hier versammelt wären, um die Gebrechen der Welt zu verbessern oder auch nur um sie zu tadeln, so würde ich ihrem Beispiele mit einer weitläufigen Rede

folgen; da aber unser Zweck anders ist, so ist mir eingefallen, Euch in einer vielleicht etwas langen, aber durchaus anmutigen Geschichte von einer hochherzigen Handlung Saladins zu berichten, damit wir durch den Inhalt dieser Geschichte, wenn wir schon unserer Fehler halber keine volle Freundschaft gewinnen können, wenigstens ein Vergnügen darin finden, andern zu dienen in der Hoffnung, daß der Lohn dafür, wann immer es sei, nicht ausbleiben werde.

Ich sage also, daß, wie viele bewähren, zur Zeit des Kaisers Friedrich des Ersten die Christenheit einen allgemeinen Kreuzzug unternahm, um das Heilige Land wiederzuerobern. Als das Saladin erfuhr, der ein tapferer Herr und damals Sultan von Babylon war, nahm er sich vor, die Zurüstungen der christlichen Herren zu diesem Kreuzzuge in eigener Person zu sehen, damit er sich besser vorsehen könne. Und nachdem er in Ägypten seine Angelegenheiten geordnet hatte, machte er sich, als ob er eine Pilgerfahrt vorgehabt hätte, mit zweien seiner vornehmsten und klügsten Männer und nur mit drei Dienern in der Verkleidung eines Kaufmannes auf den Weg. Und als sie viele christliche Länder durchstreift hatten und nun durch die Lombardei ritten, um dann das Gebirge zu überschreiten, geschah es, daß sie auf dem Wege von Mailand nach Pavia, schon gegen Abend, einem Edelmanne aus Pavia begegneten, Messer Torello d'Istria mit Namen, der sich mit seinen Dienern und mit Hunden und Falken

auf einen Landsitz begab, den er am Tessin besaß. Als sie Messer Torello sah, erachtete er, daß sie fremde Edelleute seien, und wünschte, ihnen Ehre zu erweisen. Darum ließ er, als Saladin einen seiner Diener fragte, wie weit es noch nach Pavia sei und ob sie noch Einlaß finden würden, den Diener nicht antworten, sondern antwortete selbst: „Meine Herren, es ist unmöglich, daß ihr Pavia noch zu einer Stunde erreicht, wo ihr Einlaß fändet.“ „Dann seid so gut,“ sagte Saladin, „uns, weil wir Fremde sind, anzugeben, wo wir am besten herbergen können.“ Messer Torello sagte: „Das werde ich gerne tun: ich habe gerade daran gedacht, einen von den Meinigen in die Nähe von Pavia um etwas zu schicken; ich werde ihn mit euch schicken, und er wird euch an einen Ort führen, wo ihr anständig genug herbergen könnt.“ Und indem er zu dem gescheitesten von den Seinigen trat, trug er ihm auf, was er zu tun habe, und schickte ihn mit ihnen; dann eilte er, so schnell er nur konnte, auf sein Gut, ließ ein treffliches Mahl bereiten und die Tische im Garten aufstellen und trat hierauf an die Tür, um sie zu erwarten. Der Diener machte mit den Edelleuten unter mancherlei Gesprächen einen Umweg und führte sie, ohne daß sie etwas gemerkt hätten, zu dem Gute seines Herrn. Als sie Torello kommen sah, ging er ihnen entgegen und sagte lächelnd: „Willkommen, meine Herren!“ Saladin erriet in seinem Scharfsinne, daß der Ritter gefürchtet hatte, sie würden seine Einladung, wenn er sie bei der Begegnung einlüde, nicht annehmen, und

daß er sie daher, damit sie sich nicht weigern könnten, den Abend mit ihm zu sein, mit List hergebracht hatte; und nachdem er seinen Gruß erwidert hatte, sagte er: „Messer, wenn man sich über höfliche Männer beklagen dürfte, so hätten wir Grund, es über Euch zu tun, weil Ihr uns, nicht zu reden davon, daß Ihr unsere Reise verzögert habt, genötigt habt, eine so große Höflichkeit, wie es die Eurige ist, anzunehmen, ohne daß wir Euere Güte durch etwas andres, als durch unsern Gruß allein, verdient hätten.“ Der Ritter, ein kluger und wohlberedter Mann, sagte: „Meine Herren, die Höflichkeit, die ihr von uns empfangt, ist dürftig im Vergleiche zu der, die euch, wie ich euerm Äußern entnehme, gebührte; aber wahrhaftig, außerhalb Pavias hättet ihr nirgends ordentlich einkehren können, und darum laßt es euch nicht verdrießen, daß ihr, um weniger Unannehmlichkeit zu leiden, einen kleinen Umweg gemacht habt.“ Und während er so sprach, hatte sich sein Gesinde um sie versammelt, und die versorgten, nachdem sie abgestiegen waren, die Pferde; und Messer Torello führte die drei Edelleute in die für sie bereiteten Gemächer, ließ ihnen die Fußbekleidungen abnehmen und ihnen kühlen Wein zur Erfrischung reichen und unterhielt sie mit anmutigen Gesprächen bis zur Abendstunde. Da Saladin und seine Begleiter und Diener Italienisch konnten, verstanden sie ihn sehr gut und er sie, und jeden von ihnen deuchte es, dieser Ritter sei der angenehmste und umgänglichste und beredteste Mann, den sie bisher kennen gelernt hätten.

Messer Torello wieder deuchte es, daß sie ausgezeichnete Männer von viel höherm Stande seien, als er zuerst gemeint hatte, und darum war es ihm sehr leid, daß er diesen Abend keine Gäste ihnen zu Ehren einladen und kein festlicheres Mahl veranstalten konnte; deshalb gedachte er das am nächsten Tage nachzuholen und schickte einen Diener, den er über seine Absichten unterrichtet hatte, zu seiner Frau, die eine sehr kluge und hochherzige Dame war, nach Pavia, wohin es nicht gar weit war und wo die Stadttore überhaupt nicht geschlossen wurden. Nachdem er dann die Edelleute in den Garten geführt hatte, fragte er sie höflich, wer sie seien, und Saladin antwortete: „Wir sind zyprische Kaufleute und kommen von Zypern und reisen in Geschäften nach Paris." Nun sagte Messer Torello: „Wollte Gott, unsere Gegend brächte solche Edelleute hervor, wie Zypern, wie ich sehe, Kaufleute." Unter diesen und andern Gesprächen kam die Essensstunde; da bat er sie, mit seinem Tische vorliebzunehmen, und sie wurden, für ein unvorhergesehenes Mahl, gar trefflich und ziemlich bedient. Nachdem die Tische weggenommen waren, waren sie nicht mehr lange beisammen geblieben, so ließ sie Messer Torello, der merkte, daß sie müde waren, in schöne Betten zur Ruhe bringen und ging bald darauf ebenso schlafen. Der nach Pavia gesandte Diener richtete die Botschaft aus, und die Frau ließ, nicht mit weiblichem, sondern mit königlichem Sinne auf der Stelle viele Freunde und Diener Messer Torellos rufen, alles, was zu einem prächtigen

Mahle gehört, vorbereiten, eine Menge edler Bürger durch Fackelträger zu dem Mahle einladen, Tuch, Teppiche und Pelzwerk herbeischaffen und treulich alles instand setzen, so wie es ihr ihr Mann hatte sagen lassen. Am Morgen erhoben sich die Edelleute, und Messer Torello, der seine Falken hatte bringen lassen, stieg mit ihnen zu Pferde, führte sie zu einem Wasser ganz in der Nähe und zeigte ihnen, wie die Falken flogen. Als aber Saladin um einen Mann bat, der sie nach Pavia und in die beste Herberge geleiten sollte, sagte Messer Torello: „Das will ich selber tun, weil ich dort etwas zu tun habe." Sie glaubtens und warens zufrieden und machten sich mit ihm auf den Weg; und es war schon um die dritte Morgenstunde, als sie in die Stadt gelangten und, in der Meinung, sie seien auf dem Wege zu der besten Herberge, mit Messer Torello zu seinem Hause kamen, wo sich schon gut fünfzig von den vornehmsten Bürgern zu ihrem Empfange eingefunden hatten und ihnen auch alsbald Zaum und Stegreif hielten. Als das Saladin und seine Begleiter sahen, errieten sie augenblicklich, was das war, und sagten: „Messer Torello, das ist nicht das, worum wir Euch gebeten haben; Ihr habt uns diese Nacht gar viel Liebes getan und mehr, als wir verdient hätten, und darum hättet Ihr uns billig unsere Straße ziehen lassen sollen." Messer Torello antwortete ihnen: „Meine Herren, für das, was euch geschehen ist, bin ich weniger euch, als dem Schicksal verpflichtet, daß es euch noch zu einer Stunde hat auf dem Wege sein lassen, wo ihr in mein geringes

Haus habt kommen müssen; für das von heute morgen werde ich euch verbunden sein und mit mir alle diese Edelleute, die um euch sind: dünkt es euch, daß ihr ihnen eine Höflichkeit erweist, wenn ihr euch weigert, mit ihnen zu speisen, so mögt ihr es tun, wenns euch beliebt.“ Überwunden stiegen Saladin und seine Begleiter ab, und sie wurden von den Edelleuten, die sie freudig empfingen, in die Gemächer geführt, die für sie aufs reichste eingerichtet worden waren; und nachdem sie die Reisekleider abgelegt und sich etwas erfrischt hatten, kamen sie in den Saal, wo alles köstlich hergerichtet war. Sie erhielten Wasser für die Hände und wurden mit prunkvollen Anstalten zu Tische geleitet und mit vielerlei Gerichten köstlich bedient, so daß dem Kaiser, wenn er gekommen wäre, nicht mehr Ehre hätte erzeigt werden können. Und obwohl Saladin und seine Begleiter große Herren waren und obwohl sie gewohnt waren, Großartiges zu sehn, verwunderten sie sich doch sehr über das, was sie hier sahen, und es deuchte sie besonders großartig in Anbetracht des Standes des Ritters, von dem sie wußten, daß er ein Bürger war und kein Herr. Als das Essen zu Ende war und die Tische weggenommen worden waren, wurde noch über dies und das gesprochen, dann aber gingen die Edelleute von Pavia, wie es Messer Torello wünschte, alle ruhen und er blieb mit seinen dreien allein; nun trat er mit ihnen in ein Gemach und ließ dorthin, damit nichts, was ihm wert war, verbleibe, ohne daß sie es gesehn hätten, seine treffliche Frau rufen. Die Dame, die

sehr schön und hochgewachsen war, kam mit reichen Kleidern geschmückt in der Mitte ihrer zwei Söhnchen, die zwei Engeln glichen, zu ihnen und grüßte sie anmutig. Bei ihrem Anblicke standen sie auf, empfingen sie ehrfurchtsvoll, ließen sie zwischen ihnen Platz nehmen und liebkosten heiter ihre zwei schönen Söhnchen. Nachdem die Dame mit ihnen ein anmutiges Gespräch eingegangen war, fragte sie, als Messer Torello auf einen Augenblick hinausgegangen war, voll Anmut, woher sie seien und wohin sie reisten; und die Edelleute antworteten ihr so wie vorher Messer Torello. Nun sagte sie mit freundlichem Gesichte: „So sehe ich denn, daß euch meine weibliche Fürsorge nützlich sein kann, und darum bitte ich euch, erweist mir die Gnade, das kleine Geschenk, das ich euch kommen lassen werde, nicht zu verschmähen oder gering zu schätzen, sondern es anzunehmen, indem ihr berücksichtigt, daß die Frauen mit ihren kleinen Herzen auch nur kleine Dinge geben, und indem ihr mehr auf den guten Willen der Geberin, als auf die Größe der Gabe seht.“ Und nachdem sie für jeden zwei Paar Oberkleider, das eine mit Tuch und das andere mit Feh gefüttert, nicht wie sie Bürger oder Kaufleute, sondern wie sie Herren tragen, und drei Wämser aus Zendeltaffet und Leinenhosen hatte bringen lassen, sagte sie: „Nehmt das; was die Oberkleider betrifft, so habe ich meinen Mann ebenso gekleidet, und die andern Sachen werden euch trotz ihrem geringen Werte lieb sein können, wenn ihr bedenkt, daß ihr fern von euern Frauen seid und wie

lang die zurückgelegte Reise ist und wie weit ihr noch zu reisen habt und daß die Kaufleute Reinlichkeit und Nettigkeit lieben.“ Die Edelleute verwunderten sich baß und erkannten offenkundig, daß es sich Messer Torello nicht nehmen lassen wolle, ihnen jede Art Höflichkeit zu erweisen, und besorgten bei der Vornehmheit der keineswegs bei Kaufleuten üblichen Kleider, daß er sie erkannt habe; immerhin antwortete einer von ihnen der Dame: „Das sind kostbare Sachen, Madonna, und wir dürften sie nicht so leicht annehmen, wenn uns nicht Euere Bitten dazu nötigten, auf die wir nicht nein sagen können.“ Nachdem hierauf Messer Torello wiedergekommen war, verabschiedete sich die Dame von ihnen und ließ die Diener mit ähnlichen Sachen, wie sie sich für diese schickten, versehn. Messer Torello erlangte es mit vielen Bitten von ihnen, daß sie den ganzen Tag bei ihm verweilten; darum legten sie, nachdem sie geschlafen hatten, ihre Oberkleider an und ritten mit ihm ein wenig durch die Stadt, speisten, als die Stunde gekommen war, mit vielen Tischgenossen köstlich bei ihm und gingen zur Zeit zur Ruhe. Als sie bei Tagesanbruch aufstanden, fanden sie anstatt ihrer müden Klepper drei hohe, schöne Rosse und ebenso neue, starke Pferde für ihre Diener. Als das Saladin sah, wandte er sich zu seinen Begleitern und sagte zu ihnen: „Ich schwöre bei Gott, daß nie ein vollkommenerer oder höflicherer oder aufmerksamerer Mann gewesen ist als er; und wenn die Könige der Christenheit die königlichen Eigenschaften ebenso

dartun, wie er die ritterlichen, so vermag der Sultan von Babylon nicht, auch nur einem von ihnen standzuhalten, geschweige denn ihrer so vielen, wie wir sehn, daß sie sich rüsten, um über ihn zu kommen." Da sie aber wußten, daß jede Weigerung eitel wäre, dankten sie höflich und stiegen zu Pferde. Messer Torello gab ihnen mit vielen Begleitern ein großes Stück Weges vor die Stadt das Geleite; und obwohl Saladin das Scheiden von ihm schwer fiel, so lieb hatte er ihn gewonnen, so ließ er sich doch durch das Verlangen, seine Reise zu beschleunigen, zu der Bitte bestimmen, er möge umkehren. Obwohl auch Messer Torello der Abschied von ihnen hart war, sagte er: „Meine Herren, ich werde es tun, da es euch beliebt, aber ich will euch das eine sagen: ich weiß nicht, wer ihr seid, begehre auch nicht mehr zu wissen, als euch beliebt; aber wer immer ihr seid, daß ihr Kaufleute seid, diesen Glauben habt ihr nicht unversehrt gelassen. Und nun, Gott befohlen." Saladin, der sich schon von allen Begleitern Messer Torellos beurlaubt hatte, sagte zur Antwort: „Messer, es kann noch geschehn, daß wir Euch etwas von unsern Waren werden sehn lassen, wodurch wir Euern Glauben festigen werden. Geht nun mit Gott." So ritt also Saladin weiter mit dem festen Vorsatze, wenn ihm das Leben bleibe und ihn der zu erwartende Krieg nicht vernichte, Messer Torello nicht mindere Ehren zu erzeigen, als der ihm erzeigt hatte; und er sprach mit seinen Begleitern viel von ihm und seiner Frau und seinem Benehmen und seiner Handlungsweise,

mit höherm Lobe bei jeder Einzelheit. Nachdem er dann das ganze Abendland nicht ohne große Mühsal durchstreift hatte, ging er in See, kehrte mit seinen Begleitern nach Alexandrien zurück und schickte sich, von allem unterrichtet, zur Gegenwehr an. Messer Torello war nach Pavia zurückgekehrt und hatte lange nachgesonnen, wer die drei gewesen sein könnten, war aber nie hinter die Wahrheit oder ihr nahe gekommen. Als die Zeit des Kreuzzuges da war und überall große Zurüstungen gemacht wurden, entschloß er sich, trotz den Bitten und Tränen seiner Frau, mitzuziehen, und traf alle Anstalten dazu; und im Begriffe zu reiten, sagte er zu seiner Frau, die er herzlich liebte: „Frau, wie du siehst, ziehe ich in diesen Kreuzzug, sowohl zur irdischen Ehre als auch zum Heile der Seele. Ich befehle dir unser Hab und Gut und unsere Ehre; und weil ich zwar sicher bin, daß ich ziehe, über die Heimkunft aber wegen der tausend Zwischenfälle, die möglich sind, gar keine Sicherheit habe, will ich, daß du mir etwas zuliebe tust, nämlich: Wenn du, was sich auch mit mir ereignen mag, keine sichere Zeitung von meinem Tode hast, so warte auf mich ein Jahr und einen Monat und einen Tag, von diesem Tage meiner Abreise an gerechnet, ohne dich wieder zu vermählen.“ Die Frau, die heftig weinte, antwortete: „Messer Torello, ich weiß nicht, wie ich den Schmerz ertragen werde, den Ihr mir durch Euer Scheiden macht; wenn aber mein Leben stärker ist als dieser Schmerz und Euch etwas zustoßen sollte, so lebt und sterbt in der Zu-

versicht, daß ich als Gattin Messer Torellos und seines Andenkens leben und sterben werde." Messer Torello sagte zu ihr: „Frau, ich bin völlig sicher, daß, soviel es auf dich ankommt, das geschehen wird, was du mir versprichst; aber du bist eine junge Frau und bist schön und hast eine große Verwandtschaft, und deine Tugend ist groß und allbekannt, und deshalb zweifle ich nicht, daß viele große und edle Herren, wenn von mir nichts verlautet, bei deinen Brüdern und Verwandten um dich werben werden, und deren Drängen wirst du, wenn du es auch wolltest, nicht standhalten können und wirst genötigt sein, dich ihrem Willen zu fügen: und das ist der Grund, warum ich diese Frist und keine längere von dir verlange." Die Frau sagte: „Ich werde von dem, was ich Euch gesagt habe, tun, was in meinen Kräften steht; und wenn ich trotzdem anders tun müßte, so werde ich Euch doch in dem, was Ihr mir auftragt, gehorsam sein. Ich bitte Gott, daß er in dieser Zeit weder Euch noch mich in eine solche Lage bringen möge." Nach diesen Worten umarmte sie Messer Torello weinend und zog einen Ring vom Finger, gab ihn ihm und sagte: „Wenn es geschieht, daß ich früher sterbe, als Ihr heimkommt, so erinnert Euch an mich, sooft Ihr ihn anseht." Und er nahm ihn und stieg zu Pferde, sagte allen Lebewohl und zog seine Straße. Und als er mit seinen Begleitern nach Genua gekommen war, bestieg er eine Galeere, ging in See und kam in kurzer zeit nach Akka; dort schloß er sich dem Christen-

heere an. Unmittelbar darauf brach im Heere eine Seuche und ein großes Sterben aus, und derweil gelang es Saladin, mag das nun durch seine Kriegskunst oder durch sein Glück geschehn sein, alle Christen, die von der Seuche verschont geblieben waren, ohne Schwertstreich gefangenzunehmen, und er verteilte sie in die Gefängnisse verschiedener Städte; unter ihnen war auch Messer Torello, der nach Alexandrien in die Gefangenschaft geführt wurde. Da man ihn dort nicht kannte und er sich scheute, sich zu erkennen zu geben, gab er sich notgedrungen damit ab, Falken abzurichten, worin er ein großer Meister war, und so erfuhr Saladin von ihm; darum zog ihn der aus dem Gefängnis und behielt ihn als Falkner bei sich, ohne ihn erkannt zu haben, ebenso wie auch Messer Torello Saladin, der ihn nicht anders als „Christ" rief, nicht wiedererkannte. Sein ganzer Sinn stand nach Pavia, und zu mehreren Malen hatte er schon zu fliehen versucht, aber nie war es ihm gelungen; als daher etliche Genueser, die zu Saladin wegen der Loskaufung ihrer Mitbürger als Gesandte gekommen waren, abreisen sollten, gedachte er seiner Frau zu schreiben, daß er am Leben sei und so bald wie möglich zu ihr heimkehren werde und daß sie ihn erwarten solle: und so tat er auch und bat einen von den Gesandten, den er kannte, inständig, den Brief in die Hände des Abtes von San Pietro in Ciel d'oro, der sein Oheim war, gelangen zu lassen. So stand es also um Messer Torello, als es eines Tages geschah, daß er, während Saladin mit ihm über seine Vögel sprach, zu lächeln

begann und dabei einen Zug um den Mund zeigte, den sich Saladin, als er in seinem Hause in Pavia gewesen war, wohl gemerkt hatte. Darum kam Saladin Messer Torello in den Sinn, und er begann ihn fest zu betrachten und es schien ihm, daß ers sei; so ließ er denn das frühere Gespräch und sagte zu ihm: „Sag mir, Christ, aus welcher Gegend des Abendlandes bist du?“ „Herr,“ sagte Messer Torello, „ich bin ein Lombarde aus einer Stadt, die Pavia heißt, ein armer Mann von niedrigem Stande.“ Als das Saladin hörte, sagte er, schier sicher über seine Vermutung, freudig bei sich: „Nun hat mir Gott die Gelegenheit gegeben, ihm zu zeigen, wie lieb mir seine Höflichkeit war;“ und ohne etwas zu sagen, ließ er alle seine Gewänder in einem Gemache ausbreiten, führte ihn hin und sagte: „Sieh, Christ, ob nicht unter diesen Oberkleidern eins ist, das du schon einmal gesehen hast.“ Messer Torello sah sich um und sah zwar die, die seine Frau Saladin geschenkt hatte, hielt aber nicht dafür daß sie es sein könnten; immerhin antwortete er: „Herr, ich kenne keines, aber wahr ist es, daß die zwei den Oberkleidern gleichen, die ich und drei Kaufleute, die in mein Haus gekommen sind, getragen haben.“ Nun konnte sich Saladin nicht mehr halten: er umarmte ihn zärtlich und sagte: „Ihr seid Messer Torello d’Istria, und ich bin einer von den drei Kaufleuten, denen Eure Frau diese Kleider geschenkt hat, und jetzt ist die Stunde gekommen, Euerm Glauben, mit was für Waren ich handle, Gewißheit zu geben, wie ich bei meinem Abschiede

gesagt habe, daß es geschehen könnte.“ Messer Torello empfand bei diesen Worten hohe Freude und Scham: Freude darüber, daß er einen solchen Gast gehabt hatte, und Scham, weil er meinte, er habe ihn zu dürftig empfangen. Saladin sagte zu ihm: „Messer Torello, da mir Euch Gott geschickt hat, so betrachtet nicht mehr mich für den Herrn hier, sondern Euch.“ Und nach dem Austausche ihrer Freudenbezeigungen ließ er ihn in königliche Gewänder kleiden und führte ihn vor alle seine vornehmen Vasallen hinaus, sagte ihnen vieles zum Preise seiner Trefflichkeit und gebot, daß er von jedermann, dem seine Gnade lieb sei, so geehrt werde wie er selber. Das taten denn fortan alle, mehr als die andern aber die zwei Herren, die als Begleiter Saladins in seinem Hause gewesen waren. Die Höhe des plötzlichen Glanzes, worin sich Messer Torello sah, nahm ihm ein wenig die Gedanken an die Lombardei, sonderlich auch deshalb, weil er sicher hoffte, daß sein Oheim seinen Brief erhalten habe. Nun war in dem Lager oder Heere der Christen an dem Tage, wo sie in die Gefangenschaft Saladins gefallen waren, ein geringer Ritter aus der Provence, der Torel oder Torello von Dignes hieß, gestorben und war begraben worden; weil aber Messer Torello d'Istria seines Adels halber im ganzen Heere bekannt war, glaubte jeder, der sagen hörte: „Messer Torello ist gestorben,“ das sei Messer Torello von Istria und nicht der von Dignes, und die Gefangennehmung, die dazukam, verhinderte eine Aufklärung des Irrtums, so daß viele Ita-

liener mit dieser Zeitung heimkehrten, unter ihnen auch einige, die so vorwitzig waren, daß sie sich zu sagen unterstanden, sie hätten ihn tot gesehen und seinem Begräbnis beigewohnt. Das wurde, als es seine Frau und seine Verwandten erfuhren, die Ursache eines heftigen, unsagbaren Schmerzes, nicht nur bei ihnen, sondern bei jedem, der ihn gekannt hatte. Zu lang wäre es, von dem Schmerze, der Traurigkeit und dem Wehklagen seiner Frau zu erzählen, die sich monatelang in stetem Grame härmte; als aber dann ihr Schmerz etwas nachließ, wurde sie von den vornehmsten Männern der Lombardei begehrt, und ihre Brüder und andern Verwandten begannen in sie zu dringen, daß sie sich wieder vermähle. Nachdem sie ihnen das zu often Malen unter vielen Tränen abgeschlagen hatte, mußte sie endlich dem Zwange nachgeben und ihnen ihren Willen tun, bedang sich jedoch aus, daß sie in das Haus ihres Gatten nicht früher zu ziehen brauche, als bis die Zeit um sei, die sie Messer Torello zu warten versprochen hatte. So stand es also um die Dame in Pavia, und schon fehlten nur noch acht Tage an der Frist, wo sie in das Haus ihres Gatten ziehen sollte, als es geschah, daß Messer Torello in Alexandrien einen Mann sah, den er mit den genuesischen Gesandten hatte das Schiff besteigen sehn, das nach Genua gefahren war; darum ließ er sich ihn rufen und fragte ihn, was sie für eine Fahrt gehabt hätten und wann sie nach Genua gekommen seien. Der antwortete: „Herr, das Schiff hat eine schlechte Fahrt gehabt, wie mir in Kreta, wo ich geblieben bin, er-

zählt worden ist; denn als es nahe bei Sizilien war, hat sich ein furchtbarer Nordsturm erhoben und es an die Sandbänke der Berberei geschleudert, so daß niemand mit dem Leben davongekommen ist, und so sind auch zwei Brüder von mir zugrunde gegangen." Messer Torello schenkte seinen Worten, die völlig wahr waren, Glauben; indem er sich dann erinnerte, daß die Frist, die er von seiner Frau verlangt hatte, in wenigen Tagen ablaufen werde, und indem er bedachte, daß man über ihn in Pavia nichts wissen könne, so hielt er es für eine ausgemachte Sache, daß sich seine Gattin wieder vermählt habe: darüber fiel er in einen solchen Schmerz, daß er nichts mehr aß, sich zu Bette legte und sterben wollte. Als das Saladin erfuhr, der ihn über alles liebte, kam er zu ihm; nachdem er durch viele bewegliche Bitten die Ursache seines Schmerzes und seines Siechtums aus ihm herausgebracht hatte, machte er ihm ernste Vorwürfe, daß er ihm das noch nicht gesagt hatte, und bat ihn dann, sich zu trösten, indem er ihm beteuerte, wenn er das tue, so werde er es bewerkstelligen, daß er zur bestimmten Frist in Pavia sei, und sagte ihm auch, wie. Messer Torello schenkte den Worten Saladins Glauben und tröstete sich langsam, weil er zu often Malen hatte sagen hören, daß so etwas nicht nur möglich, sondern auch oft schon geschehn sei, und drang in Saladin, sich damit zu beeilen. Saladin befahl einem seiner Schwarzkünstler, dessen Kunst er schon erprobt hatte, ein Mittel ausfindig zu machen, wie Messer Torello auf einem Bette

in einer Nacht nach Pavia geschafft werden könnte; und der Schwarzkünstler antwortete ihm, das werde geschehn, aber er solle Messer Torello zu dessen eigenem Besten in schlafenden Zustand versetzen. Als Saladin, nachdem dies geordnet war, zu Messer Torello zurückkam, fand er ihn fest entschlossen, zur bestimmten Zeit in Pavia sein zu wollen, wenn das möglich sei, und wenn das unmöglich sei, sterben zu wollen; und er sagte zu ihm: „Messer Torello, Euere zärtliche Liebe zu Eurer Gattin und Eure Besorgnis, daß sie eines andern werde, kann ich Euch, weiß Gott, nicht verdenken, weil sie unter allen Frauen, so viele ich auch gesehn zu haben glaube, die ist, deren ganzes Wesen, Gebaren und Gehaben mir, abgesehn von der Schönheit, die eine vergängliche Blume ist, am meisten Preis und Wertschätzung zu verdienen scheint. Es wäre mir, da Euch das Schicksal einmal hierhergebracht hat, sehr lieb gewesen, daß wir die Zeit, die Ihr und ich noch zu leben haben, gleicherweise als Herren des Reiches, das ich innehabe, gelebt hätten; wenn mir das aber auch von Gott nicht hat vergönnt werden sollen, indem Ihr auf den Gedanken habt verfallen müssen, entweder zu sterben oder zur festgesetzten Frist in Pavia zu sein, so hätte ich doch sehr gewünscht, es beizeiten erfahren zu haben, damit ich Euch hätte mit der Ehre, der Pracht und dem Geleite, die Euere Trefflichkeit verdiente, nach Hause bringen lassen können: weil mir nun auch das nicht vergönnt ist und Ihr auf der Stelle dort zu sein begehrt, so werde ich Euch, wie ich es kann

und auf die Art, die ich Euch gesagt habe, hinschaffen." Messer Torello sagte: „Herr, auch ohne Euere Worte habt Ihr mir genugsam durch die Tat Euer Wohlwollen bewiesen, das ich niemals in einem so außerordentlichen Maße verdient habe, und für das, was Ihr sagt, würde ich, auch wenn Ihr es nicht gesagt hättet, vertrauensvoll leben und sterben; da ich mich aber so entschlossen habe, so bitte ich Euch, das, was Ihr mir gesagt habt, das Ihr tun werdet, bald zu tun, denn morgen ist der letzte Tag, wo ich erwartet werden soll." Saladin sagte, daß das ohne Fehl besorgt sei. Und am nächsten Morgen ließ Saladin in der Absicht, ihn in der kommenden Nacht wegzuschicken, in einem großen Saale ein schönes, reiches Bett aus Matratzen machen, die nach ihrem Brauche alle aus Samt und Goldstoff hergestellt waren, und darüber eine Decke legen, die in mannigfachen Windungen mit den größten und kostbarsten Edelsteinen gestickt war und nachher in unserm Lande als unermeßlicher Schatz galt, samt zwei Kissen, wie sie ein solches Bett erheischte. Und nachdem das geschehn war, befahl er, daß Messer Torello, der schon wieder bei Kräften war, sein sarazenisches Oberkleid anlege, das köstlichste und schönste Ding, das je jemand gesehn hat, und daß ihm einer seiner längsten Turbane ums Haupt gewunden werde. Und da die Stunde schon spät war, trat Saladin mit vielen Vasallen in das Gemach, wo Messer Torello war, setzte sich an seine Seite und begann schier weinend zu sprechen: „Messer Torello, die Stunde, die

mich von Euch scheiden soll, kommt heran, und da ich Euch weder geleiten noch geleiten lassen kann, weil das die Beschaffenheit des Weges, den Ihr zu machen habt, nicht zuläßt, so muß ich hier im Gemache von Euch Abschied nehmen, und um das zu tun, bin ich gekommen. Bevor ich Euch denn Gott befehle, bitte ich Euch bei unserer Liebe und Freundschaft, daß Ihr meiner gedenket und daß Ihr mich, wenn es möglich ist und wenn Ihr Euere Angelegenheiten in der Lombardei in Ordnung gebracht habt, wenigstens einmal, bevor unsere Tage zu Ende gehen, hier besuchet, damit ich dann, voll Freude, Euch wiedergesehen zu haben, das Versäumnis nachholen kann, das ich jetzt wegen Euerer Eile begehn muß; und bis das geschieht, laßt es Euch nicht verdrießen, mich in Briefen zu besuchen und von mir alles zu fordern, was Euch gefallen wird, weil ich es viel lieber für Euch, als für sonst einen Menschen auf Erden tun würde.“ Messer Torello konnte die Tränen nicht verhalten, und darum antwortete er, dadurch gehemmt, mit wenigen Worten, es sei unmöglich, daß ihm seine Wohltaten und sein Edelmut je aus dem Gedächtnis schwänden, und er werde, wenn ihm sein Leben so lange erhalten bleibe, unfehlbar alles tun, was er ihm befohlen habe. Nun umarmte ihn Saladin zärtlich, küßte ihn, sagte ihm mit vielen Tränen Gott befohlen und verließ das Gemach, und hierauf verabschiedeten sich alle Hofleute von ihm und gingen mit Saladin in den Saal, wo er das Bett hatte bereiten lassen. Da es aber schon spät geworden war

und der Schwarzkünstler schon wartete und zur Ausführung drängte, kam ein Arzt mit einem Tranke und gab ihn Messer Torellos als ein angeblich stärkendes Mittel zu trinken; es dauerte nicht lange, so war er darüber eingeschlafen. Und also schlafend wurde er auf den Befehl Saladins auf das schöne Bett getragen, und Saladin legte auf dieses Bett eine große, schöne Krone von hohem Werte und bezeichnete sie so, daß man nachher deutlich verstand, Saladin habe sie der Frau Messer Torellos geschickt. Dann steckte er Messer Torello einen Ring an den Finger, worin ein Karfunkel gefaßt war, so glänzend, daß er einer entzündeten Fackel glich, dessen Wert unschätzbar war. Dann ließ er ihn mit einem Schwerte umgürten, dessen Zieraten nicht leichtlich auf ihren Wert abzuschätzen waren, und ließ ihm überdies vorne eine Spange mit Perlen, derengleichen man nie gesehen hatte, und mit kostbaren Steinen anheften; und dann ließ er zu beiden Seiten von ihm je zwei goldene Becken mit Dublonen gefüllt hinsetzen und um ihn viele Perlenschnüre, Ringe und Gürtel legen und eine Menge anderer Sachen, die aufzuzählen zu lange dauerte. Und dann küßte er Messer Torello nochmals und sagte dem Schwarzkünstler, er solle sich sputen, und unverzüglich verschwand das Bett mit Messer Torello und allem übrigen aus Saladins Augen, und Saladin verblieb mit seinen Hofleuten im Gespräche von ihm. Messer Torello war, noch immer schlafend, samt allen den vorhin genannten Juwelen und Geschmeiden in Pavia in der Kirche

von San Pietro in Ciel d'oro niedergesetzt worden, und schon trat der Sakristan nach dem Morgenläuten mit einem Lichte in der Hand in die Kirche. Da er unversehens das reiche Bett erblickte, verwunderte er sich nicht nur nicht wenig, sondern floh in größter Angst seinen Weg zurück; als ihn der Abt und die Mönche fliehen sahen, fragten sie ihn verwundert um den Grund. Der Mönch sagte ihn. „Ei," sagte der Abt, „du bist doch kein Kind mehr und bist auch kein Neuling in dieser Kirche, daß du so leichtlich erschrecken dürftest; gehn wir sehn, was dort für ein Wauwau ist." Nachdem sie also mehr Lichter angezündet hatten, trat der Abt mit allen seinen Mönchen in die Kirche und sahen dort das wundersame reiche Bett und darauf den schlafenden Ritter, und während sie scheu und furchtsam die edeln Juwelen betrachteten, ohne sich dem Bette auch nur um einen Schritt zu nähern, geschah es, daß Messer Torello, weil die Kraft des Trankes zu Ende war, mit einem Seufzer erwachte. Als das die Mönche sahen und der Abt mit ihnen, entflohen sie alle und schrien erschreckt: „Herr, steh uns bei!" Messer Torello öffnete die Augen, sah umher und erkannte deutlich, er sei dort, wo ers von Saladin verlangt hatte, und darüber freute er sich innerlich sehr; indem er sich in seinem Bette aufsetzte und nun einzeln betrachtete, was um ihn herum lag, erschien ihm die Großmut Saladins, die er schon zu kennen geglaubt hatte, noch größer, und er erkannte sie jetzt noch besser. Das beschäftigte ihn aber nicht so sehr, daß

er nicht, ohne seine Stellung verändert zu haben, bemerkt hätte, daß die Mönche flohen, und weil er den Grund erriet, so begann er den Abt bei seinem Namen anzurufen und ihn zu bitten, er solle keine Angst haben, er sei sein Neffe Torello. Auf diese Worte hin wurde die Angst des Abtes noch größer, weil er ihn schon seit Monaten für tot gehalten hatte; nachdem er sich aber nach einem Weilchen durch triftige Gründe beruhigt hatte, machte er, als er sich wieder rufen hörte, das Zeichen des heiligen Kreuzes und ging zu ihm. Messer Torello sagte zu ihm: „Mein Vater, was ängstigt Ihr Euch? Ich bin am Leben, Gott sei Dank, und bin aus den überseeischen Ländern heimgekehrt.“ Obwohl Messer Torello einen langen Bart hatte und in arabischer Tracht war, erkannte ihn der Abt doch nach einiger Zeit und faßte, nun völlig beruhigt, seine Hand und sagte: „Sei willkommen, mein Sohn!“ Dann fuhr er fort: „Du darfst dich nicht über unsere Angst wundern, denn in der ganzen Stadt gibt es keinen Menschen, der nicht fest glaubte, daß du tot seist, so daß ich dir sagen kann, daß sich Madonna Adalieta, deine Gattin, überwunden durch die Bitten und Drohungen ihrer Verwandten, gegen ihren Willen wieder vermählt hat, und heute soll sie zu ihrem neuen Gatten ziehen, und die Hochzeitsfeier und was zum Feste gehört, sind gerichtet.“ Messer Torello erhob sich von seinem reichen Bette, bezeigte dem Abte und den Mönchen eine wundersame Freude und bat jedermann, über seine Heimkehr zu niemand zu

sprechen, bis er ein Geschäft, das ihm obliege, verrichtet habe. Nachdem er die reichen Juwelen hatte in Sicherheit bringen lassen, erzählte er dem Abte alles, was ihm vom Anfange an bis zu diesem Augenblicke begegnet war. Erfreut über sein Glück, dankte der Abt Gott, und er tat desgleichen. Dann fragte Messer Torello den Abt, wer der neue Gatte seiner Frau sei. Der Abt sagte ihms. Nun sagte Messer Torello: „Ich möchte, noch bevor meine Heimreise bekannt wird, sehn, wie sich meine Frau bei dieser Hochzeit benehmen wird, und darum wünsche ich, daß Ihrs, wenn es auch nicht Brauch ist, daß Klosterleute zu derlei Mählern gehn, doch mir zuliebe möglich machtet, daß wir hingingen.“ Der Abt antwortete, das tue er gern, und schickte, als es Tag geworden war, zu dem neuen Gatten und ließ ihm sagen, er wollte mit einem Begleiter bei seiner Hochzeit sein; der Edelmann antwortete, das sei ihm sehr recht. Als nun die Essensstunde gekommen war, begab sich Messer Torello, gekleidet wie er war, mit dem Abte ins Haus des neuen Gatten, und jeder, der ihn sah, betrachtete ihn mit Staunen, aber niemand erkannte ihn; und der Abt sagte allen, er sei ein Sarazene, der als Gesandter des Sultans zum Könige von Frankreich gehe. Messer Torello wurde an einen Tisch gerade seiner Gattin gegenüber gesetzt, und die betrachtete er voll Glückseligkeit und er glaubte, in ihrem Gesichte zu lesen, daß sie wenig Freude an der Hochzeit empfinde. Auch sie betrachtete ihn etliche Male, aber nicht, weil sie ihn etwa

erkannt hätte, was wegen seines langen Bartes und seiner fremden Kleidung und wegen ihres festen Glaubens, er sei tot, ausgeschlossen gewesen wäre. Da es nun Messer Torello Zeit zu sein deuchte, nahm er den Ring, den sie ihm bei seiner Abreise gegeben hatte, ließ einen Knaben, der ihr aufwartete, rufen und sagte zu ihm: „Sage der jungen Frau in meinem Namen, es sei in meinem Lande Brauch, daß eine junge Frau, wie sie ist, einem Fremden, wie ich bin, der an dem Mahle teilnimmt, zum Zeichen, daß es ihr lieb ist, daß er zum Essen gekommen ist, den Becher, woraus sie trinkt, voll Wein schickt; der Fremde trinkt dann so viel, wie ihm beliebt, deckt den Becher wieder zu, und die Frau trinkt den Rest." Der Knabe richtete diese Botschaft aus, und sie befahl, um dem Fremden, den sie für einen sehr hohen Herrn hielt, zu zeigen, daß ihr seine Anwesenheit sehr lieb sei, als eine artige und kluge Dame, daß ein großer goldener Becher, den sie vor sich hatte, gespült und mit Wein gefüllt und dem Edelmanne gebracht werde, und so geschah es. Messer Torello, der ihren Ring in den Mund gesteckt hatte, ließ ihn beim Trinken in den Becher fallen, ohne daß es jemand gemerkt hätte, deckte den Becher, worin er ein wenig Wein gelassen hatte, wieder zu und schickte ihn der Dame. Um seinen Brauch zu erfüllen, nahm sie ihn entgegen, deckte ihn ab, setzte ihn an die Lippen und sah den Ring und betrachtete ihn eine Weile, ohne etwas zu sagen; und als sie erkannte, daß es der war, den sie Messer Torello bei

seinem Abschiede gegeben hatte, nahm sie ihn und heftete die Blicke auf den, den sie für einen Fremden hielt, und schon erkannte sie ihn, warf, wie von Sinnen geworden, den Tisch vor sich um und schrie: „Das ist mein Herr! wahrlich, das ist Messer Torello!“ Und sie lief zu dem Tisch, an dem er saß, warf sich ohne Rücksicht auf ihre Kleider oder auf das, was auf dem Tische stand, soweit sie nur konnte, darüber hin, schloß ihre Arme fest um ihn und ließ sich, mochten die andern sagen und tun was sie wollten, nicht von ihm lösen, bis ihr endlich Messer Torello sagte, sie möge sich etwas beruhigen, weil sie fortan genug Zeit haben werde, um ihn zu umarmen. Nun erhob sie sich, und als die Hochzeit nach der anfänglichen Störung zum Teile freudiger geworden war, weil sie einen solchen Ritter wiedergewonnen hatten, schwieg auf Messer Torellos Bitten jedermann, und er erzählte allen, was ihm von dem Tage seiner Abreise bis nun begegnet war, und schloß damit, daß es dem Edelmanne, der seine Frau in dem Glauben, er sei tot, zur Gattin genommen habe, nicht mißfallen dürfe, daß er sie, da er am Leben sei, zurücknehme. Obwohl der neue Gatte unangenehm berührt war, antwortete er doch freimütig und als Freund, daß es in Messer Torellos Belieben stehe, mit seinem Eigentum nach seinem Gutdünken zu schalten. Die Dame ließ dem neuen Gatten den Ring und die Krone, die sie von ihm bekommen hatte, steckte den Ring an, den sie aus dem Becher gezogen hatte, und setzte ebenso die Krone auf, die ihr

vom Sultan geschickt worden war: dann verließen sie das Haus, wo sie waren, und begaben sich mit dem ganzen Hochzeitszuge in das Haus Messer Torellos; und dort trösteten sie durch ein langes, heiteres Fest die trostlos gewesenen Freunde und Verwandten und Mitbürger, die ihn schier wie ein Wunderding anstarrten. Messer Torello gab dem, der die Kosten der Hochzeit gehabt hatte, einen Teil seiner kostbaren Juwelen, andere dem Abte und andern, und Saladin ließ er durch mehr als einen Boten wissen, daß er glücklich heimgekehrt sei und sich als seinen Freund und Diener betrachte. Und dann lebte er, noch größere Höflichkeit übend als zuvor, noch lange Jahre mit seiner trefflichen Gattin. Das war also das Ende der Leiden Messer Torellos und seiner geliebten Gattin und der Lohn ihrer liebenswürdigen und bereitwilligen Höflichkeit. Höflichkeit zu üben zwingen sich viele, wissen es aber samt dem, daß sie die Mittel dazu hätten, nur so schlecht anzufangen, daß sie sich sie teuerer abkaufen lassen, als sie wert wäre; wenn dann solche Leute ohne Dank bleiben, so dürfen sich weder sie noch andere wundern.

ZEHNTE GESCHICHTE

Der Markgraf von Saluzzo wird durch die Bitten seiner Leute genötigt, eine Frau zu nehmen, und nimmt, um sie nach seinem Sinne zu nehmen, die Tochter eines Bauern, und er läßt die zwei Kinder, die er von ihr bekommt, angeblich umbringen. Indem er dann vorgibt, er sei ihrer überdrüssig geworden und habe eine andere Frau genommen, läßt er seine eigene Tochter nach Hause zurückkekren, als ob die seine neue Frau wäre. Da er seine Gattin, obwohl er sie im Hemde verjagt hat, in allem geduldig findet, nimmt er sie in größerer Liebe als je wieder in sein Haus, zeigt ihr ihre großen Kinder und ehrt sie als Markgräfin und läßt sie als Markgräfin ehren.

ALS die Geschichte des Königs, die dem Anscheine nach allen sehr gefallen hatte, zu Ende war, sagte Dioneo lächelnd: „Der gute Mann, der vorgehabt hat, in der kommenden Nacht den aufgerichteten Schweif des Gespenstes etwas zu senken, hätte keine zwei Heller für all das Lob gegeben, das Ihr Messer Torello gebt.“ Dann aber begann er, weil er wußte, daß nur noch er zu erzählen hatte: Nach dem, was mich bedünkt, meine lieblichen Damen, ist der heutige Tag von allen den Königen und den Sultanen und derlei Leuten gewidmet worden; damit ich mich nun nicht zu weit von Euch entferne, will ich etwas von einem Markgrafen erzählen, nicht vielleicht eine großmütige Handlung, sondern eine dumme Roheit, wenn sie auch schließlich gut für ihn ausgegangen ist. Ich würde niemand raten, ihm

hierin nachzufolgen, weil es sehr unrecht war, daß ihm daraus etwas gutes erwachsen ist.

Es ist schon lange her, daß das Haupt des Hauses der Markgrafen von Saluzzo ein junger Mann war, Gualtieri geheißen, der, ohne Weib und Kind hausend, seine Zeit mit nichts anderm verbrachte als mit der Vogelbeize und der Jagd; ein Weib zu nehmen und Kinder zu zeugen, hatte er keinen Gedanken, was nicht so unvernünftig war. Seine Leute, denen das nicht recht war, baten ihn zu often Malen, ein Weib zu nehmen, damit nicht er ohne Erben bleibe und sie ohne Herrn; sie erboten sich auch, ihm ein solches und von solchen Eltern abstammendes Fräulein ausfindig zu machen, daß er alle Zuversicht haben und sich wohl zufrieden geben könne. Gualtieri antwortete ihnen: „Meine lieben Freunde, ihr nötigt mich zu etwas, was ich nie und nimmer zu tun entschlossen war in der Überlegung, was für ein schweres Ding es ist, eine ausfindig zu machen, die sich ganz zum eigenen Wesen schickte, und wie häufig das Gegenteil ist und wie hart das Leben dessen ist, der an eine gerät, die sich nicht zu ihm schickt. Und daß ihr sagt, ihr glaubtet aus der Art der Eltern die der Töchter zu erkennen, woraus ihr ableitet, ihr würdet mir eine solche geben, daß sie mir gefällt, das ist eine Torheit: denn ich wüßte nicht, woher ihr die Väter oder wie ihr die Heimlichkeiten der Mütter kennen könntet; und wenn ihr sie schon kenntet, so sind doch die Töchter gar häufig den Eltern unähnlich. Weil es euch aber beliebt, mich

mit diesen Ketten zu fesseln, so schicke ich mich meinetwegen drein; und damit ich mich, wenn es schlimm ausgeht, über niemand sonst zu beklagen habe als über mich, so will ich mir sie selber aussuchen, sage euch aber das eine: wenn ihr die, die ich nehme, nicht als Herrin ehren werdet, so werdet ihrs zu euerm großen Schaden erfahren, wie schwer es mir ist, gegen meinen Willen auf euere Bitten ein Weib genommen zu haben.“ Die wackern Leute antworteten, sie seien es zufrieden, nur möge er sich entschließen, ein Weib zu nehmen. Seit langem hatte nun Gualtieri sein Wohlgefallen an dem Gehaben eines armen jungen Mädchens, die aus einem Dorfe nahe bei seinem Hause war, und da sie ihn auch sehr schön deuchte, glaubte er, mit ihr recht glücklich leben zu können; ohne daher weiter zu suchen, nahm er sich vor, sie zu heiraten: er ließ ihren Vater rufen, und kam mit ihm, der ein ganz armer Mann war, überein, sie zum Weibe zu nehmen. Hierauf versammelte er alle seine Freunde aus der Landschaft um sich und sagte zu ihnen: „Meine lieben Freunde, euer Wille war und ist es, daß ich mich entschlösse, ein Weib zu nehmen, und ich habe mich dazu entschlossen, mehr euch zuliebe, als daß ich ein Verlangen nach einem Weibe gehabt hätte. Ihr wißt, was ihr mir versprochen habt, nämlich mit einer jeden, wer immer die sei, die ich nehme, zufrieden zu sein und sie als Herrin zu ehren; jetzt ist die Zeit da, wo ich im Begriffe bin, euch mein Versprechen zu halten, und wünsche, daß ihr mir das

eurige haltet. Ich habe hier ganz in der Nähe ein junges Mädchen nach meinem Herzen gefunden, die beabsichtige ich zum Weibe zu nehmen und binnen wenigen Tagen heimzuführen; denkt also daran, wie das Hochzeitsfest prächtig zu rüsten sei und wie ihr sie ehrenvoll empfangen könnet, damit ich mich wegen euers Versprechens ebenso zufrieden geben kann, wie ihr euch wegen des meinigen.“ Die guten Leute antworteten alle voller Freude, das sei ihr Wunsch und sie würden sie, sei sie, wer sie wolle, als Herrin hinnehmen und in allen Stücken als Herrin ehren. Hierauf trafen sie allesamt alle Anstalten, das Fest schön und groß und fröhlich zu machen, und dasselbe tat Gualtieri. Er ließ die Hochzeit gar groß und schön ausrichten und viele Freunde und Verwandte und vornehme Edelleute und andere aus der Umgegend einladen. Und er ließ auch mehrere schöne und reiche Kleider zuschneiden und anfertigen nach dem Maße eines jungen Mädchens, das ihm den Wuchs der Jungfrau zu haben schien, die er sich zu freien vorgenommen hatte; und überdies beschaffte er Gürtel, Ringe und eine köstliche und prächtige Krone und alles, was eine Braut braucht. Und als der Tag gekommen war, den er für die Hochzeit bestimmt hatte, stieg Gualtieri etwa anderthalb Stunden nach Sonnenaufgang zu Pferde und mit ihm alle, die ihm zu Ehren gekommen waren; und nachdem er alles Nötige angeordnet hatte, sagte er: „Ihr Herren, es ist Zeit, die Braut einzuholen.“ Und er machte sich mit seinem ganzen Geleite auf den Weg,

und sie ritten in das Dörfchen. Und als sie zu dem Hause ihres Vaters gekommen waren, trafen sie das Mädchen, wie sie eben mit Wasser vom Brunnen zurückkam; sie war in großer Hast, weil sie nachher mit andern Frauenzimmern gehn wollte, um die Braut Gualtieris kommen zu sehn. Kaum ersah Gualtieri sie, so rief er sie bei ihrem Namen Griselda und fragte sie, wo der Vater sei; sie antwortete verschämt: „Herr, er ist im Hause." Nun saß Gualtieri ab, befahl allen, ihn zu erwarten, und trat allein in das armselige Häuschen; dort fand er ihren Vater, der Giannucolo hieß, und zu dem sagte er: „Ich bin gekommen, um Griselda zu freien; vorher möchte ich aber noch von ihr einiges in deiner Gegenwart hören." Und er fragte sie, ob sie sich, wenn er sie zum Weibe nehme, immerdar befleißigen wolle, ihm willfährig zu sein und sich nichts, was er tun oder sagen werde, verdrießen zu lassen, und ob sie gehorsam sein werde und um viel ähnliche Dinge; sie antwortete immer mit ja. Nun nahm sie Gualtieri bei der Hand, führte sie hinaus und ließ sie vor seiner Begleitung und wer sonst noch da war, nackt auskleiden; und nachdem er die auf seinen Befehl angefertigten Kleidungsstücke hatte bringen lassen, ließ er sie alsbald bekleiden und beschuhen und auf ihr Haar, so wirr wie es war, eine Krone setzen. Darob verwunderte sich jedermann und er sagte: „Ihr Herren, das ist die, die mein Weib sein soll, wenn sie mich zum Manne haben will." Dann wandte er sich zu ihr, die, über sich selber verschämt, nicht

wußte, wie ihr geschah, und sagte: „Griselda, willst du mich zum Manne?“ Sie antwortete: „Ja, Herr,“ und er sagte: „Und ich will dich zum Weibe.“ Und er verlobte sich vor allen Leuten mit ihr. Und er ließ sie einen Zelter besteigen und führte sie mit ehrenvollem Geleite heim. Dort wurde mit großem Gepränge das Beilager gehalten, und die Festlichkeiten waren nicht anders, als wenn er die Tochter des Königs von Frankreich genommen hätte. Die junge Frau schien mit den Kleidern zugleich auch Sinn und Wesen gewechselt zu haben. Sie war, wie wir gesagt haben, schön an Gestalt und Antlitz, und so schön, wie sie war, so einnehmend, so liebenswürdig und so gewandt wurde sie jetzt in ihrem Benehmen, so daß sie nicht die Tochter Giannucolos und einer Schafhirtin, sondern die eines edlen Herrn zu sein schien; das nahm alle Wunder, die sie vorher gekannt hatten. Und zudem war sie ihrem Manne so gehorsam und zuvorkommend, daß er sich für den glücklichsten und zufriedensten Menschen auf der Welt hielt; und mit seinen Untertanen war sie so freundlich und leutselig, daß es niemand gab, der sie nicht mehr als sich selbst geliebt und ihr nicht willig alle Ehrerbietung erwiesen hätte: alle beteten für ihr Wohl und ihr Glück und ihre Erhebung, und hatten sie früher zu sagen gepflegt, Gualtieri habe unweislich gehandelt, daß er sie zum Weibe genommen habe, so sagten sie nun, daß er der weiseste und scharfsichtigste Mensch der Welt gewesen sei, weil es niemand sonst als er vermocht hätte, die hohen

Tugenden unter der dürftigen Hülle und der bäuerischen Tracht zu erkennen. Und sie verstand sich so zu benehmen, daß nicht nur in ganz kurzer Frist in ihrer Markgrafschaft, sondern auch, ehe viel Zeit verstrichen war, allenthalben von ihrer Vortrefflichkeit und ihrer Zucht gesprochen wurde, und was etwa gegen ihren Gatten gesagt worden war, als er sie gefreit hatte, das wandte sich nun ins Gegenteil. Sie war noch nicht lange in Gualtieris Hause, als sie schwanger wurde; und zu der Zeit gebar sie eine Tochter, und darüber war Gualtieri ganz glücklich. Bald darauf aber kam ihm ein seltsamer Gedanke in den Sinn, nämlich der, ihre Willfährigkeit mit langer Erprobung und harten Prüfungen versuchen zu wollen. Er fing damit an, sie mit Worten zu kränken, indem er in gespielter Erregung zu ihr sagte, seine Leute seien schlecht zufrieden mit ihr wegen ihrer niedrigen Abstammung, und besonders jetzt, wo sie sähen, daß sie ihm Kinder bringe; und wegen der Tochter, die sie geboren habe, täten sie mißvergnügt nichts sonst als Murren. Auf diese Worte hin sagte die Frau, ohne ihr Gesicht oder ihre guten Vorsätze irgendwie zu ändern: „Mein liebster Herr, tu mit mir wie du glaubst, daß es deiner Ehre und deiner Ruhe förderlich ist; ich werde mit allem zufrieden sein, weil ich erkenne, wie gering ich gegen sie bin und daß ich der Ehre nicht wert war, zu der du mich in deiner Gnade erhoben hast.“ Diese Antwort freute Gualtiere ungemein, weil er daraus erkannte, daß sie keineswegs stolz geworden war über die Ehre, die er

oder andere ihr erwiesen hatten. Kurze Zeit darauf schickte er, nachdem er ihr mit allgemeinen Worten mitgeteilt hatte, seine Untertanen könnten ihr Mägdlein nicht leiden, einen Diener, dem er seine Weisungen erteilt hatte, zu ihr, und der sagte ihr mit gar betrübtem Gesichte: „Madonna, wenn ich nicht sterben will, muß ich tun, was mir mein Herr befiehlt. Er hat mir befohlen, Euer Töchterchen zu nehmen und . . .“ und mehr sagte er nicht. Als die Frau diese Worte hörte, das Gesicht des Dieners sah und sich der gesagten Worte erinnerte, begriff sie, daß er den Auftrag hatte, das Kind zu töten; und so nahm sie es aus der Wiege und küßte und segnete es und legte es, ohne trotz ihrer Herzenspein das Gesicht zu verändern, dem Diener in den Arm und sagte: „Nimm sie und tu pünktlich, was dir dein und mein Herr aufgetragen hat; laß sie aber nicht so, daß sie die Tiere und die Vögel fressen, es sei denn, er hätte dir das befohlen.“ Der Diener nahm das Mägdlein und meldete Gualtieri, was die Frau gesagt hatte; staunend über ihre Standhaftigkeit schickte ihn Gualtieri mit der Kleinen zu einer Muhme von ihm nach Bologna und ließ sie bitten, sie mit aller Sorgfalt warten und erziehen zu lassen, ohne jemals zu sagen, wessen Tochter sie sei. Darauf geschah es, daß die Frau von neuem schwanger wurde, und zur gehörigen Zeit genas sie eines Knaben, und dessen war Gualtieri herzlich froh. Weil ihm aber das, was er getan hatte, nicht genügte, so verwundete er die Frau mit größerer Kränkung und sagte eines Tages er-

regten Angesichts zu ihr: „Frau, seit du diesen Knaben geboren hast, kann ich mit meinen Leuten gar nicht mehr auskommen, so bitter beschweren sie sich darüber, daß nach mir ein Enkel Giannucolos ihr Herr sein soll; darum fürchte ich, daß mir, wenn ich nicht des Landes vertrieben werden will, nichts übrigbleibt, als dasselbe zu tun, was ich das andere Mal getan habe, und schließlich noch dich zu lassen und ein ander Weib zu nehmen." Geduldigen Mutes hörte ihn die Frau an und erwiderte nichts als: „Mein liebster Herr, sorge deine Ruhe zu gewinnen und deiner Wohlmeinung zu genügen; um mich kümmere dich in keiner Weise, weil mir ja doch nichts teuer ist, außer soweit ich sehe, daß es dir recht ist." Nach wenigen Tagen schickte Gualtieri in derselben Art, wie um die Tochter, um den Sohn und schickte ihn, indem er vorgab, er habe ihn in gleicher Weise töten lassen, ebenso wie das Mägdlein zur Erziehung nach Bologna; dazu machte die Frau weder ein andres Gesicht noch andere Worte, als wegen des Mägdleins, so daß sich Gualtieri baß verwunderte und sich selber gestand, daß kein andres Weib hätte so handeln können wie sie: und hätte er nicht gesehn gehabt, wie zärtlich sie mit den Kindern gewesen war, solange ihm das recht war, so hätte er, anstatt die Weisheit ihres Handelns zu erkennen, wie er jetzt tat, geglaubt, sie handle so aus Gleichgültigkeit. Seine Untertanen, die wirklich glaubten, er habe die Kinder töten lassen, tadelten ihn bitter und schalten ihn einen Unmenschen und

hatten mit der Frau das größte Mitleid; die aber sagte zu den Frauen, die mit ihr über die also getöteten Kinder wehklagten, nichts sonst, als daß ihr alles recht sei, was dem beliebe, der sie gezeugt habe. Als aber nach der Geburt des Mägdleins eine Reihe von Jahren verstrichen war, deuchte es Gualtieri an der Zeit, mit ihrer Duldsamkeit die letzte Probe anzustellen; und so sagte er gesprächsweise zu vielen von seinen Leuten, er könne es auf keine Weise mehr ertragen, Griselda zur Frau zu haben, und er sehe nun ein, was für eine Jugendtorheit er begangen habe, sie zu nehmen, und daher wolle ers beim Papste nach Kräften betreiben, daß ihm der erlaube, ein andres Weib zu nehmen und Griselda zu lassen. Darob wurde er von vielen ehrlichen Männern hart getadelt; er aber antwortete nur, es müsse so sein. Als die Frau davon vernahm, schien es ihr, sie müsse darauf gefaßt sein, in das Haus des Vaters zurückzukehren und vielleicht wie einst die Schafe zu hüten und den Mann, dem sie nur sein Bestes wünschte, in den Armen einer andern zu sehn: und deshalb härmte sie sich innerlich; so wie sie aber die andern Unbilden des Schicksals ertragen hatte, so beschloß sie auch diese mit fester Stirn zu ertragen. Nicht lange darauf ließ Gualtieri seine gefälschten Briefe aus Rom kommen und redete seinen Untertanen ein, darin habe ihm der Papst erlaubt, ein andres Weib zu nehmen und Griselda zu lassen. Er ließ sie also vor sich kommen und sagte in Gegenwart einer großen Versammlung zu ihr: „Frau, durch eine Vergünstigung,

die mir der Papst gewährt hat, darf ich eine andere Frau nehmen und dich lassen; und weil alle meine Vorfahren große Edelleute und Herren in diesem Lande waren, während die deinigen immer Bauern waren, so will ich, daß du nicht mehr mein Weib seist, sondern in das Haus Giannucolos zurückkehrst mit dem Heiratsgute, das du mir zugebracht hast, und ich werde eine andere heimführen, die ich zu mir passend gefunden habe." Als die Frau diese Worte hörte, hielt sie nicht ohne die größte Anstrengung, größer, als es sonst die Art der Weiber zuläßt, die Tränen zurück und antwortete: „Herr, ich habe immer erkannt, daß sich mein niedriger Stand in keiner Weise zu Euerm Adel schickt, und das, was ich mit Euch gewesen bin, das habe ich als Euere und Gottesgabe erkannt, habe es auch nicht wie ein Geschenk mir zu eigen gemacht und so betrachtet, sondern es stets für etwas mir Geliehenes gehalten; es gefällt Euch, es zurückzufordern, und so muß es mir gefallen und gefällt mir, es Euch zurückzugeben: Hier ist Euer Ring, womit Ihr Euch mir vermählt habt; nehmt ihn. Ihr befehlt mir, das Heiratsgut, das ich Euch zugebracht habe, mitzunehmen: dazu braucht Ihr keinen Zahlmeister und ich weder einen Beutel noch ein Tragtier; es ist meinem Gedächtnis nicht entfallen, daß Ihr mich nackt genommen habt. Und dünkt es Euch ehrbar, daß der Leib, der die von Euch gezeugten Kinder getragen hat, von allen gesehn werde, so will ich nackt von hinnen gehn; doch ich bitte Euch, laßt es Euch zum Lohne

für meine Jungfrauschaft, die ich Euch zugebracht habe und nicht wegtrage, gefallen, daß ich ein einziges Hemd über mein Heiratsgut mitnehmen darf." Gualtieri, dem das Weinen näher war als sonst etwas, behielt trotzdem sein finsteres Gesicht bei und sagte: „So nimm denn ein Hemd mit." Alle, so viele ihrer da waren, baten ihn, ihr ein Kleid zu schenken, damit man nicht die, die dreizehn Jahre und noch länger sein Weib gewesen sei, so armselig und so schmählich aus seinem Hause weggehen sehe, wie es zutreffe, wenn sie im Hemde fortgehe; aber ihre Bitten waren eitel: im Hemde, barfuß und barhäuptig ging Griselda, nachdem sie alle Gott befohlen hatte, aus dem Hause und kehrte unter Tränen und Klagen aller, die sie sahen, zum Vater zurück. Giannucolo, der es nie hatte glauben können, Gualtieri werde seine Tochter in Wahrheit als Weib behalten, und dieses Ende tagtäglich erwartet hatte, hatte ihr die Kleider aufbewahrt, die sie an dem Morgen ihrer Vermählung mit Gualtieri abgelegt hatte: die brachte er ihr, und sie zog sie wieder an und machte sich, wie sie gewohnt gewesen war, an die geringen Arbeiten im väterlichen Hause; tapfern Mutes ertrug sie den wuchtigen Ansturm des feindlichen Geschickes. So wie Gualtieri dies durchgeführt hatte, also redete er auch seinen Leuten ein, er habe eine Tochter eines Grafen von Panago genommen; und während er mit großem Gepränge zur Hochzeit rüsten ließ, schickte er um Griselda. Sie kam und er sagte zu ihr: „Ich führe nun die Frau heim, die ich neuerdings genommen habe,

und gedenke, ihr bei ihrer Ankunft Ehre zu erzeigen. Du weißt, daß ich keine Frauen im Hause habe, die die Zimmer auszuschmücken und die vielen Dinge, die ein derartiges Fest erfordert, zu besorgen verstünden: und weil du besser als jede andere Bescheid im Hause weißt, so richte du alles her, wie es sich gehört, laß die Damen einladen, die du meinst, und empfange sie, als ob du hier die Frau wärest; nach der Hochzeit kannst du dann wieder heimgehn.“ Obwohl diese Worte Messerstiche waren für das Herz Griseldas, die ja der Liebe, die sie zu ihm trug, nicht so hatte entsagen können wie ihrem Glücke, antwortete sie: „Herr, ich bin willig und bereit.“ Und sie trat in ihrer schlechten, groben Kleidung in das Haus, aus dem sie vor kurzem im Hemde fortgegangen war, und begann die Zimmer zu säubern und in Ordnung zu bringen, ließ in den Sälen Wandteppiche befestigen und Decken auflegen, ließ die Küche bestellen und legte überall Hand an, als ob sie eine geringe Hausmagd gewesen wäre; und sie rastete nicht eher, als bis alles schmuck und in Ordnung war, wie es sich gehörte. Dann ließ sie im Namen Gualtieris alle Damen der Gegend einladen und traf die Anstalten zum Feste. Und als der Tag der Hochzeit gekommen war, empfing sie alle Damen, die dazu kamen, trotz ihrer armseligen Kleidung mit dem Mute und mit dem Anstande einer vornehmen Dame und mit heiterm Gesichte. Die Kinder Gualtieris waren in seinem Auftrage bei einer Muhme von ihm, die ins Haus der Grafen von Panago verheiratet

war, sorgfältig auferzogen worden; das Mädchen, das schönste Wesen, das man je gesehn hatte, war jetzt zwölf Jahre alt, der Knabe sechs. Nun hatte Gualtieri zu seinem Vetter nach Bologna geschickt und ihn gebeten, es möge ihm belieben, mit seiner Tochter und dem Sohne nach Saluzzo zu kommen und dafür zu sorgen, daß er ein schönes und ehrenvolles Geleite mitbringe, dabei aber allen zu sagen, er führe sie ihm als Gattin zu, ohne gegen irgend jemand irgend etwas verlauten zu lassen, wer sie sonst sei. Der Edelmann tat, wie ihn der Markgraf gebeten hatte, machte sich auf den Weg und kam nach einigen Tagen mit dem Mädchen und dem Brüderchen und einem edeln Geleite zur Essenszeit nach Saluzzo, wo er alle Einwohner und viele Leute aus der Nachbarschaft versammelt fand, um die neue Gemahlin Gualtieris zu erwarten. Als die nach ihrem Empfange durch die Damen in den Saal, wo die Tische aufgestellt waren, getreten war, ging ihr Griselda, so wie sie war, heiter entgegen und sagte: „Willkommen, meine Herrin!“ Die Damen, die Gualtieri gar oft, aber umsonst gebeten hatten, er möge Griselda in einer Kammer bleiben lassen oder ihr eins von ihren frühern Kleidern leihen, damit sie nicht in einem solchen Aufzuge vor seinen Gästen erscheine, wurden zu Tische geführt und man fing an, sie zu bedienen. Das Fräulein wurde von jedermann betrachtet und alle sagten, Gualtieri habe einen guten Tausch getan; besonders aber lobte Griselda sie, sie und ihr Brüderchen. Nun hielt Gualtieri dafür, er habe von

der Duldsamkeit seiner Frau so viel gesehn, wie er begehrt habe, weil er sah, daß die Wendung der Dinge sie nicht im geringsten veränderte, wobei er sicher war, daß das nicht von Beschränktheit herstammte, da er sie als sehr klug kannte; es schien ihm daher an der Zeit, all die Bitterkeit, die sie nach seiner Meinung unter der tapfern Miene verbarg, von ihr zu nehmen. Darum ließ er sie kommen und sagte vor der ganzen Gesellschaft lächelnd zu ihr: „Was dünkt dich von unserer Braut?" „Herr," antwortete Griselda, „mich dünkt viel Gutes; und wenn sie, wie ich glaube, so klug ist wie schön, so zweifle ich nicht, daß Ihr mit ihr als der glückseligste Herr dieser Welt leben werdet. Aber ich bitte Euch, was ich nur kann, die Kränkungen, die Ihr der andern, die früher die Euere war, angetan habt, die tut dieser nicht an; denn ich glaube kaum, daß sie sie ertragen könnte, einmal weil sie jünger ist, und dann weil sie in Zärtlichkeit auferzogen ist, während die andere von klein auf in beständiger Mühsal gewesen ist." Als Gualtieri sah, daß sie fest glaubte, das Fräulein solle sein Weib sein, und daß sie trotzdem nichts sonst als Gutes von ihr sprach, ließ er sie an seiner Seite niedersitzen und sagte zu ihr: „Griselda, jetzt ist es Zeit, daß du die Frucht deiner langen Duldsamkeit verkostest und daß die, die mich für grausam und ungerecht und töricht gehalten haben, erkennen, daß ich alles, was ich getan habe, zu einem wohlbedachten Zwecke ins Werk gesetzt habe: dich wollte ich lehren, wie ein Weib sein soll, und die andern, wie man ein Weib

nehmen und halten soll; und mir wollte ich eine beständige Ruhe schaffen, dieweil ich mit dir zu leben haben würde. Und darüber, ob mir das gelingen werde, war ich, als ich daranging zu heiraten, in großer Furcht, und deswegen habe ich dich, um eine Probe anzustellen, so, wie du weißt, gekränkt und verletzt. Und weil ich nie bemerkt habe, daß du in Worten oder in Werken von meinen Wünschen abgewichen wärest, und weil ich glaube, bei dir all den Trost zu finden, den ich ersehnt habe, so will ich dir auf einmal wiedergeben, was ich dir auf mehrere Male genommen habe, und will die Kränkungen, die ich dir angetan habe, durch die größte Zärtlichkeit heilen. Und so nimm denn die, die du für meine Braut hältst, und ihr Brüderchen als deine und meine Kinder hin; sie sind die, von denen du und viele Leute lange Zeit geglaubt haben, ich hätte sie grausam töten lassen, und ich bin dein Gatte, der dich über alles in der Welt liebt und der Meinung ist, sich rühmen zu können, daß es niemand gebe, der mit seiner Frau in gleicher Weise zufrieden sein könnte." Und nach diesen Worten fiel er ihr um den Hals und küßte sie, die vor Freuden weinte, und sie standen auf und gingen zu ihrer Tochter, die ganz erstaunt über das, was sie vernahm, dasaß, und umarmten sie und ihr Brüderchen zärtlich; und so wurden nicht nur die Kinder, sondern auch viele Anwesende ihres Wahnes entledigt. Die Damen standen froh vom Tische auf, gingen mit Griselda in eine Kammer, zogen ihr ihre Kleider mit besserer Vor-

bedeutung aus, legten ihr ein vornehmes Gewand von den ihrigen an und führten sie, die auch in Lumpen einer Dame geglichen hatte, als Dame in den Saal zurück. Da gabs denn ein wundersames Herzen mit den Kindern, und männiglich war dessen froh; der Jubel verdoppelte sich, und sie dehnten das Fest auf mehrere Tage aus. Gualtieris hohe Klugheit wurde anerkannt, wenn man auch die Proben, denen er seine Frau unterworfen hatte, für hart und unerträglich hielt; über alle aber wurde Griselda als ungemein klug gepriesen. Der Graf von Panago kehrte nach einigen Tagen nach Bologna zurück. Gualtieri enthob Giannucolo seiner Arbeit und setzte ihn als seinen Schwäher in einen solchen Stand, daß er sein Greisenalter ehrenvoll und friedlich verlebte bis zu seinem Ende. Und nachdem Gualtieri seine Tochter an einen hohen Herrn vermählt hatte, lebte er mit Griselda, die er immerdar nach Kräften ehrte, lange und glücklich. Was könnte man hier nun andres sagen, als daß sich der göttliche Geist vom Himmel ebenso in die Hütten der Armen niedersenkt wie in die Paläste der Großen, die es oft mehr verdienen würden, Schweine zu hüten, als die Herrschaft über Menschen innezuhaben? Wer hätte noch außer Griselda nicht nur trockenen, sondern auch heiteren Auges die harten und unerhörten Prüfungen Gualtieris ertragen können? Dem wäre es vielleicht nicht unrecht geschehn, wenn er an eine geraten wäre, die sich, wenn er sie im Hemde aus dem Hause gejagt hätte, von einem andern das Pelzchen hätte

so striegeln lassen, daß das Hemd zu einem hübschen Kleide geworden wäre.

Die Geschichte Dioneos war zu Ende, und die Damen hatten, hier dies, dort das herausgreifend, hier etwas tadelnd, gleich daneben etwas lobend, viel darüber gesprochen, als der König, der zum Himmel aufblickte und sah, daß die Sonne schon tief zur Abendstunde gesunken war, ohne aufzustehn, also zu sprechen begann: „Meine schönen Damen, Ihr wißt, glaube ich, daß die Weisheit der Sterblichen nicht nur darin besteht, das Vergangene im Sinne zu behalten oder das Gegenwärtige zu erkennen, sondern daß ausgezeichnete Männer für die größte Weisheit das Vermögen erachteten, aus dem einen oder dem andern das Zukünftige vorauszusehn. Morgen werden es, wie Ihr Euch erinnert, vierzehn Tage, daß wir Florenz verlassen haben, um uns zur Erhaltung unserer Gesundheit und unsers Lebens etwas aufzuheitern und der Trübsal, dem Schmerze und der Angst zu entgehn, die man in unserer Stadt seit dem Anbeginne dieser Pestilenz unaufhörlich vor Augen hat; das haben wir nach meinem Urteile in allen Ehren getan: denn so viel auch lustige und vielleicht verführerische Geschichten erzählt worden sind und samt dem fortwährenden gut essen und trinken und samt dem spielen und singen, was alles Dinge sind, die schwache Gemüter zur Unehrbarkeit verleiten könnten, habe ich, wenn ich richtig zu beobachten verstanden habe, weder bei Euch noch bei uns irgend etwas Tadelnswertes bemerkt, weder

eine Handlung noch ein Wort, sondern ich meine, daß alles, was ich gesehn und gehört habe, von steter Ehrbarkeit, steter Eintracht und stets geschwisterlichem Verkehre gezeugt hat. Das ist mir, ohne Hintergedanken, zu Euerm und meinem Nutz und Frommen sehr lieb. Und damit nun darum nicht am Ende durch den langen vertraulichen Umgang etwas entstehe, was sich in Verdruß verkehren könnte, und damit nicht ein allzulanges Ausbleiben von uns Anlaß zu Nörgeleien gebe, möchte ich, da jedes von uns an seinem Tage Anteil an der Ehre gehabt hat, die ich noch innhabe, die Meinung aussprechen, daß es, wenn es Euch genehm wäre, nunmehr an der Zeit wäre, dorthin zurückzukehren, von wo wir geschieden sind; dazu kommt noch, daß, wenn Ihr recht zuseht, unsere Gesellschaft, von der schon andere Gesellschaften in der Umgebung erfahren haben, eine Vermehrung erfahren könnte, die uns alle Freude daran verlieren ließe: wenn Ihr darum meinen Vorschlag billigt, so werde ich die mir übertragene Krone bis zu unserer Abreise, die ich mir für morgen früh denke, behalten; beschließt Ihr aber anders, so habe ich schon jemand im Sinne, den ich für den kommenden Tag krönen möchte."

Darüber gab es unter den Damen und den Jünglingen viel hin und wider, aber schließlich ließen sie den Vorschlag des Königs als gut und schicklich gelten und beschlossen, nach seinen Worten zu tun; darum besprach er sich mit dem Seneschall, den er hatte rufen lassen, über die Anstalten für den nächsten

Morgen, beurlaubte die Gesellschaft bis zur Stunde des Abendessens und erhob sich. Auch die Damen und die andern erhoben sich und gaben sich nicht anders, als wie sie sonst gewohnt gewesen waren, der eine dem, der andere jenem Vergnügen hin. Als dann die Essensstunde gekommen war, vereinigten sie sich vergnügt beim Mahle, und hernach begannen sie zu singen und zu spielen; und während Lauretta einen Reigen führte, befahl der König Fiammetta, ein Lied zu singen, und die begann gar anmutig also:

Ging Eifersucht der Liebe nicht zur Seite,
So wär kein Weib auf Erden,
Die nicht mein Los beneidend benedeite.

Wenn freudenhelle Jugend,
Wenn Geist und Anmut in den schönen Zügen,
Mut, Sitte, Schmuck der Rede
Und Preis jedweder Tugend
Am Manne kann ein Frauenherz vergnügen,
So biet ich allen Fehde,
Die nicht an meinem Freund der Gaben jede
Mit Lust erkennen werden
Und mir gestehn, mir lebe nicht die zweite.

Doch weil mir unverborgen,
Daß Klugheit auch den andern Fraun nicht mangelt,
Muß ich in Ängsten schweben,
Das Schlimmste stets besorgen,
Die gleiche Glut, die mir mein Glück erangelt,
An andern zu erleben.

So schafft, was mich zum Himmel sollte heben,
Mir tödliche Beschwerden,
Und ich lieg stets mit meinem Glück im Streite.

Ja, wär er reich an Treue,
Wie er mit keiner andern Tugend geizet,
Dann hätte ich Vertrauen;
Doch sieht man stets aufs neue,
Sobald nur eine lockt, nur eine reizet,
Daß keinem ist zu trauen.
Das trag ich nicht! und wenn sie nach ihm schauen,
Bewach ich die Gebärden
Und zittre gleich, daß eine ihn verleite.

Drum fürchtet euch der Sünde,
Ihr Fraun, und tut mir nicht, laßt euch beschwören,
Was keiner mag geschehen;
Doch die sichs unterstünde,
Den Freund durch ihre List mir zu betören,
Um leiden mich zu sehen,
Die sorge nicht, sie müßte denn mit den Nägeln
Mein Antlitz roh gefährden,
Daß ich ihr nicht gar übeln Lohn bereite!

Als Fiammetta ihr Lied geendigt hatte, sagte Dioneo, der neben ihr stand, lächelnd: „Madonna, da Ihr Euch darüber also erzürnen würdet, wäre es sehr hübsch von Euch, wenn Ihr ihn allen Damen nenntet, damit Euch nicht etwa eine unwissentlich seinen Besitz nähme.“ Nach diesem Liede wurden noch mehrere gesungen; und da es dabei schier Mitternacht

geworden war, gingen auf den Wunsch des Königs alle zur Ruhe. Und als der neue Tag erschien, standen sie auf und kehrten, da der Seneschall schon alle ihre Sachen weggeschickt hatte, unter Führung des sorgsamen Königs nach Florenz zurück. Die drei Jünglinge verließen die sieben Damen in Santa Maria Novella, von wo sie mit ihnen aufgebrochen waren, und gingen, von ihnen beurlaubt, hin, wo es ihnen gefiel; und die Damen gingen, als es ihnen an der Zeit schien, nach Hause.

SCHLUSS DES VERFASSERS.

NUN, meine edeln jungen Damen, zu deren Erheiterung ich mich einer so langwierigen Mühe unterzogen habe, glaube ich alles, was ich am Anfange dieses Werkes versprochen habe, mit der Hilfe der göttlichen Gnade, die mir, wie ich meine, nur wegen eurer mitleidigen Bitten, nicht aber meiner Verdienste halber zuteil geworden ist, treulich erfüllt zu haben; indem ich dafür vorerst Gott und dann euch Dank sage, darf ich der Feder und der müden Hand Ruhe gönnen. Bevor ich ihnen aber die gewähre, gedenke ich, auf einige Kleinigkeiten, die vielleicht eine von euch oder sonst jemand sagen könnte, etwa so wie auf stumme Fragen zu antworten; denn es scheint mir eine ausgemachte Sache zu sein, daß auch sie kein besonderes Vorrecht vor den andern Einwendungen haben dürfen, und überdies erinnere ich mich, am Anfange des vierten Tages dargetan zu haben,

daß es darin kein Vorrecht gibt. Vielleicht werden unter euch einige sein, die sagen werden, ich hätte beim Niederschreiben dieser Geschichten zu viel Freiheit geübt, indem ich etliche Male die Frauen hätte Dinge sagen und hören lassen, die zu sagen oder zu hören für ehrbare Frauen nicht sehr schicklich sei. Das leugne ich aber, weil es nichts so Unehrbares gibt, daß es für irgend jemand unanständig wäre, wenn man es mit ehrbaren Worten sagt; und das glaube ich gar schicklich getan zu haben. Gesetzt aber, es treffe zu – ich will nämlich nicht mit euch streiten, weil ich ja doch unterliegen müßte –, so sage ich, daß mir, um zu antworten, warum ich so getan habe, eine Menge Gründe bei der Hand sind. Erstens, wenn sich in der einen oder der andern ein wenig Derartiges findet, so hat das die Eigenart der Geschichten erfordert, und verständige Leute, die sie mit gerechtem Auge betrachten, werden offenkundig einsehn, daß sie, wenn ich sie nicht hätte ganz umgestalten wollen, nicht anders hätten erzählt werden können. Und wenn etwa immerhin eine Stelle oder ein Wörtchen freier ist, als einer von diesen Scheinheiligen paßte, die mehr die Worte wägen als die Handlungen und sich mehr bestreben, gut zu scheinen, als gut zu sein, so sage ich, daß es für mich nicht unanständiger sein kann, sie geschrieben zu haben, als allgemein für Männer und Frauen unanständig ist, alltäglich Wörter zu gebrauchen, wie Loch und Zapfen und Mörser und Stößel und lange Wurst und dicke Wurst und was dergleichen mehr ist. Und

überdies dürfen doch meiner Feder nicht engere Schranken gezogen werden als dem Pinsel des Malers, der ohne irgendeinen oder wenigstens gerechten Tadel – gar nicht zu reden, daß er St. Michael oder St. Georg schildert, wie sie die Schlange oder den Drachen mit Schwert oder Lanze überall verwunden, wo es ihm beliebt – auch Christus männlich und Eva weiblich bildet und sogar ihm, der für das Heil des Menschengeschlechtes freiwillig am Kreuze gestorben ist, die Füße manchmal mit einem Nagel, manchmal mit zweien daran anheftet. Außerdem läßt sich leicht einsehn, daß diese Dinge nicht in der Kirche, von deren Dingen mit ehrbarem Sinne und ehrbaren Worten gesprochen werden soll – obwohl sich in ihrer Geschichte ganz andere Sachen finden, als ich geschrieben habe –, und nicht in den Schulen der Weltweisheit, wo nicht weniger Ehrbarkeit als anderswo erheischt wird, erzählt worden sind, auch nicht statt etwas anderm unter Geistlichen und Weltweisen, sondern in Gärten und zum Vergnügen und unter Leuten, die zwar noch jung, aber trotzdem reif genug gewesen sind, um sich nicht durch Geschichten verführen zu lassen, und zu einer Zeit, wo es die ehrbarsten Leute nicht für unschicklich gefunden hätten, mit den Hosen überm Kopf zu gehn, wenn sie sich dadurch hätten retten können. Wie immer diese Dinge beschaffen sein mögen, so können sie, wie alles andere, nützen oder schaden, je nachdem, wer sie hört. Wer weiß nicht, daß der Wein nach Cinciglione und Scolajo und vielen andern gut ist für die

Gesunden, dagegen schädlich für den, der das Fieber hat? Wer wird aber, weil er den Fieberkranken schadet, sagen, daß er schlecht sei? Wer weiß nicht, daß das Feuer den Sterblichen nützlich, ja unentbehrlich ist? Werden wir aber, weil es Häuser und Dörfer und Städte verbrennt, sagen, daß es schlecht sei? Ähnlich ists mit den Waffen, die das Heil derer, die in Frieden zu leben begehren, verteidigen, aber auch ebenso zu often Malen töten, nicht weil sie schlecht wären, sondern weil die schlecht sind, die sie zu Schlechtem gebrauchen. Kein verdorbenes Gemüt hat je ein Wort in lauterm Sinne verstanden: und so wie dem verdorbenen Gemüte die ehrbaren Worte nichts nützen, ebenso können Worte, die nicht so ehrbar sind, einem Arglosen nicht anders schaden, als der Kot den Sonnenstrahlen oder irdischer Schmutz der Schönheit des Himmels. Welche Bücher, welche Worte, welche Buchstaben sind heiliger, erhabener, ehrwürdiger als die der Heiligen Schrift? Und nichtsdestoweniger hat es genug gegeben, die durch eine verkehrte Auffassung sich und andere ins Verderben gestürzt haben. Jedes Ding ist an sich zu etwas gut und kann, schlecht angewandt, vielfach schädlich sein; und das sage ich auch von meinen Geschichten. Wer aus ihnen zu Rat und Tat Schlechtes nehmen will, dem werden sie das nicht verweigern, wenn sie etwas Derartiges in sich haben und zu diesem Behufe gedreht und gepreßt werden; und wer Nutzen und Frucht aus ihnen ziehn will, dem werden sie das nicht verwehren, und nie werden sie für anders als für nützlich und ehrbar er-

klärt und gehalten werden, wenn sie zu der Zeit, die gemeint ist, und von den Personen, für die sie geschrieben worden sind, gelesen werden. Hat eine Vaterunser zu sprechen oder für den Beichtvater Würste und Fladen zu bereiten, so soll sie sie stehn lassen: sie laufen keiner nach, damit sie gelesen würden; dabei sagen und tun aber auch die Betschwestern manchmal derlei Dinge! Ferner wird es unter euch Frauen welche geben, die sagen werden, einige seien darunter, die besser weggeblieben wären. Zugegeben! aber ich habe keine andern als die, die erzählt worden sind, schreiben können oder dürfen; und die, die sie erzählt haben, hätten schöne erzählen sollen, so hätte ich schöne geschrieben. Wenn man aber auch voraussetzen wollte, ich hätte sie nicht nur niedergeschrieben, sondern auch erfunden, was jedoch nicht zutrifft, so würde ich mich, sage ich, auch nicht schämen, daß nicht alle schön sind, weil es, Gott ausgenommen, keinen Meister gibt, der alles gut und vollkommen machte; und Karl der Große, der die Paladine gestiftet hat, hat ihrer nicht so viele zusammenzubringen gewußt, daß er aus ihnen allein hätte ein Heer bilden können. In der Vielheit der Dinge müssen sich verschiedene Gattungen der Dinge finden. Kein Feld ist je so wohlbestellt gewesen, daß sich darin nicht Nesseln oder Disteln oder etwa ein paar Dörner unter die bessern Kräuter vermischt gefunden hätten. Überdies wäre es, wo es sich darum gehandelt hat, zu einfachen jungen Dingern, wie ihr es in der Mehrzahl seid, zu reden, eine Albernheit ge-

wesen, mit großer Mühe auserlesene Sachen zu erfinden und große Sorgfalt auf eine besonders abgemessene Sprache zu verwenden. Die, die übrigens darangeht, in diesen Geschichten zu lesen, soll die lassen, die ihr zuwider sind, und die lesen, die sie freuen: alle tragen sie, damit niemand getäuscht werde, auf der Stirn verzeichnet, was sie inwendig verborgen haben. Noch glaube ich, daß eine oder die andere sagen wird, manche seien zu lang. Denen sage ich noch, daß die, die etwas andres zu tun hat, eine Dummheit beginge, sie zu lesen, auch wenn sie kürzer wären. Und ist auch seit der Stunde, wo ich sie zu schreiben angefangen habe, bis jetzt, wo ich zum Ende meiner Mühsal komme, viel Zeit verstrichen, so habe ich doch nicht vergessen, daß ich diese meine Arbeit nur den müßigen und sonst keiner dargeboten habe; und für die, die zum Zeitvertreib liest, kann nichts zu lang sein, was das bewirkt, wozu sie es braucht. Kurze Sachen sind viel ziemlicher für die Jünger der Wissenschaft, die sich die Zeit nicht zu vertreiben, sondern sie nützlich anzuwenden bemühn, als für euch Damen, denen die ganze Zeit, die ihr nicht der Liebeslust widmet, zur Verfügung bleibt. Und überdies muß man mit euch, deren keine auf die hohen Schulen nach Athen oder Bologna oder Paris zieht, weitläufiger sprechen als mit denen, die ihren Geist an der Wissenschaft geschärft haben. Keineswegs zweifle ich auch, daß unter euch welche sein werden, die sagen werden, das Erzählte enthalte zu viel Possen und leichtfertiges Zeug und es schicke

sich schlecht für einen gewiegten und gewichtigen Mann, so etwas geschrieben zu haben. Denen bin ich zu Dank verpflichtet und sage ihnen Dank, weil sie aus löblichem Eifer zärtlich um meinen Ruf besorgt sind; aber auf ihren Einwand antworte ich also: Ich gestehe, gewiegt zu sein und in meinen Tagen oft gewogen worden zu sein; und darum versichere ich den Damen, die mich nicht gewogen haben, daß ich nicht gewichtig, sondern vielmehr so leicht bin, daß ich auf dem Wasser schwimme; und in Anbetracht dessen, daß die Predigten, die die Mönche deswegen halten, damit die Sünder Gewissensbisse empfänden, heutzutage von Possen und Spöttereien und leichtfertigem Zeuge strotzen, meinte ich, daß derlei auch nicht schlecht in meinen Geschichten stünde, die geschrieben worden sind, um den Frauen die Langeweile zu verscheuchen. Sollten sie immerhin darüber gar zu viel lachen, so werden das Klagelied von Jeremias und die Passion des Heilands und die Buße der heiligen Magdalena den Schaden leicht heilen können. Und wird denn jemand, um weiterzugehn, bezweifeln wollen, daß sich unter euch Frauen auch noch einige finden werden, die, weil ich an etlichen Stellen über die Mönche die Wahrheit geschrieben habe, sagen werden, ich hätte eine schlechte und giftige Zunge? Denen, die so etwas sagen werden, muß verziehen werden; denn sie leitet kein anderer als ein gerechter Grund, daß nämlich die Mönche gute Leute sind und das Ungemach Gott zuliebe meiden und mit gesammeltem Wasser mahlen und nichts

wiedersagen: und wenn sie nicht ein wenig bockig röchen, so wäre es noch hübscher, es mit ihnen zu treiben. Nichtsdestoweniger bekenne ich, daß die irdischen Dinge keinen Bestand haben, sondern immerfort Veränderungen erleiden, und so könnte es auch mit meiner Zunge zutreffen; ich traue zwar meinem Urteile nicht, das ich in meinen eigenen Angelegenheiten nach Kräften außer acht lasse, aber es ist noch nicht lange her, so hat mir eine Nachbarin von mir gesagt, daß ich die beste und süßeste von der Welt habe, und wirklich, als das geschehn ist, waren von den obigen Geschichten nur noch wenige zu schreiben. Und weil jede einzelne von denen, mit denen ich mich jetzt beschäftigt habe, aus Voreingenommenheit urteilt, so will ich, daß ihnen das da als Antwort genüge. Und nunmehr lasse ich jede sagen und glauben, was ihr gefällt: es ist Zeit, daß ich schließe und demütig dem danke, der mich nach so langer Mühsal mit seinem Beistande an das ersehnte Ziel geleitet hat. Und ihr, anmutige Damen, bleibt mit seiner Gnade in Frieden und erinnert euch meiner, wenn es etwa einer oder der andern ein bißchen gefrommt hat, dies Buch gelesen zu haben.

HIER SCHLIESST DER ZEHNTE UND LETZTE TAG DES BUCHES MIT DEM NAMEN DEKAMERON UND DEM BEINAMEN DER ERZKUPPLER

NACHRICHT VON DEN POETISCHEN WERKEN DES JOHANNES BOÇCACÇIO VON FRIEDRICH SCHLEGEL.

WENN man den Dekamerone mit Aufmerksamkeit lieset, so sieht man darin nicht bloß entschiednes Talent, eine geübte und sichere Hand im einzelnen, sondern man wird auch Absicht in der Bildung und Ordnung des Ganzen gewahr; ein deutlich gedachtes Ideal des Werks, mit Verstand ersonnen und verständig ausgeführt. Wo sich solcher Verstand vereinigt zeigt mit der instinktmäßigen Gewalt über das Mechanische, die wohl schon allein aber mit Unrecht Genie genannt wird, da und nur da kann die Erscheinung hervorgehen, die wir Kunst nennen, und als einen Fremdling aus höhern Regionen verehren.

Die Kunst bildet, aber sie wird auch gebildet; nicht nur das Gebildete, sondern der Bildende selbst ist ein organisches Ganzes, so gewiß er nur ein Künstler ist, und jeder Künstler hat seine Geschichte, welche zu begreifen, zu erklären und darzulegen das vorzüglichste Geschäft der Wissenschaft ist, die unter dem Namen der Kritik bis jetzt mehr gesucht wurde, als schon vorhanden war. Mit Recht interessiert uns die Entstehung des Gebildeten, ja es ist dies das einzige Interessante was es gibt für den, der sich zu der Ansicht des Ganzen erhoben hat, zu der Wahrheit die eins ist mit der Schönheit.

So kleinlich also auch das Geschäft manchem dünken mag, der das Große nur in großen Massen sehen zu müssen glaubt; wir wissen, daß wir etwas tun, was zu tun nicht unbedeutend und nicht unwürdig ist, wenn wir das Eigentümliche eines origi-

nellen Geistes mit aller Sorgfalt charakterisieren, sein Leben gleichsam in der Phantasie wiederholen, und an allen Erweiterungen und Beschränkungen seines Wesens Anteil nehmen. Wir werden uns auch seine fehlgeschlagnen Versuche nicht verbergen wollen; sie sind uns wert als notwendige Stufen der Annäherung zu dem einzig Rechten, oder sie sind bedeutend, indem sie das Höhere bezeichnen, was hier hätte werden können, aber nicht geworden ist, weil es an den Bedingungen fehlte. Das Genie eines Dichters kann oft durch seine falschen Tendenzen ebensosehr und mehr noch beglaubigt und dargestellt werden, als durch seine gelungensten Werke.

Ich glaubte höheren Sinn und höhere Absicht in der Umgebung, Zusammenstellung, Behandlung, ich glaubte den Künstler in dem Werke des Boccaccio gewahr zu werden, welches am allgemeinsten, ja fast ausschließend unter allen übrigen allgemein gelesen wird; und dies lenkte meine Aufmerksamkeit auf diese.

Es ist mir gelungen, mit Ausnahme der einzigen Teseide, alle aufzutreiben, die Manni, der Kommentator des Dekamerone, kennt; wiewohl mehre derselben unter die literarischen Seltenheiten[1] gezählt werden. Ob es vielleicht, in italienischen Bibliotheken etwa, noch andere geben mag; das zu entschei-

[1] Die Bekanntschaft mit zweien der seltensten, dem Urbano und der Amorosa Visione, verdanke ich dem für jede Literatur so tätigen und auch mit der italienischen so vertrauten Herrn Bibliothekar Daßdorf in Dresden.

den, fehlte es mir an Hilfsmitteln, wie auch an der Gelegenheit, mehre Ausgaben zu konferieren, und alle dahinschlagenden literarhistorischen Sammlungen zur Hand zu haben. Ich muß mich daher auch aus Notwendigkeit auf das einschränken, was mir ohnehin das nächste und interessanteste war; auf den Charakter der Werke selbst.

Da ihrer nicht wenige sind, und manche unter ihnen, wie schon gesagt, selten genug, so glaubte ich, würde es den Freunden der Poesie nicht unwillkommen sein, wenn ich ihnen, da ich einmal aus Neugier oder aus Wißbegier alle ganz und sorgfältig gelesen hatte, und die bedeutendsten mehre Male, Rechenschaft gäbe von dem, was ich gefunden, und so den Ertrag der aufgewandten Zeit, so viel es sich tun ließe, gemeinnützig machte.

Meine Ansicht von dem Geist und der Kunst des Boccaz mögen sie als eine Zugabe betrachten. Indessen wird es einigen ein günstiges Vorurteil für die unbekanntern Werke unsers Dichters geben können, daß auch unter den vernachlässigten Dramen des Cervantes eine Numantia sich findet, und unter den nicht bloß vernachlässigten, sondern ausdrücklich verworfnen Jugendwerken des Shakespeare so manches, was freilich denen zu hoch sein mußte, die über den Dichter überhaupt nicht hätten mitsprechen sollen. Wollte man aber auch diese Analogie nichts gelten lassen, so würde sich leicht zeigen lassen, daß die zufälligen Umstände, welche einem Werke eines fruchtbaren Schriftstellers vor den andern den Vor-

zug der Beliebtheit geben, wodurch diese, wenn nur einige Jahrhunderte verstreichen, unfehlbar in völlige Vergessenheit geraten; daß diese Umstände, sage ich, keineswegs für die vorzügliche Vortrefflichkeit auch nur eine Wahrscheinlichkeit geben können, wieviel weniger denn die Autorität der falschen Kritiker, die ohne historischen Geist, oft auch ohne alles Gefühl rüstig draufzu entscheiden und verdammen.

Bei diesem Geschlecht wird eine schiefe Ansicht wohl Jahrtausende unverändert oft mit denselben Worten nachgesprochen. So zum Beispiel das alte Diktum: der gute Redner pflege eben kein guter Dichter zu sein. Da Boccaz einmütig von den Italienern für einen großen, ja den größten Prosaisten gehalten wird, so läßt sich leicht denken, daß jener tiefsinnige Grundsatz auch auf ihn angewandt sei.

Daß dies unbedingt richtig wäre, konnte ich nicht glauben, auch da ich nur noch den Dekamerone kannte; denn wer naive Lieder so leicht und zierlich dichten kann, wie die, mit denen Boccaz die Einfassung seines reichen Werkes geschmückt hat, dem ist nicht alles Talent zur Poesie abzusprechen. Was wahr an jener Behauptung sei, was nicht, werden wir unten sehen.

Ehe ich die Gedichte selbst der Reihe nach durchgehe, muß ich mancher Beziehung wegen der Umstände seines Lebens mit einigen Worten erwähnen.

Er lebte zu der Zeit, da die alte Literatur in Italien wieder aufzuleben anfing, da die italienische Poesie in der höchsten und herrlichsten Blüte stand, und da die Dichtungen und Erzählungen der Franzosen und Provenzalen im Original oder in Übersetzungen und Nachbildungen die Lieblingslektüre der höhern Stände in ganz Europa waren. Er ward geboren 1313, acht Jahre vor dem Tode des Dante und neune nach der Geburt des Petrarca, mit dem er in einem und demselben Jahre 1374 starb. Er lebte für seine Kunst, und schon in früher Jugend durchbrach er alle Schranken, in die man ihn einengen und einem bürgerlichen Glück entgegenführen wollte. Seine äußern Verhältnisse waren abwechselnd, oft ungünstig; doch brauchten ihn die Florentiner mehrmals zu wichtigen Gesandtschaften. So geehrt bei allen Vornehmen und Fürsten seiner Zeit wie Petrarca war er nicht. Auch in der Liebe ist seine Eigentümlichkeit der sentimentalen Zartheit des größten Sonettendichters entgegengesetzt; und doch kann man von ihm wohl mit ebendem Rechte sagen wie von jenem, daß er nur für die Liebe lebte. Er war ausgezeichnet wohlgebildet und schön, welches er mehremal mit Wohlgefallen erwähnt, nicht aus unmännlicher Eitelkeit, sondern in Erinnerung, wie es scheint, an das viele Gute und Angenehme, was er dadurch erlangt. Eine starke Sinnlichkeit war bei ihm verbunden mit einem festen Urteil über die Absicht, die Natur und den Wert der Geliebten. Doch hinderte ihn seine vielseitige Empfänglichkeit nicht, eine über

alle zu erhöhen, die er Fiammetta genannt hat, und die wenigstens durch die feurige Kühnheit, die der Name andeutet, der seinigen entsprach, durch die er zuerst sich ihre Gunst erwarb. Ihr eigentlicher Name war Maria, sie war eine natürliche Tochter des Königs Robert von Neapel, Gemahlin eines Großen daselbst, Schwester und Freundin der Königin Johanna, deren unglückliches Schicksal sie teilte.

In Neapel lernte Boccaz sie kennen, und sichtbar ist der Einfluß, den die Reize der üppigen Gegend, noch verklärt durch den Glanz der feurigsten Liebe, auf seinen jugendlichen Sinn hatten, um ihn zur Poesie zu entfalten. Alle seine Gedichte der frühern Zeit sind der einzig Geliebten geweiht, auch wohl auf ihre Veranlassung geschrieben; ihr, der er noch als Mann, schon lange von ihr getrennt, ein herrliches Denkmal setzte.

Unter den frühern Werken mache ich den Anfang mit der Teseide und dem Filostrato, und erinnere hier ein für allemal, daß für die Zeitfolge der Werke unsers Dichters sich historische Zeugnisse und bestimmte Angaben in ihnen selbst, oder doch solche gegenseitige Beziehungen, die das früher oder später völlig entscheiden, genugsam finden, und wenn ja bei einem oder dem andern Werke, um die Stelle desselben zu bestimmen, der Stil mit in Betracht gezogen werden muß, so ist dieser in den Jugendversuchen und den spätern Werken so auffallend und deutlich verschieden, daß wenigstens kein Zweifel

entstehen kann, zu welcher von beiden Perioden es zu rechnen sei.

In dem Filostrato, einem romantisch-epischen Gedicht in ottave rime wird die sittsame Liebesgeschichte des guten Troilus und der tugendhaften Cressida erzählt, nebst der hilfreichen Freundschaft des edeln Pandarus, nach dem beim Shakespeare der, welcher seine gefälligen Dienste zur Verbindung der beiden Geschlechter hergibt, a Pandar genannt wird, so daß der Name des guten Trojaners zum Begriff geworden ist. Shakespeare hat in dem bekannten Drama des gleichen Inhalts diesen, wie sich denken läßt, vielfach ausgebildet; dennoch ist der Charakter der Fabel beim Boccaz schon ganz derselbe, wenigstens für den ersten Teil. Es ist dieser Charakter eine gewisse zierliche Albernheit und eine leise, aber sehr durchgeführte Zweideutigkeit. Es geschieht eben nichts, und es ist doch eine Geschichte; es werden Anstalten genug gemacht, aber es rückt nichts von der Stelle; es werden lange Reden gehalten, voll Edelmut und in zierlicher Sprache, aber es ist eben nichts darin gesagt. Und dennoch unterhält uns das närrische Wesen, ja eben diese ironische Unbedeutendheit macht den eigentlichen Reiz davon, wie die innere Schalkheit bei dem sittsamen Ton der bis zum Pomphaften edelmütigen Reden. Durch das Gebildete der italienischen Sprache und dieser Form begünstigt, tritt sogar dieses zierlich Groteske mehr heraus beim Boccaz; aber das seltsam Phantastische der raschen tragischen Katastrophe

wird freilich erst im Shakespeare deutlich verstanden, und erscheint im Boccaz ohne rechten Sinn.

Die Sprache ist leicht wie der Versbau, nicht sehr künstlich, aber klar im Periodenbau, äußerst fließend und sehr behaglich zu lesen. Man darf wohl nicht eben ein Italiener sein, um ganz bestimmt zu fühlen, wie ungleich künstlicher nicht nur die Stanze des Tasso sei, sondern auch die des Ariosto, selbst da wo er am nachlässigsten scheint. Aber sollte die unübertreffliche Grazie des einen und das klassische Streben des andern den ganzen Charakter dieser Versart erschöpft haben? Sollte es nicht Fälle geben können, wo der Dichter, der die höchste Bildung derselben ganz in der Gewalt hätte, dennoch absichtlich zu der naiven Nachlässigkeit der ersten Versuche zurückkehrte, um das Innere des Ganzen auch in dieser Äußerlichkeit auszudrücken und nachzubilden, etwa in einem Spiele der Parodie? – Wer das ergötzliche Werkchen zur guten Stunde gelesen hat, wird es gewiß auch von dieser Seite nicht anders wünschen können. Und man kann hier dem Verse sogar noch unabhängig von seiner Bestimmung für das Werk ein Verdienst für die Ausbildung der Art zuschreiben: denn es dürfte doch wohl mehr als Konjektur sein, daß Bojardo für die Schönheiten der Stanze, die er beim Pulci nicht fand, und wodurch er sich schon dem Ariost nähert, vorzüglich aus dem Boccaz viel gelernt habe; so daß dieser also wenigstens der erste Meister der Stanze bleibt, für deren Erfinder, wozu man ihn hat machen wollen,

er nur unter bedeutenden Einschränkungen gelten kann. Es ist dieses nämlich von Italien zu verstehen, da es ja ältere provenzalische Stanzen gab; aber auch für Italien kann man es wohl nur auf die Vorzüglichkeit und entschiedene Wirkung seines Versuchs vor allen andern gleichzeitigen beziehen, ohne daß dadurch diese ganz ausgeschlossen oder auf Jahr und Tag bestimmt würde, wer chronologisch genau der erste sei.

Es darf also unserm Dichter die Kunst der Verse nicht ganz abgesprochen werden; wollte man es mit dieser einmal so streng nehmen, daß die seinigen für nichts gelten könnten, so würde man leicht auf das Resultat kommen, daß es in gereimten Silbenmaßen überall bis auf die jetzige Zeit nur einen Verskünstler gegeben hat, den Petrarca. Zwar einzelne Gedichte im Cervantes sind mit ebenso tiefsinniger Absichtlichkeit konstruiert und gebildet, aber nur einzelne. Die gepriesne Verskunst des Tasso und Ariosto dürfte nach diesem Maßstabe noch gar den Namen der Kunst nicht verdienen, und sich auf eine bloße Meisterschaft im Mechanischen reduzieren. Dann müssen wir annehmen, die Stanze sei noch gar nicht vollendet: sonach fehlt es an einem Maßstab zur genauen Würdigung für das Verdienst des Boccaz um sie, provisorisch aber bleibt das der ersten Ausbildung ein sehr großes. –

Wenn es bei einer zierlichen Behandlung ein artiges und sinnreiches Spiel der Phantasie sein kann, moderne Ansichten und Sitten in einer modernen Form

und mit moderner Leichtfertigkeit in das heroische Altertum zu versetzen, und an die ehrwürdigen Namen der Helden anzudichten, so dürften doch die Fabeln, wo das Wesentliche der Geschichte selbst erfunden, modern erfunden ist, hiezu bei weitem am meisten, ja fast ausschließend günstig sein. Hier liegt die Parodie schon im ganzen, so daß sie im einzelnen sehr ausgespart werden kann, wodurch der Dichter von selbst auf das Zierliche geleitet und behütet wird, nicht ins Travestieren zu fallen.

Alles dieses läßt sehr viel Gutes von der Teseide vermuten, gleichfalls einem episch-romantischen Gedicht in ottave rime, worin die Geschichte zweier Thebaner, des Palemon und Arcitas, zu den Zeiten des Theseus, und ihre Liebeshändel mit dessen Schwester Emilia erzählt sind. Leider habe ich davon nur einen gegen das Ende des 16. Jahrhunderts gemachten elenden Auszug in Prosa von Granucci gesehen. In dergleichen Auszügen ist der Charakter einer Fabel fast nie mit einiger Zuverlässigkeit zu erkennen. Etwas besser schon zeigt er sich in der Behandlung des Chaucer. Dieser scheint es besonders auf eine redliche, stillschweigende, aber deutliche Ironie angelegt zu haben, über die Naivheit, mit der die Heldin am Schluß, da der eine Ritter stirbt, nachdem sie denselben gebührend beweint hat, sogleich den andern nimmt. Überhaupt ist Simplizität, wie mich dünkt, und zwar eine fast kolossale Simplizität der Charakter dieser Fabel; es sind

manche simple Geschichten aus jener guten alten Zeit auf uns gekommen, aber simpler als diese wird man nicht leicht eine finden. Übrigens sind Gang und Umstände beim Chaucer wie beim Granucci; nur werden bei dem letztern in der Kürze noch viele Personen erwähnt, teils altmythische, teils neu erfundene, die beim Ch. gar nicht mehr vorkommen; zum Beweis von der reichen Entfaltung in der Teseide des Boccaz. Auch erwähnt Gr. unter dem, was er in seiner Torheit wegschneiden zu müssen geglaubt, viele poetische Fiktionen und aus dem Statius entlehnte thebanische Geschichten. Ein Umstand, der eine merkliche Verschiedenheit der Teseide von dem Filostrato andeutet, mit dem man sie nach allem übrigen sehr gleichartig vermuten könnte. Es muß dieses Werk noch lange nach dem Autor sehr hoch geschätzt worden sein, da es wie der Pastor fido des Guarini und die Geschichte von Florio und Biancafiore ins Griechische übersetzt worden ist. Boccaz selbst bezieht sich auf dieses Werk im Dekamerone, indem von Dioneo und Fiammetta in einer der Zwischenstellen gesagt wird, daß sie die Geschichte des Palemon und Arcitas besungen.

Der Filopono, ein Roman von großem Umfang, ganz in Prosa, Bearbeitung einer der beliebtesten Geschichten des Mittelalters, die ins Spanische und auch ins Deutsche übertragen worden ist, kann jetzt am schicklichsten folgen. Schon wenn man den Ameto lieset, von dem gleich mehr die Rede sein

wird, sollte man glauben, das sei das erste Werk des Dichters in Prosa, so sehr hat diese in demselben das Gewaltsame, Schwerfällige, Unsichere und Übertriebene eines ersten Versuchs an sich. Aber durch Vergleichung der allegorischen Episoden im Filopono mit den individuellen Beziehungen des Ameto wird es klar, daß dieser später sei. Einen ähnlichen Charakter hat die Prosa auch im Filopono, und nicht bloß diese, sondern auch die eingeflochtenen Reden und die ganze Behandlungsart des Vortrags ist mit großer Kraft und Anstrengung den römischen Klassikern nachgebildet, etwa einem Livius. Es kontrastiert das freilich oft seltsam genug mit der kindlichen Einfalt des romantischen Märchens. Aber auch in einer andern Rücksicht zeigt sich hier eine Neigung widerstrebende Dinge zu vereinigen. So versucht der Dichter im Anfange des Werks ebenso wie im Ameto die katholische Ansicht in der Sprache der alten Mythologie auszudrücken. Juno ist ihm Marie, Pluto der Satan usw. Da er nun aber in dem mehre Jahre später geschriebenen Schluß des Romans auf den Punkt kommt, wo Florio nach der Geschichte ein Christ wird, läßt er ihn die heidnischen und namentlich die griechischen Götter feierlich abschwören. Überhaupt ist das Ganze nur als Tendenz zu betrachten, nicht als gelungenes Werk. Man könnte es kurz charakterisieren: es sei ein Versuch, den Roman und die Prosa zu der Hoheit des heroischen Gedichts zu erheben. Ein würdiges Ziel, auf dem Wege zu welchem der Dichter, soviel ich

weiß, keinen Gefährten gefunden hat, als den einzigen, freilich größer gedachten und glücklicher vollendeten Persiles.

So betrachte ich dieses Buch. Gewiß ists, daß die ursprüngliche Fabel darin sehr entstellt, ja, ich darf wohl sagen, entschieden verdorben sei.

Sie ist noch vorhanden, die ursprüngliche Fabel von Florio und Blancheflure, in der deutschen Bearbeitung; von einem, der in einem andern Gedichte – Herr Flecke der gute Konrad – genannt wird, nach dem Französischen des Robert von Orleans[1]; s. den zweiten Band der Myllerschen Sammlung. Zwei schöne Kinder, an einem Tage geboren, zusammen in aller Artigkeit und Poesie unterrichtet, die sich als Kinder schon lieben, ohne zu wissen, wie ihnen geschieht, dann mit jugendlicher Innigkeit und schuldloser Herzlichkeit aneinander hangen. Der alte König, der das nicht dulden kann, den Sohn nach Mantua schickt, und da auch das nicht helfen will, die Geliebte an Fremde verkauft, welche sie über das Meer zum Sultan von Babylonien bringen, wo sie natürlicherweise als eine der seltensten Schönheiten in einem gewaltigen Turm von einem grausamen Wärter sehr wohl verwahrt wird. Dann Florio, der freilich nun zu spät zurückkehrt, dem gesagt wird, sie sei gestorben, der sich an dem zur Bestätigung dieses Betrugs vom alten König errichteten prächtigen Grabmale sehr klagend gebärdet,

---

[1] Manche interessante Notizen darüber finden sich in Eschenburgs Denkmälern altdeutscher Dichtkunst.

endlich von seiner Mutter die Wahrheit erfährt, schnell der Geliebten nachreist[1], glücklicherweise seine Blancheflure sehr bald findet, zu ihr gelangt und verborgen bei ihr lebt, im Genuß aller Liebesfreuden welche die Sittsamkeit erlaubt. Wie Blancheflure einst in seinen Armen einschläft, sie gefunden, grausam gefesselt und zum Richtplatz geführt werden. Wie der Sultan endlich durch ihre alles übertreffende Liebe im Wettstreit der Großmut sich erweichen läßt und ihnen das Leben schenkt, ja sogar ihr Freund wird und ihnen eine prächtige Hochzeit ausrichtet, wo dann unvermutet Boten erscheinen, die den Florio eilends in seine Heimat zurückrufen, um den Thron des verstorbenen Königs zu besteigen. Wie er dann ein Christ geworden, immer glücklich mit seiner Blancheflure gelebt, im fünfunddreißigsten Jahre unter andern eine Tochter namens Berta gezeugt, die nachher mit Pipin die Mutter

[1] Beim Boccaz nimmt er in Beziehung auf die Mühseligkeiten, denen er sich so willig unterzieht, und die als übereinstimmend mit seinem innern Gefühl ihm sogar willkommen sind, den Namen Filopono an, nach dem das Buch genannt ist. Da die Stelle in der dies gesagt wird, sich schwerlich für unecht erklären läßt, so ist dadurch der Streit über den Namen des Buchs entschieden. Gegen die Erklärungsart, welche Filocolo, wie das Buch wohl auch genannt wurde, für verdorben oder durch Mißverstand aus Filocalo von *καλος* gebildet hält, streitet noch der Umstand, daß schon ein allegorischer von dem Griechischen *καλος* abgeleiteter Name in Filopono vorkömmt, nämlich Caleone. So heißt nämlich in den frühern Gedichten des Autors Fiammettas Geliebter, in den spätern Pamphilo.

Karl des Großen geworden, des besten Königs aller Zeiten; und wie endlich beide in einem Alter von hundert Jahren an einem Tage in ihr Grab gelegt seien. Dazu so manche artige Züge im einzelnen, wie Florio in einen Korb voll Rosen versteckt in das Serail getragen wird; wie der grausame Turmwärter durch seine Neigung zum Schachspiel schlauerweise zahm gemacht und gewonnen wird usw. Das ist eine herzliche unschuldige Geschichte von rührender Einfalt und Schönheit, die nur mit stiller Lieblichkeit erzählt werden darf, ohne sie putzen und schmücken zu wollen. Und nun jener klassische Stil des Boccaz, diese Menge von hinzugedichteten Personen und Begebenheiten, die daher entstehende Weitläufigkeit, und endlich die allegorischen Episoden!

Die weitläufigste unter diesen ist jedoch an sich sehr vorzüglich und noch dadurch interessant, daß man den Dekamerone hier gleichsam im Keime sieht. Es ist eine Gesellschaft, die sich nach altromantischer Sitte mit Questions d'amour beschäftigt, wo Frage und Antwort meistens an eine sinnreiche Novelle geknüpft ist. Man trifft auch hier, wie sich denken läßt, die Fiammetta wieder. Beschreibungen weiblicher Gestalt und Kleidung sind beim Boccaz fast immer überaus schön. Diesmal verherrlicht er besonders das Feuer ihrer leuchtenden Augen, und den Eindruck, den sie auf ihn gemacht.

Ob ein Werk gelungen sei oder nicht, davon hat der Dichter, wenn es mißlungen ist, nicht immer ein sichers Gefühl, und es kann treffen, daß er gerade,

wenn es entschieden mißlungen ist, dieses gar nicht gewahr wird. Aber der Tendenz, der Größe seines Ziels wird er sich dennoch ganz bestimmt und klar bewußt sein können, und darnach denn den Wert dessen, was er hervorgebracht, richtig eigentlich aber nach einer unrichtigen Prämisse, würdigen. So läßt sich die Tradition verstehen und glaubwürdig finden, daß Boccaz selbst auf den Filopono einen sehr hohen Wert gelegt und ihn dem Dekamerone vorgezogen habe. Arbeit ist unstreitig mehr in jenem als in diesem.

Was sich im Filopono nur noch als Episode ankündigt, das ist im Ameto Inhalt des Ganzen. Es ist ein durchaus allegorischer Roman, worin im allgemeinen Kostüm pastoraler Darstellungen erzählt wird, wie ein roher Hirt durch die Liebe veredelt und gebildet sei. Das Wie dieser Bildung ist aber eben nicht weiter ausgebildet. Den größten Raum des Buchs nehmen sieben Frauen ein, deren Kleidung und Gestalt ausführlich beschrieben wird, und deren jede ihre Herkunft, ihre Schicksale und besonders die Geschichte ihrer ersten Liebe erzählt und die Erzählung jedesmal mit einer Hymne in Terzinen an eine Göttin des Altertums beschließt. Ameto ist dabei nur Zuschauer und Zuhörer; das Buch beginnt und endigt mit allgemeinen Betrachtungen über die Liebe, und Zusammenhang oder Geschichte ist eben weiter nicht darin zu suchen. In der Geschichte der Frauen aber fühlt man die individuelle Wahrheit, und es braucht nicht erst erraten zu werden, daß

Freundinnen des Dichters gemeint sind; dennoch lösen sich alle sieben schließlich in Allegorie auf und bedeuten die vier weltlichen und die drei geistlichen Tugenden. Die Geschichten sind sämtlich im Kostüm der Mythologie erzählt, ja auch katholische Dinge werden in diese Sprache übersetzt, wie im Anfange des Filopono; es wird ein großes Gewicht gelegt auf die Abkunft und die der einzelnen wird immer womöglich an die der Nationen geknüpft, und überhaupt ist die Erzählungsart und Sprache wie in der würdigsten Historie. Die eingemischten Verse sind nicht eben der glänzendste Teil des Ganzen, von dessen Seltsamkeit man sich nach diesen Zügen schon einigen Begriff wird machen können. Der Periodenbau in diesen Versen ist verworren, sie haben nicht die naive Anmut seiner Stanzen und Kanzonetten, und ungeachtet sie nur Gegenstände des klassischen Altertums im Kostüm desselben behandeln, so sind sie doch auch weit entfernt von klassischer Kraft und Würde; ja sie haben überhaupt keinen recht bestimmten konstruierten und deutlichen Charakter. Dagegen ist in der Prosa vieles zu loben und einiges unvergleichlich schön. Die Geschichten dürfen oft im Stil die Vergleichung mit dem Größten im Dekamerone nicht scheuen. Unter den in diesen Geschichten charakterisierten Liebhabern ist die Figur des Dioneo, der jedem Leser des Dekamerone unvergeßlich ist, schon mit besonderer Liebe und Keckheit gezeichnet. Aber worin sich Bocc. selbst übertroffen hat, das ist die Beschrei-

bung von der Gestalt und der dem allegorischen Sinn gemäßen Kleidung der sieben Frauen. So kunstreiche, hinreißende, groß gedachte Kleiderbeschreibungen wird man, den Cervantes ausgenommen, nicht leicht bei noch einem Dichter finden.

Es läßt sich denken, daß Fiammetta in dieser Auswahl edler und schöner Frauen nicht fehle. Sie bedeutet die Hoffnung, und erscheint mit Pfeil und Schleier im grünen Gewande, die Locken mit einem Schmuck von Gold und Perlen geziert, umwunden von einem Kranz roter und weißer Rosen. Sie erzählt die Kühnheit, durch die ihr Geliebter ihre Gunst gewonnen hatte: wie er sie, die an Stand und Geburt weit über ihn erhaben war, oft gesehen und gesprochen habe, aber nie allein und so, daß er ihr seine Liebe entdecken können; bis er einsmals in der Abwesenheit des Gemahls Mittel gefunden, sich in ihrem Schlafgemach zu verbergen, bloß von seiner Kühnheit und seinem Dolch begleitet; wie er sich ihr entdeckt, seine Liebe geschildert, die Entstehung derselben erzählt, und wie er fest entschlossen sei, sich zu töten, wenn sie ihn nicht erhöre. Was beide sagen, Fiammettas Überraschung und heimliche Neigung, sein Ernst, seine hinreißenden Bitten, das alles ist mit der lebendigsten, glühendsten Wahrheit und Beredsamkeit dargestellt, und man findet es leicht begreiflich, daß das Feuer der seinigen alle Gegengründe besiegt hatte.

Boccaz hat diese Begebenheit noch einmal ausführlich darzustellen Gelegenheit gehabt, und er tut

es mit etwas veränderten Umständen. Mehr Male noch bezieht er sich darauf und immer mit sichtbarer Liebe.

Das Buch ist nach einer Jahrszahl in der Geschichte der Emilia später als 1340 geschrieben; dürfte also unter die spätesten Jugendversuche des Dichters zu setzen sein.

Durch ihre Stellung im Ganzen ist Lya unter den sieben die Hauptperson; sie ist schon aus dem Dante als Sinnbild der Beschaulichkeit bekannt, und bedeutet hier den Glauben.

Überhaupt wirkte das Vorbild des Dante so mächtig auf seinen Geist, daß es auch ihn wie den Petrarca aus seiner eigentlichen Sphäre einmal herausziehen mochte. Als die unglückliche Frucht dieser Einwirkung von der Übermacht fremder Geistesgröße haben wir die Amorosa Visione zu betrachten, ein Gedicht in Terzinen, das Ganze eine einfache Allegorie von Glück und Liebe usw., worin fast alle die berühmtesten erotischen Fabeln des Altertums verwebt sind; aber sie sind nicht neu geworden in dieser veränderten Behandlung, welche die ungünstigsten Urteile von der Poesie des Autors zu rechtfertigen scheinen könnte. Wenn uns schon die Trionfi des Petrarca keine gelungene Nachbildung scheinen, was sollen wir erst von dieser Vision sagen, die so tief unter jenen steht? Es ist das einzige Werk von ihm, welches mich Überwindung gekostet hat, zu Ende zu lesen. Übrigens kommen alle die allegorischen Personen des Ameto auch hier

vor und zwar als schon bekannte. Noch einer sonderbaren Spielerei muß ich erwähnen; die ersten Buchstaben jeder Terzine durch das ganze Gedicht bilden eine Art von Vorrede für dasselbe, die aus zwei Sonetten an Fiammetta und aus einer Kanzonette an die Leser besteht.

Unter die Produkte der männlichen Reife ist dem innern Charakter und auch der Zeit nach der Dekamerone zu stellen, den ich als bekannt voraussetze: denn die erste Masse desselben erschien 1353, also da B. vierzig Jahre alt war. Auf diesen ist der Urbano zu beziehen, ein Roman, wo sich mancherlei Unglücksfälle nach langer Erwartung endlich mit Wiedererkennung und dergleichen in allgemeines Glück auflösen. Die Behandlung ist durchaus dieselbe wie in den größern, ernsthaften Novellen im Dekamerone, nur noch etwas ausführlicher, wodurch der Urbano beim Vergleich eher gewinnen als verlieren würde. Hat nun der Dichter, ehe er Novellen in Masse behandelte, es mit einer einzelnen versucht, oder nachher, in der Absicht, sie mehr zu entfalten? Dann dürfte diese Absicht merklich und die Verschiedenheit größer sein. Ich vermute daher das erste. Für einen Versuch hingegen, eine einzelne Novelle als für sich bestehendes Werk und ganz anders, als es dort geschehen war, poetisch und in dem geliebten mythischen Kostüm zu behandeln, möchte ich das Ninfale Fiesolano halten, um so mehr, da der darin erzählten Geschichte von Africo und Mensola nach Manni eine wahre zugrunde liegen soll.

Ein sehr gefälliges Gedicht, lebendig und kräftig; als versifizierte Novelle, als episch-romantisches Gedicht von so kleinem Umfang das einzige in seiner Art. Als B. selbst bestätigt durch sein Beispiel, was Cervantes und Shakespeare zur Genüge bewiesen haben, daß die Novelle auch einzeln und für sich bestehend muß interessieren können, daß es nicht gerade notwendig ist, eine ganze Flora derselben in ein romantisches Symposium einzufassen, wie es im Dekamerone so vortrefflich geschehen ist, daß es zu ausschließend allgemeine Regel scheinen könnte. – Die Stanze hat hier noch die alte naive Anmut, aber mit der Sprache zugleich mehr Schwung. Man könnte stellenweise eine Ähnlichkeit finden mit der Manier des Poliziano in den berühmten Stanzen, aus denen Ariosto für seine Verskunst so vieles gelernt hat, deren Stil aber doch in seinem geflügelten Schwung und altertümlicher Kraft ohne Nachfolge in der italienischen Poesie geblieben ist.

Aus derselben Zeit ungefähr, wie der Dekamerone, ist einer Zeitbestimmung in dem Werke selbst zufolge der Laberinto d'Amore oder Corbaccio; in ältern Zeiten sehr gelesen, und in viele Sprachen übersetzt. Der Stil ist vortrefflich und die Erfindung witzig; seine Beliebtheit verdankt das Werk aber vielleicht zum Teil mit dem Umstande, daß es sich als eigentliche Satire gegen das weibliche Geschlecht überhaupt so bestimmt rubrizieren ließ. Unter dieser Rubrik finde ich es als ein äußerst berühmtes Buch unter andern in einem alten Gedichte im spanischen

Cancionero angeführt. Boccaz erzählt in eigner Person, wie er vor Liebe, da er mit Spott verschmäht ward, sehr unglücklich gewesen sei, so daß er sich habe umbringen wollen. Sein innrer Kampf, seine Selbstgespräche werden ausführlich dargestellt, und wie er sich endlich so weit beruhigt, daß er sich entschließt, wieder unter Menschen zu gehen und einige gesellschaftliche Freuden sich gefallen zu lassen. Dies besänftigt ihn schon, und da er nun ruhiger einschlummert, hat er eine Vision, wie man sie sich leicht denken kann, worauf eben der Titel Labyrinth des Amor deutet. Da begegnet er einem alten Manne, dieser ist aber keine mythische Figur, sondern der verstorbene Ehegemahl der übermütigen Dame in eigner Person. Der Alte hat eben keine idealische Ansicht der Frauen, sondern macht ihm eine solche mit der pünktlichsten Genauigkeit ausgeführte und ausführliche Beschreibung von allen den geistigen und körperlichen Gebrechen, ohne eines zu übergehen, mit denen diese Frau behaftet war, daß der Liebhaber dadurch ganz vollkommen wieder zur Vernunft gebracht wird. Allgemeine Ausfälle gegen das Geschlecht gehörten hier mit zur notwendigen Rhetorik des Buchs: doch scheint es, hatte persönliche Rache, deren B. in solchen Verhältnissen sehr fähig war, den größten Anteil an der Entstehung desselben.

Die Vita di Dante empfiehlt sich außer den interessanten Nachrichten über jenen großen Dichter durch eine männliche Beredsamkeit. Nicht als Bio-

graphie oder Charakteristik ist sie zu beurteilen, sondern als Apologie, als Rede an die Florentiner; und daß sie als solche ihre Wirkung getan, wird am besten dadurch bewiesen, daß B. nachher von der Republik angestellt wurde, Vorlesungen über das göttliche Werk zu halten.

Merkwürdig ist auch die allgemeine Ansicht der Poesie in dieser Schrift. Er hält sie für eine irdische Hülle und körperliche Einkleidung der unsichtbaren Dinge und der göttlichen Kräfte, nennt sie geradezu eine Art von Theologie, die nur allgemein verständlicher und lieblicher sei, als die eigentlich so genannte. Zwar hat der Begriff der Allegorie nicht immer den hohen Sinn bei ihm, den man vermuten sollte, da er die Alten so weit doch schon kannte und da er den Dante vor sich hatte; sondern er belegt auch wohl mit diesem Namen den sinnbildlichen Vortrag bloß moralischer Lehren: aber dennoch bleibt es eine tüchtige fruchtbare Ansicht, unendlich reeller als die hohlen Begriffe, die uns von den verbildeten und im Geiste schal gewordnen Ausländern gekommen und von der sogenannten kritischen Philosophie zu einer Wissenschaft, genannt Ästhetik, gestempelt worden sind; ich meine die ganz leeren Begriffe von Darstellung, wo noch gar kein Begriff von Natur vorhanden ist, und von Schönheit, wo der von der Gottheit so gut wie verloren scheint.

Dieselbe Ansicht der Poesie finden wir auch in dem lateinischen Werke über die alte Mythologie wieder, das übrigens außer unserm Kreise liegt, wie

alles, was von Boccaz in der Geschichte der Philologie und der Wiederherstellung der alten Literatur zu erzählen wäre. Nur das will ich erwähnen, daß für die Abfassung seiner lateinischen Schriften die des Petrarca, für den er eine so grenzenlose Verehrung äußert, und dessen Beispiel nicht ohne Einfluß gewesen zu sein scheinen.

Noch habe ich von der Fiammetta zu reden, dem herrlichen Denkmal, was B., wie ich oben sagte, auf dem Gipfel seiner geistigen Kraft der Geliebten zur ewigen Verherrlichung setzte. Es ist eine in mehre Bücher abgeteilte, soll ich sagen Rede oder Erzählung, worin Fiammetta selber spricht, ihr kurzes Glück mit glühenden Farben schildert, und erzählt, wie es durch plötzliche Trennung zerstört worden. Dies ist jedoch nur der Anfang, den größten Teil des Buchs nimmt ihr Schmerz über diese Trennung ein, ihr Verlangen, welches mit Liebe ausgeführt und mit allen Torheiten, zu denen es sie lockt, dargestellt ist; wie sie von Eifersucht zerrissen dennoch wieder Hoffnung faßt, wie diese immer höher steigt, und endlich nah dem Ziele sie dennoch täuscht; wie nun der Schmerz immer tiefer gräbt, da sie nie wieder von dem Geliebten hört, bis sie sich ruhig auf immer den ewig gleichen Schmerzen ergibt. Es ist so gut wie keine äußre Geschichte, auch keine Charakteristik und Individualität; alles ist groß und allgemein, es ist nur Liebe, nichts als Liebe. Alles ist durchdrungen von Sehnsucht, von Klage und von tiefer verborgener Glut. Verschmäht ist

auch der Reiz, der aus der Nachbildung der weiblichen Manieren in der Schreibart entstehen kann, als unter der Hoheit dieser Elegie, die würdig wäre, zwischen den Besten des Altertums und den Gesängen des Petrarca auf dem Altare der Liebe zu ruhen.

Da ich nicht voraussetzen darf, daß jeder, der ein Urteil zu haben glaubt, über das Göttliche in der einfachen Komposition eines seinem Inhalte nach so äußerst subjektiven Werks mit mir übereinstimmen könne, so will ich von dem reden, worin jeder, der es mit einigem Verstande lieset, es sogleich als das höchste und erste seines Urhebers anerkennen muß; von dem Stil. Er geht in einem Tone durch das ganze Buch fort, und auch der Reiz ist verschmäht, der aus dem Wechsel des Tons und der Farbe in der Sprache entsteht; und wenn Cervantes durch die Bildsamkeit seiner Prosa, durch den reichen Gebrauch, den er von jenem Wechsel, da ihm jeder Ton und jede Farbe zu Gebote ist, zu machen versteht, bei der Größe des Stils, zu der er sich, sooft es ihm gefällt, erheben kann, uns mehr bezaubert als Boccaz gewöhnlich etwa im Dekamerone es vermag: so darf ich doch ohne Übertreibung sagen, daß sich im Cervantes, dem größten, ja vielleicht außer Boccaz dem einzigen modernen Künstler der Prosa, keine Masse derselben von dieser gleichartigen Hoheit und innern Durchbildung und Ausbildung finde; und ohne Übertreibung, daß das Vortrefflichste und Größte, was der Dekamerone aufzuweisen hat, nur

als Annäherung oder Nachhall erscheinen kann gegen diese Würde und Schönheit. O möchte doch das Göttliche nicht immer verkannt sein und vergessen, so würde es von diesem Gebilde der einfachsten, aber der höchsten Dichtkunst nicht eines literarischen Berichtes bedürfen!

Nur jahrelang nach dem Ameto konnte B. diese Höhe der Bildung im Stil erreichen. Aber übrigens ist nichts dagegen, daß das Werk sogar noch vor dem Dekamerone gedichtet sei, und keine äußere Notiz kommt uns bei dieser Bestimmung zu Hilfe. Aber man mag es nun in der Zeitordnung vor oder nach dem Dekamerone setzen: gewiß ist es, daß nach diesem Werke nur, worin alles eigen und ganz sein ist, beurteilt werden darf, was er als Dichter war und was er im Stil vermochte.

Von dem Dekamerone eine Beschreibung zu geben, würde überflüssig sein. Die Einfassung des Werkes muß denen, die bisher nur dieses allein vom B. kannten, nach dem, was ich von seinen übrigen berichtet habe, schon ungleich verständlicher sein, da wir die allmähliche Entstehung dieser eigentümlichen Lieblingsform des Boccaz, eine gründlich genaue, fast geometrisch geordnete Darstellung seines geselligen Kreises mit einem Kranz von lieblichen Geschichten zu durchflechten, in mehren Stufen nachweisen konnten. Die Charakteristik der Novellen müßte ins einzelne gehen, da ja jede Novelle ihren spezifisch verschiedenen Charakter, ihre eigene Signatur hat; ferner da viele von bedeutenden Meistern

umgebildet sind, müßte die Nachbildung mit der Behandlung des B. verglichen werden, und diese mit ihren Quellen, die wir sehr oft nicht finden oder nicht haben können. Im ganzen scheint es die beste Methode, Novellen zu charakterisieren, wenn man sie erneuert, wo die Charakteristik zugleich den Beweis ihrer Richtigkeit oder Unrichtigkeit mit sich führt. Fruchtbar wäre es für die Theorie, die Geschichte einer einzigen Novelle von besondrer Tiefe, die etwa recht viele Umbildungen erfahren hat, des Beispiels wegen durch alle diese durchzuführen; welches aber hier, wo unsre Absicht auf einen einzelnen Meister beschränkt ist, nicht stattfinden kann. Weniger überflüssig dürfte es sein, einige Worte zur Charakteristik der ganzen Gattung zu sagen, wodurch es uns wenigstens vielleicht gelingen wird, einiges Nachdenken darüber zu veranlassen.

Ich wähle dazu einen Weg, der sonderbar scheinen kann. Ich werde zuerst suchen die Tendenz des Dichters, der mit Recht als der Vater und Stifter der Novelle betrachtet wird, in eine Idee zusammenzufassen, ob diese etwa ein Licht über die tiefere Eigenheit der Gattung gibt.

Man kann den Charakter eines Dichters im ganzen nie mit einiger Richtigkeit treffen, bevor man nicht den Kreis der Kunstgeschichte gefunden hat, zu dem er gehört, das größere Ganze, von dem er selbst nur ein Glied ist. Man muß es mit solchen Konstruktionen, welche die einzige Grundlage jeder reellen Kunstgeschichte sind, eben so lange versuchen,

bis man das Rechte endlich gefunden zu haben sich durch mancherlei Bestätigungen versichern kann. Hat man nur den Geist der Kunst überhaupt, von der eine Geschichte gesucht wird, und fehlt es dabei nur nicht an Ernst und unermüdlichem Studium, so wird man sich über schlechten Erfolg in dem Versuch, die Entstehung des wirklich Gebildeten und die innere Organisation dieser Entstehung und Bildung zu begreifen, nicht beklagen dürfen. Ich erinnere dies nur, um die Art von Einstimmung anzudeuten, die ich für das Folgende erwarten darf.

Wenn es einleuchtet, daß Dante als Prophet und Priester der Natur und des katholischen Glaubens weit aus der Sphäre der übrigen italienischen Poesie herausgegangen sei, ganz inkommensurabel mit den andern großen Dichtern dieser Nation bleibe, so dürfen wir, wenn wir die Poesie derselben als ein Ganzes betrachten wollen – was ich hier nur postuliere, weil der Beweis, daß man sie so betrachten müsse, zu tief ausholen und zu weitläufig ausfallen dürfte – wir dürfen, sage ich, in die Konstruktion der italienischen Poesie jenen Großen nicht mit aufnehmen.

Aber auch Guarini ist freier von Nationalität wie irgendein anderer italienischer Dichter. Seine Tendenz geht weit ab von der ihrigen; er geht zuerst und zuletzt auf idealische Schönheit, auf Enthusiasmus für diese und auf die Fülle der Harmonie, nicht auf eine in der Tiefe oder Leichtigkeit unübertreffliche Darstellung und Virtuosität in dieser. Daher

die klassische Würde und Anmut, die harmonische Bildung seiner Sprache und Form, wonach Tasso nur strebte. Was man auch für das Gegenteil sagen mag, er ist ohne Vorgänger gewesen und ohne Nachfolge geblieben, steht einzig und allein da in der italienischen Poesie.

Nicht so ist es mit dem Ariosto, Petrarca und Boccaz. Sie tragen alle in unverkennbaren Zügen das stärkste Gepräge jenes entschiedenen Nationalcharakters. Ihre Formen, ja ihre Manieren sind einheimisch geworden und geblieben in der italienischen Poesie. Den größten Teil der Literatur derselben füllt die zahllose Schar der Nachfolger, die sie gefunden haben, und von denen doch einige nicht unbedeutend sind, wenn auch nicht so bedeutend wie die Vorgänger, die etwa Ariost, ja auch Petrarca gehabt hat. In diesen Vorgängern und den bessern Nachfolgern ist die Tendenz mehr oder weniger dieselbe wie bei dem Meister der Manier; nur die Stufe der Kunst ist verschieden.

Meine Ansicht ist also diese. Dante, so sehr er Italiener ist, liegt ganz außer den Grenzen ihrer Nationalpoesie. Auch Guarini ist eine Episode in ihr, deren Umkreis und Inhalt Petrarca, Boccaz und Ariosto bezeichnen.

Warum ich dem Tasso in dieser Konstruktion gar keine Stelle gebe, davon will ich hier, wo ich nicht polemisieren möchte, die Ursache lieber durch Stillschweigen erraten lassen, als sie ausführen und beweisen.

Was in der Darstellung des Petrarca künstlerisch betrachtet, am stärksten auffällt, ist dieser überraschende, bewundernswürdige Grad von Objektivität bei einem so ganz subjektiven Inhalte. Wie die Schönheit auf der Harmonie von Form und Materie, so scheint die Darstellung, in welcher die größte Künstlichkeit zu besitzen und zu zeigen gemeinschaftliche Tendenz jener italienischen Meister ist, auf dem Verhältnis des Objektiven und Subjektiven zu beruhen. Im Petrarca ist dieses bis zur Identität vereinigt. Ariosto neigt sich entschieden auf die Seite der Objektivität. Die subjektive Beschaffenheit oder Beziehung fast aller Werke des Boccaz fällt in die Augen. Nehmen wir nun an, daß dies an sich nicht fehlerhaft, daß es vielmehr die eigentliche, also richtige Tendenz seiner Kunst war, das Subjektive mit tiefster Wahrheit und Innigkeit rein ans Licht zu stellen, oder in klaren Sinnbildern heimlich anzudeuten, so wird es begreiflich, daß sie gerade in der Fiammetta in ihrem höchsten Glanze erscheint; und wenn es uns gelingt, den Charakter der Novelle mit diesem Begriff von der Tendenz des Künstlers in Beziehung zu setzen, so werden wir einen Mittelpunkt und gemeinschaftlichen Gesichtspunkt für alle seine Werke gefunden haben, die man ganz richtig nur als Annäherungen und Vorbereitungen zur Fiammetta oder zur Novelle, oder als unwillkürliche Verbindungsversuche und zwischen beiden schwankende und schwebende Mittelglieder betrachten würde.

Ich behaupte, die Novelle ist sehr geeignet, eine subjektive Stimmung und Ansicht, und zwar die tiefsten und eigentümlichsten derselben indirekt und gleichsam sinnbildlich darzustellen. Ich könnte mich auf Beispiele berufen und könnte fragen: Warum sind denn unter den Novellen des Cervantes, obgleich alle schön sind, einige dennoch so entschieden schöner? Durch welchen Zauber erregen sie unser Innerstes und ergreifen es mit göttlicher Schönheit als durch den, daß überall das Gefühl des Dichters, und zwar die innerste Tiefe seiner eigensten Eigentümlichkeit sichtbar unsichtbar durchschimmert, oder weil er wie im Curioso impertinente Ansichten darin ausgedrückt hat, die eben ihrer Eigentümlichkeit und Tiefe wegen entweder gar nicht oder nur so ausgesprochen werden konnten? Warum steht der Romeo auf einer höhern Stufe als andre dramatisierte Novellen desselben Dichters, als weil er in jugendliche Begeisterung ergossen in ihm mehr als in jeder andern ein schönes Gefäß für diese fand, so daß er ganz davon angefüllt und durchdrungen werden konnte? – Auch bedarf es keiner Auseinandersetzung, um zu zeigen, daß diese indirekte Darstellung des Subjektiven für manche Fälle angemessener und schicklicher sein kann, als die unmittelbare lyrische, ja daß gerade das Indirekte und Verhüllte in dieser Art der Mitteilung ihr einen höhern Reiz leihen mag. Auf ähnliche Weise ist die Novelle selbst zu dieser indirekten und verborgenen Subjektivität vielleicht eben darum besonders geschickt,

weil sie übrigens sich sehr zum Objektiven neigt, und wiewohl sie das Lokale und das Kostüm gerne mit Genauigkeit bestimmt, es dennoch gern im Allgemeinen hält, den Gesetzen und Gesinnungen der feinen Gesellschaft gemäß, wo sie ihren Ursprung und ihre Heimat hat; weshalb sie auch in jenem Zeitalter vorzüglich blühend gefunden wird, wo Rittertum, Religion und Sitten den edlern Teil von Europa vereinigten.

Aber es läßt sich diese Eigenschaft der Novelle auch aus ihrem ursprünglichen Charakter unmittelbar deduzieren. Es ist die Novelle eine Anekdote, eine noch unbekannte Geschichte, so erzählt, wie man sie in Gesellschaft erzählen würde, eine Geschichte, die an und für sich schon einzeln interessieren können muß, ohne irgend auf den Zusammenhang der Nationen, oder der Zeiten, oder auch auf die Fortschritte der Menschheit und das Verhältnis zur Bildung derselben zu sehen. Eine Geschichte also, die, streng genommen, nicht zur Geschichte gehört, und die Anlage zur Ironie schon in der Geburtsstunde mit auf die Welt bringt. Da sie interessieren soll, so muß sie in ihrer Form irgend etwas enthalten, was vielen merkwürdig oder lieb sein zu können verspricht. Die Kunst des Erzählens darf nur etwas höher steigen, so wird der Erzähler sie entweder dadurch zu zeigen suchen, daß er mit einem angenehmen Nichts, mit einer Anekdote, die, genau genommen, auch nicht einmal eine Anekdote wäre, täuschend zu unterhalten und das, was im Ganzen

ein Nichts ist, dennoch durch die Fülle seiner Kunst so reichlich zu schmücken weiß, daß wir uns willig täuschen, ja wohl gar ernstlich dafür interessieren lassen. Manche Novellen im Dekamerone, die bloß Späße und Einfälle sind, besonders in dem letzten provinziell-florentinischen Teile desselben gehören zu dieser Gattung, deren schönste und geistreichste der Licenciado Vidriera von Cervantes sein dürfte. Aber da man es selbst in der besten feinen Gesellschaft mit dem was erzählt wird, wenn nur die Art anständig, fein und bedeutend ist, nicht eben so genau zu nehmen pflegt, so liegt der Keim zu diesem Auswuchs schon in dem Ursprunge der Novelle überhaupt. Doch kann es eigentlich nie allgemeine Gattung werden, so reizend es auch als einzelne Laune des Künstlers sein mag, denn diese würde, wenn sie förmlich konstituiert und häufig wiederholt würde, eben dadurch ihren eigentümlichen Reiz verlieren müssen. Der andre Weg, der sich dem künstlichern Erzähler, dem vielleicht schon die ersten Blüten vorweggenommen sind, zeigt, ist der, daß er auch bekannte Geschichten durch die Art, wie er sie erzählt und vielleicht umbildet, in neue zu verwandeln scheine. Es werden sich ihm eine große Menge darbieten, die etwas objektiv Merkwürdiges und mehr oder weniger allgemein Interessantes haben. Was anders soll die Auswahl aus der Menge bestimmen, als die subjektive Aneignung, die sich allemal auf einen mehr oder minder vollkommnen Ausdruck einer eignen Ansicht, eines eignen Gefühles gründen wird? Und

welchem Erzähler einzelner Geschichten ohne innern, weder historischen noch mythischen Zusammenhang würden wir wohl lange mit Interesse zuhören, wenn wir uns nicht für ihn selbst zu interessieren anfingen? Man isoliere diese natürliche Eigenheit der Novelle, man gebe ihr die höchste Kraft und Ausbildung, und so entsteht jene oben erwähnte Art derselben, die ich die allegorische nennen möchte und die wenigstens, mag man sie so oder anders bezeichnen wollen, sich immer als der Gipfel und die eigentliche Blüte der ganzen Gattung bewähren wird.

Entsteht nun die Frage, in welcher Novelle etwa Boccaz seine Individualität am vollständigsten ausgesprochen habe, so würde ich die Geschichte des Africo und der Mensola, das Niefale Fiesolano nennen. Veredlung der rohen männlichen Jugendkraft durch die Liebe, eine kräftige glühende Sinnlichkeit und innige naive Herzlichkeit im Genuß, der durch plötzliche Trennung schnell unterbrochen wird, wodurch zerrissen die Liebenden den Schmerzen über solche Trennung sich bis zum Tode heftig überlassen; das sind überall die Grundzüge von Boccazens Liebe und seiner Ansicht derselben.

Aber gar viele andre Novellen noch im Dekamerone werden demjenigen bedeutender und verständlicher sein, der sich dabei etwa an die Fiammetta oder auch wohl an den Corbaccio erinnern kann.

Da die Poesie bei den Neuern anfangs nur wild wachsen konnte, weil die ursprüngliche und natürlichste Quelle derselben, die Natur und der Enthu-

siasmus für die unmittelbare Idee derselben in der Anschauung göttlicher Wirksamkeit, entweder gewaltsam verschlossen war, oder doch nur sparsam sich ergoß: so mußte, den Trennungen der Stände und des Lebens gemäß, neben der Romanze, die Helden- und Kriegsgeschichten für alle, und der Legende, die Heiligengeschichten für das Volk sang oder erzählte, auch die Novelle in der modernen Poesie notwendigerweise entstehen mit und für die feine Gesellschaft der edlern Stände.

Da die Novelle ursprünglich Geschichte ist, wenn auch keine politische oder Kulturgeschichte, und wenn sie es nicht ist, dieses nur als erlaubte, vielleicht notwendige, aber immer doch nur einzelne Ausnahme angesehen werden muß: so ist auch die historische Behandlung derselben in Prosa mit dem Stil eines Boccaz die ursprünglichste; welches gar nicht gegen die mögliche Dramatisierung vielleicht aller Novellen streiten soll; aber doch demjenigen, der der Gegenstand dieses Versuchs war, den Ruhm vindizieren kann, als Vater und Meister der Gattung zu gelten.

ANMERKUNGEN

ACHTER TAG

ERSTE GESCHICHTE. Ist unter andern von Chaucer, Hans Sachs und La Fontaine bearbeitet worden.

ZWEITE GESCHICHTE. Ebenfalls von Hans Sachs bearbeitet, ferner von Waldis usw.

Der Notar Ser Bonacorri hat wirklich gelebt; er ist zwischen 1341 und 1354 gestorben.

DRITTE GESCHICHTE. Auf ihr beruht Hans Sachsens Schwank Die schwarczen unsichtigen edlen Stain; Grimmelshausen zitiert sie im Wunderbarlichen Vogelnest.

Von der unsichtbar machenden Kraft des Heliotrops berichtet schon Plinius.

Calandrino, seine Gattin Tessa, Bruno und Buffalmacco sind historische Personen. Von Calandrino gibt es eine von Domenico M. Manni verfaßte Lebensgeschichte; nach Manni muß er vor 1318 gestorben sein. Buffalmacco, der mit seinem richtigen Namen Buonamico di Cristofano hieß, war als Künstler keineswegs unbedeutend, starb aber, 78 Jahre alt, arm im Hospital; in Pisa ist heute noch im Campo santo ein Bild von ihm zu sehen. Sacchetti erzählt mehrere lustige Stückchen von ihm; Vasari und Manni haben sein Leben beschrieben. Von Bruno di Giovanni existiert in der Akademie der schönen Künste in Pisa eine heilige Ursula; von ihm erzählt Vasari, daß er seiner Kunst dadurch nachhalf, daß er den bildlich dargestellten Gestalten ganze Reden in den Mund schrieb. Über Maso del Saggio ist schon bei der zehnten Geschichte des sechsten Tages gesprochen worden.

VIERTE GESCHICHTE. Von Hans Sachs als Meistergesang bearbeitet: Der Thumprobst mit der prawt.

FÜNFTE GESCHICHTE. Der Possenreißer Ribi ist auch der Held zweier Novellen Sacchettis; in der einen kommt

ihm ein Richter zu Hilfe, der der Bruder des hier gefoppten Messer Niccola da San Lepidio ist.

SECHSTE GESCHICHTE. Hans Sachs hat daraus ein Fastnachtsspiel, Der gestolen Pachen, und einen Meistergesang, Der Pachendieb, gemacht.

Über die Form, unter der das Judicum panis et casei oder die Benedictio panis et casei ad inveniendum, qui furatus est, geschah, gibt Manni in der Vita di Calandrino einige Notizen.

SIEBENTE GESCHICHTE. Die oft wiederholte Behauptung, in dieser Novelle habe Boccaccio Selbsterlebtes erzählt, ist haltlos; sicher aber ist der innere Zusammenhang der Novelle mit dem Corbaccio, den er wahrscheinlich geschrieben hat, um sich für eine erfahrene Abweisung zu rächen. Vgl. dazu die Zeilen 25—30 auf Seite 75 und 1—11 auf Seite 76.

Hans Sachs hat die Novelle zu einem Meistergesange Der Student im Schne verarbeitet.

NEUNTE GESCHICHTE. Meister Simone hat wirklich existiert; Manni hat eine allerdings sehr magere Biographie von ihm verfaßt. Hans Sachs hat sich diesen köstlichen Schwank nicht entgehn lassen.

ZEHNTE GESCHICHTE. Ist die Quelle für Hans Sachsens Fastnachtsspiel Der jung Kauffmann Nicola mit seiner Sophia und für Lope de Vegas Drama El anzuelo de Fenisa.

NEUNTER TAG

ERSTE GESCHICHTE. Von Hans Sachs als dreiaktige Komödie, als Meistergesang und zweimal als Spruchgedicht bearbeitet.

ZWEITE GESCHICHTE. Bearbeitet von Hans Sachs' Waldis, La Fontaine usw.

VIERTE GESCHICHTE. Ebenso wie die dritte von Hans Sachs als Meistergesang, Spruchgedicht und Fastnachtsspiel bearbeitet.

Cecco Angiolieri († 1212 oder wenig später) war ein Dichter, dazu noch ein sehr begabter, der zu den Vorläufern der „bürgerlichen Literatur Italiens" gezählt wird; sonst war er ein wüster Mensch, der außer den drei Leidenschaften Wein, Weib und Würfel noch einen zynischen Haß gegen seinen Vater hegte. Zu seiner Charakteristik sei eines seiner Sonette in wortwörtlicher Prosaübersetzung mitgeteilt:

Wäre ich Feuer, ich verbrennte die Welt, Wäre ich Wind, ich umtobte sie, Wäre ich Wasser, ich überschwemmte sie, Wäre ich Gott, ich schleuderte sie in die Tiefe.

Wäre ich Papst, dann wäre ich froh, Weil ich die Christenheit bedrängte, Wäre ich Kaiser, weißt du, was ich täte? Ich ließe allen die Köpfe abschlagen.

Wäre ich Tod, ich ginge zu meinem Vater, Wäre ich das Leben, Nicht bliebe ich bei ihm. Und ebenso täte ich meiner Mutter.

Wäre ich Cecco, wie ich es bin und war, So nähme ich mir die Hübschen und Jungen, Die Häßlichen und Alten Ließe ich den andern.

FÜNFTE GESCHICHTE. Vgl. Hans Sachsens Meistergesang Der wol erzaust Pueler und sein Fastnachtsspiel Der alt wol erzawst Pueler mit seinr Zauberey. Die Familie der Cornacchini hat wirklich existiert, ebenso wie der Maler Nello di Dino oder di Bandino, der in einer Urkunde von 1306 erwähnt wird.

SECHSTE GESCHICHTE. Unter andern bearbeitet von Hans Sachs, La Fontaine und Langbein.

ACHTE GESCHICHTE. Hans Sachs hat aus ihr, ebenso wie aus der siebenten einen Meistergesang gemacht.

Corso Donati, ein Vetter von Dantes Gattin Gemma, der in der Novelle erwähnt wird, ist 1308 gestorben; Boccaccio könnte also als Kind sowohl Ciacco als auch Filippo Argenti gekannt haben, die außer von ihm auch von Dante verewigt worden sind. In seinem Dantekommentar nennt Boccaccio Filippo Argenti „arrogante et superbo" und er-

wähnt, daß er ein politischer Feind Dantes war: Dante hat ihn denn auch in die Hölle gestoßen; vgl. Inferno, VIII, 58 ff. Über Ciacco, dessen Name, wohl durch Dante, in Florenz ein Synonym für Schwein geworden ist, vgl. Inferno, VI, 49 ff.

NEUNTE GESCHICHTE. Von Hans Sachs zu einem Meistergesange und zu einem Fastnachtsspiele verarbeitet.

ZEHNTE GESCHICHTE. Bearbeitet von La Fontaine, Grécourt, Casti usw.

ZEHNTER TAG

ERSTE GESCHICHTE. Auf ihr beruht ein Drama von Lope de Vega. In Luthers Tischreden und bei andern Autoren ist an die Stelle des spanischen Königs Kaiser Sigismund getreten.

ZWEITE GESCHICHTE. Der Abt von Clugny (im Originale Cligni) hat sich bei dem ersten deutschen Übersetzer, Arrigo, in einen Abt von Klingen verwandelt; ebenso heißt daher auch der Abt in Hans Sachsens Meistergesang Der Apt im Wiltpad und in seinem Fastnachtsspiele Das Wildbad. Ghino di Tacco ist keine erfundene Person, und auch das, was Boccaccio von ihm erzählt, mag auf Wahrheit beruhen. Benvenuto da Imola erzählt in seinem Dantekommentar (zum Purgatorio, VI, 13), daß es einem Richter, der seinen Bruder hatte henken lassen, nichts genützt hat, daß ihn der Papst, um ihn Ghinos Rache zu entziehen, zum päpstlichen Auditor gemacht hat; Ghino hat ihn im Gerichtssaale niedergestochen und ist heil entkommen. Selbstverständlich wurde auch dieser Ghino mit allen Zügen der Räuberromantik umgeben. „Und hätte er nichts andres Lobenswertes getan, als den Abt zu heilen, wie es Boccaccio erzählt, so wäre er genug hoch zu preisen“ sagt Benvenuto.

VIERTE GESCHICHTE. Dieser Novelle scheint ein wirklicher Vorfall zugrunde zu liegen, den Boccaccio auch im Filocopo, aber in Neapel lokalisiert, erzählt. Vgl. Hans Sachsens Meistergesang Gentile mit der doten Frawen.

FÜNFTE GESCHICHTE. Auch diese Novelle steht schon früher im Filocopo; in den Canterburyerzählungen erzählt sie der Freisasse. Nach Chaucer haben Beaumont und Fletcher ihr Drama The Triumph of Honour bearbeitet.

SIEBENTE GESCHICHTE. Auf ihr beruht Mussets Drama Carmosine.

ACHTE GESCHICHTE. Von dieser Novelle, die, wenn auch nicht immer durch Boccaccio, in die Literaturen aller Kulturvölker übergegangen ist, sagt Landau: „Hätte Boccaccio nur diese eine Novelle geschrieben, so würde eine Vergleichung derselben mit dem sogenannten Original (nämlich Petrus Alphonsi) genügen, um seine Meisterschaft zu beweisen und alles Gerede von Nachahmung und Schmücken mit fremden Federn verstummen zu machen.

ZEHNTE GESCHICHTE. Keine Novelle Boccaccios hat so viel Verbreitung gefunden, wie die von Griseldis, allerdings hauptsächlich durch die sehr freie lateinische Übertragung Petrarcas; auf dieser beruhen eine Unzahl von Volksbüchern in allen europäischen Sprachen. Von andern Bearbeitern vor Hauptmann seien hier Chaucer, Lope de Vega, Imbert, Perrault, Goldoni, Hans Sachs, Achim v. Arnim, L. H. v. Nicolay, Halm und Gustav Schwab genannt.

INHALT DES DRITTEN BANDES

DER ACHTE TAG DES DEKAMERONS:

DER NEUNTE TAG DES DEKAMERONS:

